P. O. Germ.
5904

Hefner

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Deutsche

Chrestomathie

für

den Schul- und Privat-Gebrauch,

enthaltend:

Fabeln, Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen,
nebst Sach- und Worterklärungen;

von

Joseph von Hefner,

königlichem Studienlehrer in München.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

München 1834.

Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.

(C. T. F. Sauer.)

Wa
45. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite.
Der Löwe und der Hase, von Lessing	1
Der Rabe und der Fuchs, von demselben	1
Der Geizige, von demselben	2
Die beiden Pflugscharre, von Meißner	2
Der Wanderer, der Tiger und das Krokodil, von demselben	3
Die Wespen im Honigtopfe, von demselben	3
Der gewarnte Hirsch, von demselben	4
Der Einsiedler und der Bär, von Lavater	4
Der Kuhhirt, von Krummacher	5
Das Nelkenbeet, von demselben	5
Der Schmetterlingsfang, von demselben	6
Das Rothkelchen, von demselben	7
Das Ei des Columbus, von Heinsius	8
Suwarow, von Hebel	8
Das Mittagessen im Hof, von demselben	9
Die Tollkirsche, von Krummacher	10
Zeus und das Pferd, von Lessing	11
Der Rangstreit der Thiere, von demselben	11
Die Schnecke, der Esel und das Füllen, von J. von Herder	13
Die Thautropfen, von Krummacher	14
Der kluge Richter, von Hebel	14

Seite.

Drei Freunde, von J. von Herder 15
Kindliche Dankbarkeit, von Feddersen 16
Der Greis und der Jüngling, von Krummacher 17
Das Thiergefecht, von demselben 17
Der dankbare Wilde, von Feddersen 19
Whittington, von Campe 20
Joseph der Zweite, von Niemeyer 22
Alles zum Guten, von J. von Herder 23
Die Freundschaft, von Grimm 23
Der Holunderstab, von Krummacher 26
Die Namen Gottes, von demselben 27
Der Hirtenknabe, von J. von Herder 28
Die Freunde, von demselben 32
Die ewige Bürde, von demselben 35
Die wüste Insel, von demselben 36
Krösus und Solon, von Lossius 40
Alexander und Diogenes, von Wieland 41
Der Gemsjäger, von Meiners 42
Albert, der Wildfang, von J. von Houwald 44
Die Christbescherung, von Erdmann Müller 51
Befreiung des deutschen Heeres aus dem Engpasse von Chiusa durch Otto den Großen von Wittelsbach, von F. von Pallhausen . 59
Zweikampf des Herzog Christoph von Bayern-München mit einem polnischen Grafen, von Krämer 61
Geistesgegenwart, Muth und Stärke der Bayern, von Krämer . 64
Ludwig, König von Bayern, als Lebensretter 66
Reise durch Neapel nach der Insel Ischia, von Jean Paul . . 67
Die Insel Ischia, von Graf zu Stollberg 71
Das Bad zu Brückenau, von Selchow 76
Das Seebad zu Dobberan, von demselben 77
Bruck in Holland, von Schoppenhauer 79
Jerusalem und das heilige Grab, von Rosenmüller 82
Rio Janeiro und seine Umgegend, aus Spix und Martius Reise . 85

Zweite Abtheilung.

Seite.

Kleanthes, von Campe 102
Ein wahrer Seelsorger, von Schubart 103
Der errettete Handwerksbursche, von demselben 103
Gerichte Gottes, von demselben 104
Feinden Gutes thun, von Bodmer 105
Der Näscher, von Langbein 105

Seite.

Die offene Hand, von ebendemselben 109
Das Sameukorn, von Krummacher 110
Die Natur, von Jakobs 111
Vermächtniß eines Vaters an seinen Sohn, von Claudius . . 112
Die Wölfe, von Kuffner 113
Die Rose unter Dornen, von J. von Herder 115
Der überlistete Betrüger, von Haug 115
Bestrafter Frevel, von Langbein 117
Die Aster, von Wilhelm Müller 119
Die Erscheinung, von Langbein 120
Die Wanderung nach dem Vesuv, von Fr. von Matthisson . . 123
Die Beschwerden des Seedienstes, von Forster 125
Das Repphuhn des heiligen Johannes, von Meißner . . . 129
Myrtill, von Geßner 132
Amyntas, von demselben 134
Die Mayen-Wand, von Meiners 134
Linné, von Chimani 137
Die beiden Wege, von Krummacher 142
Die Krone des Alters, von demselben 144
Die Insel O-Tahiti, von Forster 145
Die Hunde auf Kamtschatka, von Storch 148
Ein Gladiatorengefecht im Amphitheater des alten Roms, v. Th. Hell 152
Der Abt Geraßmus und der Löwe, von Jördens 156
Die Lazaroni, von Wolfg. von Göthe 160
Lebensgenuß in und um Neapel, von demselben 166
Menalkas und Alexis, von Geßner 169
Der Gotteskasten, von Krummacher 173
Mutterliebe, von Starke 174
Die ärmliche Hütte, von Petiscus 176
Hahnenkämpfe in England, von Selchow 178
Fisch- und Vogelfang in Schweden und Norwegen, von demselben . 180
Fischfang durch Pferde, von Alex. von Humboldt 181
Jagdleben in Ostindien, von Wilmsen 184
Der Fang der Wallrosse und Wallfische im nördlichen Ocean, von Storch 194
Die Tigerhöhle, von Wilmsen 201

Dritte Abtheilung.

Seite.

Das Kind der Barmherzigkeit, von J. v. Herder 225
Abrahams Kindheit, von demselben 226
Das kluge und tugendhafte Weib, von Engel 227

Seite.

Seltene Gerechtigkeitsliebe, von Engel 228
Die Pfirsiche, von Krummacher 229
Der himmlische Schäfer, von J. von Herder 230
Die Schlacht bei Lepanto, von Remer 231
Die Schöpfung der Raupe, von Krummacher 237
Tugend eines Christen, von F. von Houwald 241
Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oestreich, von Jerrer 245
Die Ungarschlacht auf dem Lechfeld, von Zschokke 250
Die Schlangen, von K. Ritter 253
Beschreibung des Bienenschwarms, von Funke 261
Der junge Einsiedler, von Schlez 264
Geschichte eines Auswanderers, von Glatz 272
Der Tod des griechischen Helden Markos Bozzaris, von Wilmsen . 293
Das verschüttete und aufgegrabene Pompeji, von demselben . . 300
Das Erdbeben von Caracas, von Alex. von Humboldt . . . 304
Heldenmuth kindlicher Liebe, von Wilmsen 307

Erste Abtheilung.

1.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daß Euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?" [1]) — „Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß wir große Thiere durchgängig eine kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Beispiel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen [2] eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt." — „Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!"

Lessing.

2.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein vergiftetes Stück Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein neidischer Fuchs herbeischlich, und ihm zurief: „Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiter!" [3] — „Für wen siehst du mich an?" fragte der Rabe. — „Für wen ich dich ansehe?" erwiederte der Fuchs. „Bist du denn nicht der rüstige Adler, der täglich

---

1) Diese und die folgenden Numern weisen auf die am Schluße des Buches enthaltenen Erklärungen hin.

von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in deiner siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch Dich zu senden fortwährt?" — Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß," dachte er, „den Fuchs nicht aus diesem Irrthum bringen." Großmüthig dumm ließ er ihm diesen Raub herabfallen, uud flog stolz davon. Der Fuchs fieng das Fleisch lachend auf, und verzehrte es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in Schmerz; das Gift fieng an zu wirken — der Fuchs war nicht mehr. — So geht es dem Neidischen. Oft bringt das, um dessen Besitz er Andre auf alle Weise zu bringen suchte, ihm, wenn er's erlangt, Verderben.

Lessing.

3.

Der Geizige.

„Ich Unglücklicher!" klagte ein Geizhals seinem Nachbar. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt." „Du würdest," antwortete ihm der Nachbar, „deinen Schatz doch nicht genützt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer." — „Wäre ich auch schon nichts ärmer," erwiederte der Geizhals; „ist ein Anderer nicht um so viel reicher? Ich möchte rasend werden.

Lessing.

4.

Die beiden Pflugschare.

Von gleicher Art des Eisens wurden auf einer Werkstätte zwei Pflugschare verfertigt. Einer davon kam in die Hand eines Landmannes, der andere ward in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich desselben, zog ihn aus seiner Ruhe hervor, und siehe, er war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte er, als er seinen Gefährten wieder sah, und sich selbst mit ihm verglich! denn diesen fand er hell und glatt, ja fast glänzender, als er Anfangs gewesen war. „Ist das möglich?" rief der

Verrostete aus. „Einst waren wir einander gleich! Was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?“ — „Eben diese Ruhe,“ erwiederte Jener, „war dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, an der ich dich jetzt übertreffe.

Meißner.

5.

Der Wanderer, der Tiger und das Krokodil.

Auf einem schmalen Wege, wo zur Rechten ein hohes Gebirg emporstieg, zur Linken ein großer Strom vorbei rauschte, ging ein Wanderer. Plötzlich sah er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf sich zueilen: diesem zu entgehen, wollte er sich geradezu in den Strom stürzen, und durch Schwimmen zu retten suchen, als aus diesem ein Krokodil empor fuhr. „O ich Elender!“ rief der Wanderer aus: „wohin ich blicke, ist der gewisse Tod!“ — Voll unaussprechlicher Angst sank er bei diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung und fiel dem Krokodil in den Rachen.

Auch in der höchsten Noth verzweifle nicht! Oft dient zu deiner Erhaltung, was im ersten Augenblick deinen Untergang zu vollenden schien.

Meißner.

6.

Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen, und ließ es sich da wohl schmecken. Doch jetzt, da sie wieder fort wollten, konnten sie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füsse unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten sie nun über ihr nahes Ende. Eine einzige hatte sich vorsichtig am Rande gehalten, weniger genossen, aber sich auch nicht gefangen. — „Ihr dauert mich, Schwestern,“ rief sie, indem sie fortflog, „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen, ehe ihr euch so tief hinein wagtet.“

Der Weg zum sündhaften Vergnügen ist leicht. Doch desto schwerer fällt es, sich von demselben loszureißen. Daran denke man vorher; denn nachher ist es zu spät und fruchtlos.

Meißner.

7.

Der gewarnte Hirsch.

Ein stolzer Hirsch machte sich im Winter eine erwärmende Bewegung. Er setzte über Felsen und Hecken, sprang über Kluft und Graben, lief, wie der Wind, über den gefrornen Strom, und wieder zurück. „Recht brav!" rief ein Fuchs ihm zu. „Im Springen hast du etwas gethan; das muß wahr seyn. Aber Freund, nimm dich auf jener Eisbahn in Acht! Des Müllers Esel tanzte gestern dort herum, und" — „Und war ein Esel, fiel und brach ein Bein; das wußte ich längst! Aber sieh her, ob deine Lehre sich für einen Hirschen schickt!" — Sogleich war er wieder auf dem Eise, sprang noch dreister, glitt aus, stürzte hin, und brach das Bein, wie der Esel. Ein benachbarter Jäger, der ihm schon lange vergebens nachgestellt hatte, kam nun herbei, und tödtete den Hirsch ohne Mühe. „Ach," seufzte der Sterbende, „der Tod thut wehe, aber noch weher das schmerzliche Gefühl, eine freundschaftliche Warnung verschmäht zu haben."

Meißner.

8.

Der Einsiedler und der Bär.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen, und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm, wie einen Hund, gemacht. Oft brachte nun der Bär seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildpret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte, kurz, er leistete ihm Dienste aller Art. Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Grase dahingestreckt, und schlief. Neben ihm saß sein Bär, und wehrte die Fliegen ab, die den Greis schaarenweise umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; schon zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt und immer kam sie wieder. Jetzt setzte sie sich abermals auf die Stirne des Schla-

senden; da rief der Bär unwillig aus: „Warte! Warte! Ich will dich wegbleiben lehren!“ Bei diesen Worten ergriff er einen Stein, zielte richtig, und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr den Kopf des Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er dir oft mehr schaden, als dein ärgster Feind.

Lavater.

9.

Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatz neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaum, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon und barst in den Garten, und fraß Blumen und Kräuter, nach ihrem Gelüst, anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und zerschlug und schmähete es jämmerlich.

Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben, und sah ihn ernstlich an und sprach: Wem gebühret solche Züchtigung, dir oder dem Thiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch' ein unbarmherzig Gericht, und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde. . .

Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

Krummacher.

10.

Das Nelkenbeet.

O Mütterchen, gieb uns jedem ein Blumenbeetchen, das uns zugehöre, mir eins, und Gustav eins, und Allwina eins, und jeder pfleget dann des seinigen.

So sprach der kleine Fritz zu seiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm seine Bitte, und gab jedem ein Blumenbeet voll schöner Nelken. Und die Kinder freuten sich über die Maaßen, und sprachen: Wann erst die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit seyn! — Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, sondern sie hatten erst Knospen gewonnen. —

Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüthe und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten, und wünschte, daß sein Blumenbeet zuerst vor allen andern blühen möchte.

Da trat er hinzu und nahm die Knospen in seine Hand, und beschauete sie in ihren Windeln, und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthenblättchen roth oder gelblich hervorschimmerte. —

Aber es währte ihm zu lange. Fritz brach die Knospen auf, und lösete die Blättchen allzumahl auseinander. Nun rief er mit lauter Stimme: Sehet, meine Nelken blühen! — Allein als die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter, und trauerten, und standen zerzauset und welk, ehe es Mittag war. Und der Knabe weinte um sie.

Aber die Mutter sprach: Ungeduldiges Kind! Mögen dieß die letzten Freuden deines Lebens seyn, die du durch eigene Schuld dir verderbest. Dann hast du die schwere und große Kunst zu warten nicht zu theuer erkauft. —

Krummacher.

11.

Der Schmetterlingsfang.

Der kleine Wilhelm hüpfte an einem frühen Sommermorgen in den Garten seines Vaters, um von dem Blumenbeet, welches ihm eigen gehörte, einen Straus von Nelken und Levkojen zu pflücken, der Mutter zum Geschenk. Denn es war ihr Geburtstag.

Als er nun in den Garten kam, erblickte er einen schönen Sommervogel, der hin und her flatterte. Da vergaß der Knabe Mutter und Blumen, und wollte das Vöglein erhaschen.

Anfangs verfolgt' er es gebückt und mit leisen Schritten, um es unversehens zu ergreifen, aber mit jedem Schritt wuchs seine Be-

gierde, und das Vöglein dünkte ihm schöner an Fittich und Farben, je mehr es sich entfernte. — Endlich ließ er sich nieder und setzte sich an ein kleines Obstbäumchen, welches seine ersten Blüthen trug. Dieses aber stand neben dem Blumenbeet, das ihm eigen gehörte, und auch das Bäumchen hatte der Vater ihm geschenkt. Darum, und weil es so klein war und eine schöne Krone trug, liebte der Knabe es sehr.

Als er nun das Sommervöglein auf der Blüthe sitzend erblickte, sprang er eilends hinzu und schlug mit seinem Hute so heftig nach dem Sommervogel auf dem Bäumchen, daß alle Blüthen hernieder fielen, und zwei Aeste herabgerissen wurden.

Da sah er bestürzt vor sich nieder zu seinen Füßen, wohin die Zweige gefallen waren, und ward gewahr, daß er auch alle seine Hyazinthen, Levkojen und Nelken zertreten hatte, und der Sommervogel lag todt und zerrissen zu seinen Füßen.

Da kehrte Wilhelm weinend und wehklagend nach Hause zurück, ohne Schmetterling und Blumen — ein Bild leidenschaftlicher Sinnlichkeit, die nach Freuden hascht.

Krummacher.

12.

Das Rothkelchen.

Ein Rothkelchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkelchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den

klaren Aeuglein zutraulich umherschauten. — Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!

Krummacher.

13.

Das Ei des Columbus.

Es ging dem Columbus [4], wie es vielen Menschen geht, er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen; denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein Jeder eben so gut machen gekonnt.

Mit einer so unklugen Gesellschaft saß Columbus eines Tages bei Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Columbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann wohl ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt?" — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Columbus das Ei, drückte es, an einer Ecke ein, und das Ei stand. „Ja!" riefen jetzt alle, „so hätten wir es auch machen gekonnt." — „Aber, meine Herren," sagte Columbus lächelnd, „warum haben Sie es denn nicht so gemacht? Der Unterschied zwischen uns ist, daß sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe."

Heinsius.

14.

Suwarow.

Der russische General Suwarow [5], den die Türken und Polacken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Commando. Aber was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eignes Commando, als wenn er ein Anderer wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dieß und jenes in seinem eignen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im

Dienste etwas versehen hatte, und fieng schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wollte dem General und dem Soldaten einen Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man soll sich nie vom Zorn übernehmen lassen!" Sogleich ließ Suwarow nach, und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen."

Hebel.

15.

Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich und, wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß, oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darin war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, das er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das seyn?" fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorne vom Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten." — Dießmal die Suppe hinabgeworfen und nicht wieder! Der Herr er-

kannte seinen Fehler, heiterte sich auf im Anblicke des schönen Frühlingshimmels, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Hebel.

16.

Die Tollkirsche.

Ein Vater wandelte mit seinen beiden Kindern, einem Knaben und Mägdlein, auf den Hügeln, und die Kinder ergötzten sich, Erdbeeren zu suchen, die reichlich am Wege und in den Gründen wuchsen.

Plötzlich vernahm der Vater ein lautes Freudengeschrei der Kinder, und es wunderte ihn, was sie gefunden haben möchten. Er trat hinzu und sah, wie jedes Kind eine schöne Frucht, gleich einer Kirsche, in den Händen trug, und sie beschauete, um sie zu essen.

Aber der Vater nahm ihnen die Kirschen, warf sie auf die Erde und zertrat sie vor ihren Augen. Darauf riß er die Pflanze aus der Erde und zertrat sie sammt den Kirschen, die daran saßen.

Da murreten die beiden Kinder, und sahen den Vater an mit Unmuth. Der Vater aber schwieg und ging weiter. Endlich fragten die Kinder und sprachen: Wie vermochtest du, lieber Vater, also die schöne Frucht und uns die Freude zu verderben? Warum thatest du das?

Kinder, antwortete der Vater, hättet ihr diese Frucht gegessen, so wär' es euer beider Tod gewesen. Es war eine Tollkirsche, eine tödtliche Giftpflanze.

Da sahen die Kinder beschämt vor sich nieder, und dankten dem Vater, und sprachen: Lieber Vater, warum sagtest du uns dieses nicht? Wir hätten dich dann nicht betrübt durch unser thörichtes Murren.

Der Vater aber antwortete: Eben euer Unmuth und Murren hat mich daran gehindert. Hatte ich euch denn gewehrt, die süßen und heilsamen Erdbeeren zu pflücken? — Jetzt wisset ihr, welche Freuden ich euch versage.

Krummacher.

17.

Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man sagt, ich sey eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern seyn?" —

„Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sey? Rede, ich nehme Lehre an," sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor Entsetzen und Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffne Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh," fuhr Zeus fort; „dieses Mal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf!" — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern." [5] Lessing.

18.

Der Rangstreit der Thiere.

1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rathe

ziehn; er ist keiner von den streitenden Theilen und kann desto unpartheiischer seyn." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören; er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen." — „Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster. — „Ja wohl!" rief auch der Igel; „ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzt." — „Schweiget Ihr!" befahl das Pferd; „wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehn."

2.

Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?" — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seyd." — „Vortrefflich," versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

3.

Der Mensch entfernte sich. — „Nun," sprach der höhnische Maulwurf — und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei — „siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht seyn kann. Der Löwe denkt, wie wir!" — „Aber aus bessern Gründen, als ihr!" sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!" — Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz Alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Lessing.

19.

Die Schnecke der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeetes, das auf einem hohen Berge lag und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Man kann leicht denken, wie die beiden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit, und trat ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen, und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben seyn, und sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise letzen.“ Der Esel traktirte sich mit den ersten, besten Disteln in der Nähe, und, nachdem er sich gesättigt, legte er sich hin, und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher, und fand bald Genossen seiner Lustbarkeit, mit denen es umher schwärmte, und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fieng an, seine Reise auf den Berg anzutreten. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde. „Ach!“ dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens! Sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei deinen Disteln bleiben!“ Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es weit von dem Berge abgekommen war, und sich so müde getummelt hatte, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückwege fehlten, und es also ebenfalls das Salatbeet der Schnecke überlassen mußte.

So geht es den Leichtsinnigen, welche das Beginnen der Arbeit aufschieben, und dadurch die Früchte derselben verlieren.

v. Herder.

20.

Die Thautropfen.

Der Schnee war verschwunden; der Frühling kehrte wieder. Es war ein heiterer Morgen; die Sonne strahlte auf die Kornfelder, deren zarte Spitzen sich jetzt wieder fröhlich erhoben. An jedem Hälmchen hieng ein klarer Thautropfen, wie eine Perle. — „O Vater! siehe, wie schön!“ rief der kleine Hermann, „wie haben sich die Hälmchen mit Perlen geschmückt!“ — „Nicht sie selbst,“ sagte der Vater, „der thauende Himmel hat in der Stille des Morgens jedem ein Thautröpfchen gegeben!“ — „Wenn an jeder Kornspitze zwei Tropfen hiengen,“ sagte der Knabe, „dann würde das Feld doppelt schön seyn.“ — „Du Ungenügsamer!“ antwortete der Vater, „du urtheilst thöricht. Wenn die Thautropfen größer, oder ihrer mehrere wären, so würde das zarte Hälmchen dadurch zu Boden gedrückt werden, und wir des schönen Anblicks entbehren. So aber genießt unser Auge die Freude, und jegliches Hälmchen Erquickung, die ihm Wachsthum und Kraft verleiht.“

Die guten himmlichen Gaben, die von Gott kommen, vereinen Schönheit und Kraft mit Einfalt.

Krummacher.

21.

Der kluge Richter.

Ein reicher Mann im Morgenlande hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl seyn! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er

den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe.

Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Thaler seyen eingenäht gewesen, der Andere, daß er von dem Gefundenen Nichts genommen, und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung des Andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der Eine von Euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein von 700 Thaler gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche seyn, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als: Du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Hebel.

22.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, wenn du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls giebt es mehrere, als an der Thüre des Kerkers. — Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, wiewohl dieser es am red-

lichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefodert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter Euch," sprach er, „will mit mir gehen, und für mich zeugen? Ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathhauses; da wandte er sich, und gieng zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, gieng hinein, redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich gegen ihn in der Stunde des Todes, wenn Gott ihn vor Gericht fodert? das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst, und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

v. Herder.

23.

Kindliche Dankbarkeit.

In einer großen Residenzstadt lebte einst ein vornehmer Herr. Er war von niedriger Herkunft, von armen, aber ehrlichen Eltern; durch seine Gelehrsamkeit jedoch, und durch seine andern Tugenden schwang er sich hinauf, und wurde vom Könige zu einem seiner ersten Staatsbeamten erhoben. So angesehen aber auch jetzt sein Stand war, so schämte er sich doch weder der Armuth seiner Eltern, noch seiner geringern Verwandten, sondern gieng immer liebevoll mit diesen um. — Einst hatte er ein Gastmahl angestellt, und eine große Gesellschaft vornehmer Leute dazu geladen. Da sie nun an der Tafel saßen, meldete ihm ein Bedienter, daß ein alter Mann im Vorzimmer wäre, und ihn zu sprechen verlangte. Gleich eilte er von der Tafel weg ins Vorzimmer, und siehe, der alte Mann, der ihn hier erwartete, war sein Vater. Er bezeugte demselben seine Freude, ihn so unverhofft zu sehen, umarmte ihn auf's

zärtlichste, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn ins Speisezimmer. Hier wies er ihm die erste Stelle bei der Tafel an, bat die Vornehmen deßwegen um Verzeihung, und sagte: „Dieß ist mein Vater, vergönnen Sie ihm die Ehre, hier zu sitzen; es ist ein alter, rechtschaffener Mann, dem ich Alles verdanke, und der diesen Platz nicht um meinetwillen, sondern seiner Tugend wegen verdient."

Feddersen.

24.

Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thüre seines ländlichen Hauses und freute sich des heitern Herbstmorgens. Sein Auge ruhte bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den muntern Urenkeln, die vor ihm spielten.

Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greise und unterredete sich mit ihm. Als er nun die Zahl seiner Jahre aus seinem Munde vernahm, wunderte er sich seines kräftigen Alters und blühenden Aussehens. Darnach befragte er den Greis, was er gethan habe, um solcher Kraft und Heiterkeit in dem Spätherbste des Lebens zu genießen.

Darauf erwiederte Geron: Mein Sohn, es ist, wie jedes Gute, eine Gabe die von oben kommt, und deren wir uns nicht zu rühmen haben: jedoch können wir hier unten auch einiges thun, sie zu empfahen.

Nach diesen Worten erhob sich der Greis und führte den Fremdling in den Obstgarten, und zeigte ihm die hohen herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute.

Darauf sprach der Greis: Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters.

Der Jüngling aber winkte dem Greise; denn er verstand seine Worte und nahm sie zu Herzen.

Krummacher.

25.

Das Thiergefecht.

Zu einem mächtigen Beherrscher des Morgenlandes trat eines Tages sein königlich Gemahl, weinend vor Zorn, und Rache er-

flehend, gegen einen Verbrecher und Beleidiger fürstlicher Majestät. Siehe, sprach sie, der Frevler brachte mir einen Schmuck von Edelsteinen; aber das Gestein ward falsch befunden. Schon büßet er seinen Betrug im finstern Kerker, aber mit dem Leben soll er die Unthat entgelten, ich schwöre es bei meinem eigenen. — Ich verlange, daß du, o König, ihn zum Löwenkampf verdammest.

Ach, laß uns nicht in Leidenschaft richten, erwiederte der Monarch. Denn wie könnte dem Zorne das Recht begegnen? Einem Fürsten des Volkes geziemt, frei zu seyn von jeglicher Leidenschaft. Ist er nicht des Höchsten Bild und Statthalter?

Zürnet denn nicht auch Gott im Wetter? fragte die Königin.

Nicht doch, antwortete der König, er thut wohl, auch im Wetter. Ach, meine Geliebte, der Mensch denkt und bildet sich den Ewigen nur zu gern nach seinem eigenen Bilde. —

Die Königin aber erzürnte noch mehr und sprach: Auch Gott hasset und strafet den Verbrecher; und er gab nicht umsonst den Königen das Schwerdt. Ich will nur, daß dem Frevler sein Recht wiederfahre. Sein Tod ist ihm verkündet. Es ist keine Aenderung!

Wohlan denn, sagte der König, es sey so! Am morgenden Tage!

Als nun am andern Tage die Stunde erschien, und die Drommeten und Pauken das blutige Schauspiel ankündigten, erhob sich die Königin mit prächtigem Gefolge, und letzete sich im Herzen an dem Triumph ihres Zornes. Denn die Rache ist dem erhitzten Gemüthe wie ein kühlendes Labsal.

Der Herold öffnete die Schranken, und zitternd stand der Verbrecher, und die Drommeten und Pauken ertönten von neuem.

Siehe, da kam statt des Löwen ein weißes frommes Lamm, und nahete sich vertraulich dem zitternden Manne. Die Pauken aber und Drommeten schwiegen, und es begann ein süßes Getöne der Harfen und Flöten, und das Lamm schmiegte sich zu den Füßen des zitternden Mannes und schauete zu ihm hinauf.

Da blickte die Königin zu ihrem Gemahl hin und erröthete. Der König aber sprach: Dein Blick, meine Geliebte, giebt mir Zeugniß, daß ich das Vergeltungsrecht geübet habe. Er, der dich täuschte, ist getäuscht worden, und dir wird statt des Unedlen das Edle gewähret! — Die Röthe deiner Wangen, die mir schöner dünkt, als

der fürstliche Purpur, der dich schmücket, lohnt auch mir. Denn dein Antlitz zeuget mir, daß ich als Ebenbild und Statthalter des Höchsten gehandelt habe! —

Darauf verkündeten die Drommeten das Ende des Schauspiels, und das Volk rief: Heil unserm König und der Königin!

Krummacher.

26.

Der dankbare Wilde.

Ein alter, rechtschaffener katholischer Geistlicher, der sich aus eignem Berufe nach Ostindien unter die Wilden begeben hatte, um sie besser und glücklicher zu machen, besuchte nach seiner Rückkehr einst eine Frau von angesehenem Stande, und sah deren Kinder auf dem Hofe spielen. „Die guten Kleinen!" sagte er; „sie haben einander so lieb; die ganze Welt haben sie noch so lieb; es ist nichts von Haß und Groll in ihrem Herzen. Wenn das doch immer so fortdauern könnte! Wenigstens sollte man sie dazu anhalten, keinen Menschen wegen seiner Herkunft oder seines Glaubens zu verachten. Ueberall giebt es gute Menschen; das hab ich unter meinen Wilden gelernt."

„Einst gegen Abend," fuhr er fort, „kehrte ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurück; da hörten wir an der Oeffnung eines Waldes einen kläglichen Ton, giengen ihm nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. „Ach," sagte er endlich, „heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf, und hoffte, nach meiner Heimath zu kommen; nun hab ich mich verirrt, es wird dunkel, ich bin müde, und muß hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde meinem Leben ein Ende machen! Mein armes Weib! Meine armen Kinder!" — Uns jammerte seiner. Ich bat ihn mitzugehen. „Aber du kennst mich ja nicht!" sagte er. — Ich brauche dich nicht zu kennen; komm nur mit! So führten wir ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß wir nur eine dünne, leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde. Ich

erschrack und horchte. Wie sehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! Ich werde es nie vergessen. Er kniete nieder und betete, ohngefähr mit folgenden Worten: O Gott, ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschienen hat! Ich danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat, daß mir meine Feinde nicht begegnet sind; ich danke dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. O Gott! Wenn dieser gute Fremde, oder seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen, so gieb ihnen auch die Sonne auf ihrem Wege, so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren und vor ihren Feinden; und wenn sich einer verirrt und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn in seine Hütte aufnimmt!"

Feddersen.

27.

Whittington.

Zu London hatte vor etwa hundert Jahren ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu Nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause herumlaufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorene Stecknadeln und hingeworfene Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig aufzubewahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm bewilligt; und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Waaren nach einem fernen Lande senden, um sie daselbst verkaufen zu lassen. Da er eben sehen wollte, ob Alles ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme

trug. „Richard," sagte er zu ihm, „hast Du nicht auch Etwas mitzuschicken, das Du verhandeln könntest?" — „Ach, lieber Herr," antwortete der Knabe, „Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und Nichts, als diese Katze habe." „Nun, so schicke deine Katze mit," sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde. Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er Einige von ihnen zu sich fordern und mit sich speisen. Aber, ungeachtet Essen genug da war, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und diese waren so dreist, daß sie schaarenweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig machen können, sich von ihnen zu befreien, ungeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dies hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde, und holten darauf die Katze her. Diese richtete eine erschreckliche Niederlage unter den Mäusen an, und in einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war sehr erfreut, dieser beschwerlichen Gäste los geworden zu seyn; und da er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf nach London zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben zu sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte und ihn versicherte, daß Alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig uud sparsam zu seyn: so gab er ihm, als er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Campe.

28.

Joseph der Zweite.

„Ach, lieber Herr, um Gotteswillen schenken Sie mir einen Gulden!“ bat voll Angst ein zehnjähriger Knabe den guten Kaiser Joseph den Zweiten, den er nicht kannte, und der ihm eben jetzt begegnete. „Einen Gulden?“ fragte Joseph etwas verwundert. „Noch nie habe ich gebettelt;“ stammelte der Knabe und die heißen Thränen stürzten ihm aus den ehrlichen Augen, „aber meine arme Mutter ist sterbenskrank, und ich wollte einen Arzt suchen.“ — Joseph erkundigte sich hierauf nach dem Namen und Wohnung, reichte den Gulden dar, und der Knabe flog wie ein Pfeil davon. Der Kaiser aber eilte unterdessen sogleich nach dem bezeichneten Hause, stieg eine dunkle, schmale Treppe hinauf, und erblickte nun auf elendem Lager eine jammernde Kranke, die sich kaum noch aufrichten konnte, um ihn zu fragen, ob er etwa der Arzt sey? — „Der bin ich!“ antwortete Joseph, ließ sich nun die Krankheit und die ganze Geschichte der Wittwe, die Sonnenberg hieß, erzählen, und tröstete sie dann mit guter Hoffnung zu Gott, der ja öfters Hilfe sende, wo man es am wenigsten erwarte, die Seinen nicht verlasse, und auch für sie, die arme, kranke Wittwe, natürlich sorge. Darnach riß er ein Stückchen Papier aus des Knaben Schreibebuch, weil kein anderes Material vorhanden war, schrieb, wie er sagte, ein Recept und entfernte sich dann mit den Worten: „Für jetzt leben Sie wohl! Ich hoffe, das, was ich Ihnen verschrieben habe, wird gute Dienste thun!“ Wenige Minuten nachher kam der Sohn mit freudiger Hast zurück, und rief schon in der Thüre: „Ich bringe einen Arzt! Ich bringe einen Arzt!“ Sogleich trat auch der Arzt herein. Die Kranke wußte es sich nicht zu erklären, wie nun mit einem Male zwei Aerzte sie in ihrem elenden Kämmerlein besuchten, bis ihr Sohn den ganzen Vorgang erzählte, und man nun vermuthete, daß der unbekannte Mann, welchen der Knabe um eine Unterstützung angefleht hatte, zufälliger Weise ebenfalls ein Arzt gewesen sey. Der zweite Arzt war nun aber doch neugierig, zu erfahren, wer der Andere gewesen sey, und was er verschrieben habe. Er ließ sich daher das Blättchen zeigen, und rief in höchster Ueberraschung: „Solche Recepte können wir übrigen Aerzte Wiens nicht schreiben. Dieser Arzt ist der Kaiser

selbst gewesen! Fünfzig Ducaten hat er hier vorläufig aus seiner Casse verschrieben!" — Wer schildert das Erstaunen, die Rührung, die Freude, den Dank der Wittwe und des Sohnes! — In kurzem stellte der Arzt sie wieder her, der menschenfreundliche, wohlthätige Joseph aber verordnete ein jährliches Gnadengehalt von hundert und fünfzig Gulden, und ließ den gutgesinnten hoffnungsvollen Knaben zum wackern Mann erziehen.

Niemeyer.

29.

Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch, zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; Niemand wollte sie ihm öffnen: hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „was Gott schickt, ist gut," und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand, und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein, und sprach: „Was Gott schickt, ist gut." Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen, und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen geführt oder getödtet. Er war verschonet. Sagte ich nicht, sprach er, daß „Alles, was Gott schickt, gut sey?" Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum Er uns Etwas am Abend versagte.

v. Herder.

30.

Die Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Körner darunter und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze und versteckte sich in das dicke Laub. Bald darauf kam ein Schwarm wilder Tauben; sie sahen das schöne Gerstenfutter, setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz

fiel zu, und sie waren gefangen, und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht, daß wir also hin und her flattern: laßt uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen.“ Sie flogen nun alle zugleich in die Höhe nnd nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte Alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach. Die Tauben hatten sich auf ein Fruchtfeld in der Nähe eines Baumes niedergelassen und berathschlagten, wie sie aus dem Netze heraus kommen könnten. Da sprach eine aus dem Schwarme: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Soll ich sie rufen, damit sie das Netz zernage?“ Und sie rief die Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte die Schnüre; die Tauben aber flogen fröhlich davon, und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe, der dieses Alles mit angesehen hatte, dachte bei sich, ein treuer Freund sey doch ein großes Gut. Er setzte sich deßhalb in die Nähe des Mauslochs und rief die Maus, weil er Freundschaft mit ihr schließen wollte. Als aber die Maus herauskam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief sie wieder und sagte: „Warum fliehst du mich? Willst du nicht meine Freundin werden?“ — „Nein,“ antwortete die Maus, „das geht nimmer an; denn in kurzer Zeit würde deine angeborne Lust nach meinem Fleische dich unsre Freundschaft vergessen lassen, und du würdest mich wie jede andere Maus, auch auffressen.“

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte; denn er fürchtete sich hier vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Tages zu der Maus, wenn sie nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er da nicht verborgen genug sey; er wolle sie an einen viel heimlichern Ort bringen, wo er auch eine treue Freundin habe, die Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten. Die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden; denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr heimlich nachstellte. Der Rabe

faßte sie also mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, trug sie durch die Lüfte, setzte sie unter einem Baume nieder und rief die Schildkröte, seine Freundin. Diese kam hervor aus ihrem Teiche und freuete sich, daß ihr Nachbar wieder da sey, und daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Die Maus grub sich ein Löchlein, und so wohnten sie alle drei in Frieden und Eintracht.

Als sie nun eines Tages so beisammen saßen und mit einander plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen und sah sich um. Da floh die Schildkröte in ihr Wasser und tauchte unter; die Maus verkroch sich in ihr Löchlein; aber der Rabe schwang seine Fittige und flog in die Höhe, um zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber Nichts und sprach zum Hirsche: „Sey ohne Furcht; hier ist keine Gefahr; noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es dir gefällt, so kannst du hier wohnen; um den See wächst schönes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Tranke.“ Als er dies gesagt hatte, rief er die Maus und die Schildkröte. Sie kamen hervor und redeten dem Hirsche auch zu, daß er bleiben sollte.

Aber der Hirsch sah umher; das Gras war schön, das Wasser frisch und der Ort sicher vor Nachstellungen. Er machte sich also eine Lagerstätte von Moos und wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Freundschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da ward seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unglück widerfahren seyn; darum flog der Rabe aus auf Kundschaft, und er sah seinen Freund liegen gefangen in einem Netze. Sogleich flog er zurück und brachte seinen Genossen die Nachricht und berathschlagte sich mit ihnen, wie man den Hirschen befreien könnte.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich und trage mich hin, damit ich ihm das Netz zernage!“ Der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen wäre. „Wohin,“ sagte der Rabe, „willst du denn fliehen, wenn der Jäger kommt? Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich; was willst du aber machen? Dein Gang ist langsam, du kannst dich nicht retten; auch bin ich nicht stark

genug, dich zu tragen.“ Indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger wirklich schon gegangen, zu sehen, ob er Etwas in seinem Netze gefangen habe; und als er den Hirsch darin sah, freuete er sich. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt; der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog davon, die Maus verkroch sich; aber die Schildkröte stand und zitterte vor Schrecken an allen Gliedern.

Der Jäger ärgerte sich, daß ihm die schöne Beute entgangen war; um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und gieng weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugesehen und rief ihre Freunde schnell zusammen, um zu berathschlagen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch solle sich, wie todt, an den Weg legen, auf welchem der Jäger vorbeikommen mußte, und er wolle auf ihm sitzen, als ob er von ihm fräße; wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß die Schildkröte niederlegen und hinzugehen; dann solle der Hirsch aufspringen und langsam hin und her laufen, als hätt' er ein Gebrechen am Fuße; so solle er den Jäger immer reizen und nahe an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt, und die Schildkröte sich im Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davon eilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsche nach; als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Da freueten sie sich alle sehr, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet haben.

Grimm.

31.

Der Holunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht' es nicht. Denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem

Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein, lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaums, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten, und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint euren Sohn manches wohl gelehrt zu haben, aber eins habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben! —

Freund, erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung vertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihn lehren. Aber er wird auch in der Versuchung aufrecht beharren, denn sein Aug ist hell und seine Kraft geübt.

Krummacher.

32.

Die Namen Gottes.

Als Alexander[6], Philippus Sohn, zu Babylon[7] war, ließ er aus jeglichem Lande und Volke, die er überwunden hatte, einen Priester kommen und versammelte sie allesammt in seinem Pallast. Darauf setzte er sich auf seinen Thron und fragte sie — es war ihrer aber eine große Zahl — und er sprach: Wohlan, saget mir, erkennet und verehret ihr ein höchstes unsichtbares Wesen? Da verneigten sich die Priester allzumal und sprachen: Ja!

Und der König fragte weiter: Mit welchem Namen nennt ihr dasselbe? — Darauf antwortete der Priester aus Indien: Wir nennen es Brama, das heißt das Große! Der Priester aus Persien: Wir nennen es Ormuz, d. h. das Urlicht! Der Priester aus Judäa: Jehova Adonai, den Herrn, der da ist, war und seyn wird. — Und so hatte ein jeglicher Priester ein eignes Wort und einen besondern Namen, womit er das höchste Wesen benannte.

Da ergrimmte der König in seinem Herzen und sprach: Ihr habet nur Einen Herrscher und König. So sollt ihr auch fortan nur Einen Gott haben. Zeus ist sein Name.

Da wurden die Priester sehr betrübt ob der Rede des Königs und sprachen: Mit dem Worte, das wir genannt haben, nennet ihn unser Volk von Jugend auf. Wie sollen wir das ändern? —

Der König aber zürnte noch mehr. Da trat ein alter Weiser mit grauem Haupte hervor, ein Bramin [8], der ihn nach Babylon begleitet hatte, dieser hub an und sprach: Der König, mein Herr erlaube, daß ich zu den Versammelten reden möge!

Darauf wandte er sich zu den Priestern und fragte: Leuchtet auch bei euch allen das himmlische Gestirn des Tages, die Quelle des irdischen Lichts?

Die Priester verneigten sich allesammt und sprachen: Ja! —

Da fragte der Bramin sie, einen nach dem andern: Wie nennet ihr dasselbe? Und ein jeglicher nannte ein anderes Wort und eignen Namen seines Landes und Volkes. Da sprach der Bramin zu dem König: Sollen sie nicht fortan das Gestirn des Tages mit gleichem Worte benennen? Helios [9] ist sein Name.

Bei diesen Worten war der König voll Schaam und sprach: Lasset sie einen jeglichen sein eigenes Wort gebrauchen. Ich sehe wohl, daß das Bild und Zeichen noch nicht das Wesen ist.

Krummacher.

33.

Der Hirtenknabe.

Abbas, mit dem Zunamen: der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirret. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Heerde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baum, und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockte den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Heerde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier [10] dazu kam. „Komm, Vezier," rief er ihm entgegen: „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt." Der Vezier kam herbei,

der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urtheil, und seine offene Freimüthigkeit nahmen den König und den Vezier so sehr ein, daß Jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sähe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt, und in ein besseres Erdreich pflanzet, in Kurzem ihren Kelch erweitert, und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg, und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Unsträflichkeit in seinen Sitten; Treue und Klugheit in seinem Amt; Freigebigkeit und Großmuth gegen die Fremden; Gefälligkeit gegen Alle, die ihn um Etwas baten, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demuth. Was ihn aber am mehresten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit: denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Und doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahn. Sie legten ihm allerlei Fallen, und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach[11] Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, so lange sein großmüthiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, die es bedauert, daß gute Fürsten, wie andre Menschen, sterben. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wasser. So einen Oberherrn hatten Ali's Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König Anfangs nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diese Anklagen wahr zu machen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, ob er gleich in dem nachgelassenen Verzeichnisse des großen Abbas eingetragen war: und so fiel Schach Sefi's Verdacht auf den Schatzmeister, daß er ihn veruntreuet habe. Dieß war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen, und malten ihn als den ärgsten Betrüger. „Er hat viele Häuser zur Bewirthung der Fremden gebauet," sagten sie, „und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichthümer. Wo könnt er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, her haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle?" Ali Beg trat eben zum Könige herein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen." Ali Beg erschrack nicht; denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es seyn würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr," sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes, und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Throne niederzulegen, wenn du deinen Sklaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst."

Diese Bitte war dem Könige um so willkommener; er sagte sie ihm zu, und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Richtigkeit; und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen, und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerket. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht, und findet sich beleidigt, wenn es sich auch in seinen falschen Muthmassungen betrogen siehet. Er ersann einen Vorwand, und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten; zu seiner großen Verwunderung aber war auch hier Alles anders.

Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr, als nothdürftigem Hausrath versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher, als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thür am Ende einer Gallerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König gieng näher, und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre? Ali Beg schien erschrocken: sein Gesicht erröthete; er erholte sich aber wieder, und sprach: „Herr! in diesem Gemach bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigenthum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimniß, ich bitte dich, verlange nicht, es zu sehen."

Dieß ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Thüre zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da! vier weiße Wände mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt; das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum dritten Mal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Heerde hütete, waren diese Armseligkeiten all mein Reichthum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigenthum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmüthige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen, und mich mit ihm in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher, als im Ueberfluß deines Hofes war."

Ali schwieg; und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweichet. Der König zog sein Kleid aus, und legte es ihm an (ein Zeichen der höchsten Gnade); der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edeln nie wieder erholen. Ali lebte lange, und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem

Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß es immer: der edle, uneigennützige Ali.

v. Herder.

34.

Die Freunde.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn, den er zärtlich liebte. Er ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen, und wandte Alles an, was sein Herz bessern, und seinen Verstand bilden konnte. Als der Knabe die Jünglingsjahre erreicht hatte, rief ihn sein Vater vor sich, und sprach: Mein Sohn, ich habe dich Alles lernen lassen, was ein Mann von deinem Stande und Beruf wissen muß. Vor allen Dingen aber brauchst du jene Klugheit, die uns die mancherlei Eigenschaften und Neigungen der Menschen kennen lehrt. Darum wünsche ich, daß du einige Jahre in fremde Länder reisen möchtest. Reisen geben Erfahrungen; denn je mehr man Menschen gesehen hat, desto besser weiß man mit ihnen zu leben. Die Welt ist ein großes Buch, aus dem ein aufmerksamer Leser viel nützlichen Unterricht schöpfen kann; sie ist ein Spiegel, der uns die Menschen in ihrer wahren Gestalt zeiget. Schaue dich fleißig in diesem Spiegel um, mein Sohn, und lerne insonderheit jene Klugheit, mit der sich ein Weiser das größte Glück des Lebens erwirbt; ich meine, einen Freund. Findest du nur einen einzigen im Laufe deines Lebens, so besitzest du das schönste und beständigste aller Güter, das nur der Tod von dir nehmen kann. Reichthümer und Glück sind tausend widrigen Zufällen unterworfen; diesen Schatz aber raubet uns keine menschliche Gewalt. Suche also auf deinen Reisen solch ein Kleinod zu finden; und bedenke dich nicht, das Köstlichste, was du hast, im Nothfall für diesen Gewinn aufzuopfern.

Der Jüngling nahm von seinem Vater Abschied, und reiste. Er gieng in ein benachbartes Land, hielt sich da einige Zeit auf, und kam wieder zurück, ehe sein Vater dachte, daß er dort bekannt geworden sey. Der Vater wunderte sich über seine geschwinde Rückkehr, und sprach zu ihm: Wie kommst du so bald wieder, mein Sohn? „Vater," antwortete der Jüngling, „du hast mir befohlen, nur so lange in der Fremde zu verweilen, bis ich einen Freund

gefunden, und ich habe deren fünfzig gefunden, die Muster von wahren Freunden sind."

Mein Sohn, antwortete der Kaufmann, sey nicht so freigebig mit diesem heiligen Namen. Hast du das Sprichwort vergessen, das ich dir bei deinem Abschiede empfahl: „Rühme dich deines Freundes nicht eher, als bis du ihn geprüft hast?" Freunde, lieber Sohn, sind selten; die Mehresten, die sich so nennen, wissen nicht, was das Wort bedeutet. Sie gleichen einem Morgennebel im Sommer, den der erste warme Sonnenstrahl verzehrt. Sie behandeln den Leichtgläubigen, der ihren glatten Worten traut, wie ein halb Trunkener seine Weinflasche: er hält sie fest, so lange sie mit süßem Safte gefüllt ist, und wirft sie auf den Boden, sobald er sie geleert hat. Ich besorge, mein Sohn, deine Freunde werden diesem Trunknen gleichen.

„Dein Mißtrauen, mein Vater, ist ungerecht," sprach der Jüngling; „ich weiß gewiß, diese tugendhaften Leute, die ich meine Freunde nenne, würden mich, wenn ich arm und unglücklich zu ihnen käme, eben so sehr lieben, wie jetzt." — Ach! sagte der Alte, ich habe siebenzig Jahre gelebt; habe Glück und Unglück erfahren, und viele Menschen gesehen und geprüft; aber in dieser langen Reihe von Jahren habe ich mir nur einen einzigen Freund erwerben können: und du willst in dem Alter des Leichtsinns binnen wenig Monden fünfzig gefunden haben? Komm, mein Sohn, und lerne von mir, wie man die Menschen prüfen muß.

Der Kaufmann schlachtete einen Bock, steckte ihn in einen Sack, und befleckte mit dem Blute die Kleider seines Sohnes. Da es Nacht wurde, legte er den Sack mit dem Bocke dem Jünglinge auf den Rücken, unterrichtete ihn, wie er sich verhalten müßte, und so gingen sie fort. Sie kamen zu der Wohnung des Nächsten von den fünfzig Freunden, und der Jüngling klopfte an. Sein Freund that ihm geschwind auf, und fragte nach der Ursache seines so späten Besuches. Der Jüngling antwortete: „Im Unglück kennt man seine Freunde. Ich habe dir oft von der Feindschaft erzählt, die, von langen Zeiten her, die Familie eines vornehmen Höflings mit der meinigen entzweite. Eben begegneten wir uns an einem abgelegenen Orte der Stadt, wir geriethen an einander, und ich hatte das Unglück, ihn zu tödten. Aus Furcht, der Mord möchte auf-

kommen, nahm ich seinen Leichnahm auf, und steckte ihn in diesen Sack. Ich bitte dich, verbirg ihn so lange in deinem Hause, bis ich einen heimlichen Ort finde, wo ich ihn vergraben kann."

„Mein Haus ist sehr klein," gab ihm der Freund mit einer verdrüßlichen Miene zur Antwort: „es kann kaum die Lebendigen fassen, die es bewohnen; wo sollte ich denn deinen Todten verbergen? Zudem weiß Jedermann, wie feindselig du mit dem Getödteten gelebt hast. Man wird muthmaßen, daß du der Thäter seyst; man wird Nachsuchungen anstellen; und da unsere Freundschaft bekannt ist, so wird man bei meinem Hause den Anfang machen. Es würde dir nichts helfen, mich in dein Unglück mit zu verwickeln. Der einzige Dienst, den ich dir erweisen kann, ist, das Geheimniß zu verschweigen."

Der Jüngling bat und flehte, ihm in seiner Noth zu helfen; aber vergeblich. Sein guter Freund wurde immer kälter, und seine Antworten kürzer, so daß er endlich mit dem gefährlichen Sacke weiter gehen mußte. Er kam zu dem zweiten Freunde, der ihn eben so abwies; und so ging er der Reihe nach zu allen Fünfzigen; aber der Letzte empfieng ihn wie der Erste, und schloß seine Thüre nach einer Menge Entschuldigungen wieder zu.

Hast du nun gelernt, sagte der Kaufmann zu seinem Sohne, wie wenig man auf den äußerlichen Schein des Menschen rechnen dürfe? Wo ist die eifrige Freundschaft dieser Leute, denen du so prächtige Lobreden gehalten hast? Sobald sie dein Unglück erfuhren, war ihre Liebe gestorben. Sie sind übertünchte Wände, Wolken ohne Regen, Bäume, die keine Frucht tragen. Nun will ich dir den Unterschied zwischen deinen fünfzigen und meinem einzigen Freunde zeigen. — Indem sie so sprachen, kamen sie an die Thür des Mannes, den er seinem Sohne als das Muster eines wahren Freundes geschildert hatte. Er klopfte an, und als der Mann ihn kannte, fragte er mit einer zärtlichen Besorgniß, warum er noch so spät zu ihm komme. Der Kaufmann erzählte ihm das erdichtete Unglück seines Sohnes, und bat ihn, den Todten bei sich zu verbergen.

„O, mit Freuden!" rief der Mann aus: „mein Haus ist groß genug, tausend Todte zu beherbergen. Keine Furcht vor möglicher Gefahr soll mich abhalten, zu deiner und deines Sohnes Rettung Alles, was ich kann und vermag, beizutragen. Ich will dich und

deinen Sohn auf mein Landgut führen, wo ihr vor allen Nachforschungen des Gerichts verborgen und sicher leben sollt."

Der Kaufmann dankte seinem Freunde für seine großmüthige Liebe, und sagte zu ihm: Ich habe diese Erzählung bloß erdichtet, um meinem leichtgläubigen Sohne zu zeigen, wie man falsche Freunde von wahren unterscheidet. v. Herder.

35.

Die ewige Bürde.

Der Chalif[12] Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Pallastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarte Ländereien, und bezahlte den Eigenthümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Wittwe fand sich, die das Erbtheil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte, und alle Anerbietungen, die man ihr deßwegen machte, geradezu ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Wittwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi[13] der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen, und fand ihn schlimm; denn obschon die Gesetze der Wittwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals, und ritt unverzüglich nach den Gärten des Pallastes, wo der Chalif sich eben in dem schönen Pavillon befand, den er auf dem Erbtheil der Wittwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sacke setzte ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf, und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle." Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Chalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer, als alles Vorige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Chalif sprach: Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu schwer.

„Herr," antwortete Ibn Beschir mit einer edeln Dreistigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Theil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen Wittwe genommen hast; wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am letzten Gerichtstage auf deine Schultern legt?"

Der Chalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi, und gab der Wittwe das Land, mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen, wieder.

v. Herder.

36.

Die wüste Insel.

Ein reicher, gutthätiger Mann wollte einen seiner Sklaven glücklich machen; er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm ein Schiff mit vielen köstlichen Waaren ausrüsten. „Geh," sagte er, „und segle damit in ein fremdes Land; wuchre mit diesen Waaren, und aller Gewinn soll dein sein." Der Sklave reiste ab; aber kaum war er einige Zeit auf der See, als sich ein heftiger Sturm erhob, und sein Schiff gegen eine Klippe warf, daß es scheiterte. Die köstlichen Waaren versanken im Meere, alle seine Gefährten kamen um, und er selbst erreichte mit genauer Noth das Ufer einer Insel. Hungerig, nackt und ohne Hülfe ging er tiefer in's Land, und weinte über sein Unglück; als er von Ferne eine große Stadt erblickte, aus der ihm eine Menge Einwohner mit großem Freudengeschrei entgegen kam. „Heil unserm Könige!" riefen sie ihm zu, setzten ihn auf einen prächtigen Wagen, und führten ihn in die Stadt. Er kam in den königlichen Pallast, wo man ihm einen Purpurmantel anlegte, ein Diadem um seine Stirne band, und ihn einen goldenen Thron besteigen ließ. Die Vornehmen traten um ihn her, fielen vor ihm nieder, und schwuren ihm, im Namen des ganzen Volks, den Eid der Treue.

Der neue König glaubte Anfangs, alle diese Herrlichkeit sey ein schöner Traum, bis die Fortdauer seines Glücks ihn nicht mehr zweifeln ließ, daß diese wunderbare Begebenheit wirklich wahr sey. Ich begreife nicht, sprach er bei sich selbst, was die Augen dieses wunderlichen Volks bezaubert hat, einen nackten Fremdling zu ihrem

Könige zu machen. Sie kennen mich nicht, wer ich bin; sie fragen nicht, wo ich herkomme, und setzen mich auf ihren Thron. Was ist das für eine besondere Sitte in diesem Lande!

So dachte er, und wurde so neugierig, die Ursache seiner Erhebung zu wissen, daß er sich entschloß, Einen von den Vornehmen an seinem Hofe, der ihm ein weiser Mann zu seyn schien, um die Auflösung dieses Räthsels zu fragen. „Vezier," redete er ihn an, „warum habt ihr mich denn zu euerm König gemacht? Wie konntet ihr wissen, daß ich auf eurer Insel angekommen sey? Und was wird endlich mit mir werden?" „Herr," antwortete der Vezier, „diese Insel wird von Geistern bewohnt. Sie haben vor langen Zeiten den Allmächtigen gebeten, ihnen jährlich einen Sohn Adam's zu senden, daß er sie regiere. Der Allmächtige hat ihre Bitte angenommen, und läßt alle Jahre, an dem nämlichen Tage, einen Menschen in ihrer Insel landen. Die Einwohner eilen ihm, wie du gesehen hast, freudig entgegen, und erkennen ihn für ihren Oberherrn; aber seine Regierung dauert nicht länger als ein Jahr. Ist diese Zeit verflossen, und der bestimmte Tag wieder erschienen, so wird er seiner Würde entsetzt, man beraubt ihn des königlichen Schmuckes, und legt ihm schlechte Kleider an. Seine Bedienten tragen ihn mit Gewalt an's Ufer, und legen ihn in ein besonders dazu gebautes Schiff, das ihn auf eine andere Insel bringt. Diese Insel ist wüst und öde; Jeder, der noch vor wenigen Tagen ein mächtiger König war, kommt hier nackt an, und findet weder Unterthanen noch Freunde. Niemand nimmt an seinem Unglück Theil, und er muß in diesem wüsten Lande ein trauriges und kummervolles Leben führen, wenn er sein Jahr nicht klug angewendet hat. Nach der Verbannung des alten Königs geht das Volk dem neuen, den ihm die Vorsehung des Allmächtigen jedes Jahr ohne Ausnahme sendet, auf die gewöhnliche Weise entgegen, und nimmt ihn mit gleicher Freude, wie den vorigen, auf. Dieß, Herr, ist das ewige Gesetz dieses Reiches, das kein König während seiner Regierung aufheben kann."

„Sind denn auch meine Vorgänger," fragte der König weiter, „von dieser kurzen Dauer ihrer Hoheit unterrichtet gewesen?"

„Keinem von ihnen," antwortete der Vezier, „war dieses Gesetz der Vergänglichkeit unbekannt; aber Einige ließen sich von dem

Glanze, der ihren Thron umgab, verblenden; sie vergaſſen die traurige Zukunft, und verlebten ihr Jahr, ohne weiſe zu ſeyn. Andere berauſchten ſich in der Süßigkeit ihres Glücks; ſie getrauten ſich nicht, an die wüſte Inſel zu denken, aus Furcht, die Annehmlichkeit des gegenwärtigen Genuſſes zu verbittern; und ſo taumelten ſie, wie Trunkene, aus einer Freude in die andere, bis ihre Zeit um war, und ſie in das Schiff geworfen wurden. Wenn der unglückliche Tag kam, ſo fingen Alle an, ſich zu beklagen und ihre Verblendung zu beſeufzen; aber nun war es zu ſpät, und ſie wurden ohne Schonung dem Elend übergeben, das ſie erwartete, und dem ſie durch Weisheit nicht hatten vorbeugen wollen."

Dieſe Erzählung des Geiſtes erfüllte den König mit Furcht; er ſchauderte vor dem Schickſale der vorigen Könige, und wünſchte, ihrem Unglück zu entgehen. Er ſah mit Schrecken, daß ſchon einige Wochen von dieſem kurzen Jahre verfloſſen waren, und daß er eilen müßte, die übrigen Tage ſeiner Regierung deſto beſſer zu nützen. „Weiſer Vezier," antwortete er dem Geiſte: „du haſt mir mein künftiges Schickſal und die kurze Dauer meiner königlichen Macht entdeckt; aber ich bitte dich, ſage mir auch, was ich thun muß, wenn ich das Elend meiner Vorgänger vermeiden will."

„Erinnere dich, Herr," antwortete der Geiſt; „daß du nackt auf unſere Inſel gekommen biſt; denn eben ſo wirſt du wieder hinausgehen, und nie wieder zurückkommen. Es iſt alſo nur ein einziges Mittel möglich, dem Mangel vorzubeugen, der dir in jenem Lande der Verbannung droht; wenn du es nämlich fruchtbar machſt, und mit Einwohnern beſetzeſt. Dieß iſt dir nach unſern Geſetzen vergönnt, und deine Unterthanen, ſind dir ſo vollkommen gehorſam, daß ſie hingehen, wo du ſie hinſendeſt. Schicke alſo eine Menge Arbeitsleute hinüber, und laß die wüſten Felder in fruchtbare Aecker verwandeln; baue Städte und Vorrathshäuſer, und verſieh ſie mit allen nothdürftigen Lebensmitteln. Mit Einem Worte: bereite dir ein neues Reich, deſſen Einwohner dich nach deiner Verbannung mit Freuden aufnehmen. Aber eile, laß keinen Augenblick ungenützt vorbeigehen; denn die Zeit iſt kurz, und je mehr du zum Anbau deiner künftigen Wohnung thuſt, deſto glücklicher wird dein Aufenthalt dort ſeyn. Denke, dein Jahr ſey morgen ſchon um, und nütze deine Freiheit, wie ein kluger Flüchtling, der dem Ver-

derben entgehen will. Wenn du meinen Rath verachtest, oder zauderst und schläfrig wirst, so bist du verloren, und langes Elend ist dein Loos."

Der König war ein kluger Mann, und die Rede des Geistes gab seiner Entschließung und seiner Thätigkeit Flügel. Er sandte sogleich eine Menge Einwohner ab; sie gingen mit Freuden und griffen das Werk mit Eifer an. Die Insel fing an, sich zu verschönern, und ehe sechs Monden vergangen waren, standen schon Städte auf ihren blühenden Auen. Demungeachtet ließ der König in seinem Eifer nicht nach; er sandte immer mehr Einwohner hinüber; und die folgenden waren noch freudiger, als die ersten, da sie in ein so wohl angebautes Land gingen, das ihre Freunde und Anverwandten bewohnten.

Unterdessen kam das Ende des Jahres immer näher. Die vorigen Könige hatten vor diesem Augenblick gezittert, an dem sie ihre vergängliche Herrlichkeit ablegen mußten; dieser aber sah ihm mit Sehnsucht entgegen; denn er ging in ein Land, wo er sich durch seine kluge Thätigkeit eine dauernde Wohnung gebaut hatte. — Der bestimmte Tag erschien endlich. Der König wurde in seinem Pallaste ergriffen, seines Diadems und seiner königlichen Kleidung beraubt, und auf das unvermeidliche Schiff gebracht, das ihn nach seinem Verbannungsort führte. Kaum war er aber am Ufer der neuen Insel gelandet, als ihm die Einwohner mit Freuden entgegen eilten, ihn mit großer Ehre empfingen, und sein Haupt, statt jenes Diadems, dessen Herrlichkeit nur Ein Jahr währte, mit einem unverwelklichen Blumenkranze schmückten. Der Allmächtige belohnte seine Weisheit; Er gab ihm die Unsterblichkeit seiner Unterthanen, und machte ihn zu ihrem ewigen Könige.

* * *

Der reiche, wohlthätige Mann ist Gott; der Sklave, den sein Herr fortsendet, ist der Mensch bei seiner Geburt; die Insel, wo er anlandet, ist die Welt; die Einwohner, welche ihm freudig entgegen kommen, sind die Eltern, die für den nackten Weinenden sorgen. Der Vezier, der ihn von dem traurigen Schicksal, das ihm bevorsteht, unterrichtet, ist die Weisheit. Das Jahr seiner Regierung ist der Lauf des menschlichen Lebens, und die wüste Insel, wo er hingeführt wird, die künftige Welt. Die Arbeitsleute, die er dahin

sendet, sind die guten Werke, die er während seines Lebens verrichtet. Die Könige aber, welche vor ihm dahin gegangen sind, ohne über das Unglück, das ihnen drohte, nachzudenken, sind der größte Theil der Menschen, die sich blos mit irdischen Freuden beschäftigen, ohne an ihr Leben nach dem Tode zu denken: sie werden mit Mangel und Elend gestraft, weil sie vor dem Throne des Allmächtigen mit Händen erscheinen, die an guten Werken leer sind.

v. Herder.

37.

Krösus und Solon.

Krösus.[14] Du bist, guter Solon, weit herum gereist; hast du wohl Jemanden gefunden, der glücklicher war, als ich?

Solon.[15] Dazu bedurfte es keiner weiten Reisen: Ich hatte einen solchen in der Nähe — in meiner Vaterstadt Athen.

Krösus. Und der war?

Solon. Tellus. Sein Name ist dir vielleicht ganz fremd; aber er wollte auch nicht bekannt seyn. Er lebte ohne allen äußern Glanz unter seinen Mitbürgern; aber einen glücklicheren Menschen, als ihn, kannte ich nicht. Im Kreise einer sehr zahlreichen Familie, gut erzogener Kinder und braver Verwandten, geliebt und geschätzt von allen, die ihn kannten, führte er ein stilles, friedliches Leben hin, brachte es zu einem hohen Alter, und endigte es durch einen rühmlichen Tod, den er bei Vertheidigung des Vaterlandes auf dem Schlachtfelde fand.

Krösus. Trafest du denn nicht auch außer deiner Vaterstadt einen Glücklichen an, den du diesem Tellus an die Seite setzen könntest?

Solon. Ja, zu Argos; da lernte ich eine Mutter kennen, die ich mit ihren Söhnen wohl für die glücklichsten Menschen erklären möchte. Sie war eine Priesterin der Juno. Einst rief sie ein Fest dieser Göttin zum Tempel; da waren die Stiere, die den heiligen Wagen ziehen sollten, nicht gleich zur Hand, und der Dienst litt keinen Aufschub. Im Augenblicke spannten sich ihre beiden Söhne, Kleobis und Biton, an denselben, und zogen die geliebte und ihnen so ehrwürdige Mutter zum Tempel. Gerührt von diesem Beweise kindlicher Liebe hob die betende Mutter ihre Hände über dem

Altare auf, und bat die Gottheit um Segen für ihre Kinder. Sie wurde erhört. Als sie nach vollendetem Opfer zurückkehrte, fand sie ihre beiden Söhne sanft eingeschlummert. Sie erwachten wohl nicht wieder für diese, aber für eine bessere Welt.

Krösus. Sonderbar! Du zählst also auch die Todten zu den Glücklichen? Aber unter den Lebenden, dächte ich, doch wohl auch Anspruch auf vorzügliche Glückseligkeit machen zu können?

Solon. Ich will dir diesen schmeichelhaften Wahn nicht nehmen; aber meiner Meinung nach ist's mit dem Glücke so eine eigene Sache, und man sollte wohl diesseits des Grabes Niemanden glücklich preisen, er habe denn glücklich vollendet!

K. F. Lossius.

38.

Alexander und Diogenes.

Alexander. Du bist ein sonderbarer Mensch; ich suche dich, so wenig ich Ursache habe, mit dir zufrieden zu seyn; denn du hättest mich beinahe zu einem närrischen Wunsch gebracht.

Diogenes.[16] Darf ich fragen, zu welchem?

Alexander. Kein König zu seyn, damit ich Diogenes seyn, und Könige so demüthigen könnte, wie du.

Diogenes. Vergib mir, Alexander, das war meine Absicht nicht; ich lag in der Sonne als du kamst, sie beschien mich so gut, daß es mir verdrießlich war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so gering ist. Du hattest nichs bei mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daß mir was anders eingefallen wäre, als daß du mir aus der Sonne gehen möchtest.

Alexander. Gut! wenn du der sonderbarste Philosoph bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daß ich dich bereden könnte, mit mir auf Abentheuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt — und ich denke, du wärest mein Mann.

Diogenes. Ein jeder Mensch muß seine Rolle spielen, mein König. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge.

Aber, wenn du es verlangst, kann ich dir so viel Wahrheit mit auf die Reise geben, als du gebrauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

Alexander. Mit Anbruch des Tages werde ich von Korinth abgehen. Im Ernste, Diogenes, kann ich dir zu nichts nütze seyn? Die Korinther kennen, wie ich sehe, deinen Werth nicht.

Diogenes. Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Uebels thun. Seelen von deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach, Alexander, es sind in diesem Augenblicke so viele Tausend, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest du machen, daß diese Unglücklichen den Tag deiner Geburt segneten, so hättest du mir alles Gute gethan, das mir der größte der Könige zu thun vermag.

Alexander. Du bist ein glücklicher Mann, Diogenes — ich kann nicht unwillig darüber werden, daß du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweist. —

Diogenes. Alexander, ich ehre dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund seyn, und kann keine Freunde haben.

Alexander. Verwünscht sey'st du mit deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! ich will nichts mehr davon; du würdest machen, daß ich mich in deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an einem Diogenes.

Diogenes. Das weiß ich eben nicht; aber das ist gewiß, daß sie unter zwei Alexandern zu Trümmern gehen würde.

Alexander. Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl!

Wieland.

39.

Der Gemsjäger.

Die Gemsjagd ist eine Art von Glücksspiel, das denen, die sich demselben ergeben, fast die Denkungsart und Sitten der Spieler von Profession einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich ist, und mehrere Gemsen erlegt, so verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn fast eben so schnell, als er ihn er-

langt hat, in der schmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günstig seyn werde. Wird alsdann diese Hoffnung getäuscht, so fällt er in die drückendste Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorsichtiger macht, weil er, wie alle Menschen, die zu gewissen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, selten daran denkt zu sparen, sondern sich einen guten Tag zu machen. Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherlei Zusätze vermehren. So verfolgte zum Beispiel ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tausend Schuh fast senkrecht emporsteigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige schmale hervorragende Bänke hat, von welchen man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger eine Gems, oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank auf welcher er stand, herunterglitschte. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen festzuhalten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweifelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinabsteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beständige Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zween Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußsteige durch Glatteis schlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des obern Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern einen scheuslichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade glitschte einer von den Abentheurern aus, und stürzte ohne Rettung

in den Schlund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichnam kaum eine menschliche Gestalt mehr erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff- oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte.

Meiners.

40.

Albert der Wildfang.

Es war einmal ein kleiner, zehnjähriger Knabe — Albert war sein Name — der kannte kein schöneres Vergnügen, als herumzuschweifen. Sobald er seinen Eltern aus den Augen war, lief und sprang er wie toll, stieg auf die höchsten Felsen, erkletterte Mauern, übersprang tiefe Gräben und hing sich an die Zweige der Bäume. Er überbot alle seine Spielkameraden an Ungezogenheit. Man nannte ihn daher, besonders seiner herumschweifenden Lebensart wegen, nur Albert den Wildfang.

Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß seine Eltern um seinetwillen beständig in großer Sorge seyn und unaufhörlich fürchten mußten, daß er zu Schaden, oder wohl gar ums Leben käme, zumal ihre Wohnung am Ufer des Meeres lag. — Jeden Augenblick war er in Gefahr zu ertrinken.

Eines Tages schwärmte er auch in dem mit einer Mauer umgebenen Garten herum, und kam endlich an eine kleine Thüre, welche in's Freie führte und unglücklicher Weise unverschlossen geblieben war. Sein erster Gedanke war, zu untersuchen, was außerhalb des Gartens wohl vorgehen möchte; er sah sich von allen Seiten um, ob er nicht beobachtet würde, schlüpfte dann schnell durch die Oeffnung, und lief nach dem, kaum hundert Schritte entfernten Ufer des Meeres hin. Seine Absicht war, einige hübsche Muscheln aus dem Sande aufzulesen, und hierauf sogleich wieder zurückzukehren, damit diese kleine Streiferei von Niemanden bemerkt werde.

Als er am Ufer ankam, vergaß er das Suchen der Muscheln und sprang in eine Fischer-Barke, die daselbst an einem Pfahle befestigt war. In dieser wiegte er sich von einer Seite zur an-

dern, was ihm ungemein viel Freude machte, und überließ sich so ganz seinem Vergnügen, weil Niemand ihn daran hinderte. Aber was das Schlimmste war, die Barke, die einem armen Manne gehörte, hatte man nur mit einem alten, halbverfaulten Stricke befestigt; dieser riß und die Barke ward von den Wellen des Meeres fortgetrieben. Zum Unglück trat die Ebbe ein, die ihn auf's hohe Meer mit sich fortriß.

Es strömt nämlich in vier und zwanzig Stunden zweimal das Meer mit Heftigkeit gegen das Ufer, und kehrt auf dieselbe Weise bis zu einer gewissen Entfernung, in einem gleichen Zeitraume wieder zurück. Das Strömen nach dem Ufer nennt man die Fluth, das Zurücktreten die Ebbe.

Man kann leicht einsehen, daß das Wasser, indem es sich zurückzieht, Alles mit sich fortnimmt was an das Ufer nicht befestigt ist — dieß geschah auch mit der Barke. Kaum hatte Albert bemerkt, daß der Strick gerissen war, so verwandelte sich seine ausgelassene Freude in tödtliches Entsetzen; wie versteinert war er, als er sich so schnell von der Küste fortgeschleudert sah. Endlich fing er an entsetzlich zu schreien und um Hülfe zu rufen, aber seine schwache Stimme verlor sich im Gebrause der Wellen, und Niemand hörte seinen Jammer. Verzweiflungsvoll rannte er von einem Ende der Barke zum andern, hob die Hände gen Himmel, bat Gott um Hülfe und Erbarmen und weinte bitterlich. Das war auch das Einzige, was er thun konnte; denn wie wäre ein Kind seines Alters im Stande, ein großes Boot zu lenken? — und wenn er auch Kräfte genug dazu gehabt hätte, so fehlte doch Steuer und Ruder. Nach Verlauf von acht bis zehn Minuten war er schon über eine Viertelstunde Weges von der Küste entfernt. Nun hielt er sich für unerrettbar verloren; auch hatte er wohl Ursache dazu, denn die Nacht rückte heran, das Ufer war verlassen, und nicht leicht konnte ihn auf der weiten Fläche des Wassers jemand entdecken; selbst dann wenn aus der Ferne jemand die Barke bemerkt hätte, würde man schwerlich auf die Vermuthung gekommen seyn, daß sie ein armes Kind, einsam und hülflos durch die Fluthen trüge. Man würde vielmehr der Meinung gewesen seyn, daß sie einem Fischer gehöre der ausgefahren sey, des Nachts seine Netze zu werfen.

Um das Unglück auf das Höchste zu steigern, erhob sich ein

Wind vom Lande her, der das zerbrechliche Fahrzeug mit noch mehr Heftigkeit als die Ebbe fortrieb. Das feste Land schien so entfernt — so entfernt, daß Albert glaubte, auf die Rückkehr nimmer rechnen zu dürfen.

Bis jetzt hatte sich der kleine Unglückliche aufrecht erhalten und spähend um sich hergeschaut, nun aber verlor er ganz den Muth und legte sich schluchzend nieder auf den Boden der Barke.

Während er sich so abhärmte, deckte nach und nach dicke Finsterniß das Meer — ein neuer Schrecken für Albert. Nicht das Geringste konnte er mehr sehen, nur das Brausen der Wellen hörte er, die schäumend sein leichtes Fahrzeug bespülten. Mit jeder Minute fürchtete er von ihnen verschlungen zu werden, denn der Wind blies stärker, und durchwühlte die Oberfläche des Meeres wie zur Zeit des Sturmes. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel und fingen die Strahlen des Mondes und der Sterne auf. Der herzhafteste Mann würde in solch einer Lage den Muth verloren haben. Albert saß in einem Winkel der Barke auf alten Fischernetzen, die darin liegen geblieben waren, und wagte kaum zu athmen.

Bis ohngefähr um Mitternacht dauerte das Wetter fort, dann besänftigte sich der Wind. Die Wolken verloren sich langsam unter dem Horizont und der Mond verbreitete sein blasses Licht über die Fläche des Himmels.

Albert hob spähend das Köpfchen über die Barke und betrachtete das Meer. Der schwache Schimmer der Gestirne ließ ihn die unermeßliche Einöde bemerken, in der er sich befand und die ihn mit größerm Entsetzen erfüllte, als die Finsterniß, die sie früher verborgen hatte. Nur Himmel und Wasser erforschte sein Blick. Er sank auf seine Netze zurück, und weinte von Neuem. Nach und nach wurde der Kopf ihm schwer, die Augen schlossen sich unwillkührlich und die Anstrengungen und sein zartes Alter ließen ihn mitten in den Gefahren, die ihn umgaben, in sanften Schlaf versinken.

Der arme Knabe — er schläft, um vielleicht nicht wieder zu erwachen — oder geht nach seinem Erwachen mitten auf dem Meere dem unvermeidlichen Hungertode entgegen! —

Wie sehr ist er zu beklagen, daß er seinen Eltern ungehorsam war, und dadurch dieß schreckliche Geschick sich selbst bereitet hat! —

Wir wollen ihn jetzt, in seiner schwankenden Barke, Gottes weiser Vorsehung überlassen, und sehen, was während seines ruhigen Schlafes in dem väterlichen Hause vorgeht.

Als Albert aus dem Hause gegangen war, um in dem Garten zu spielen, war seine Mutter um ihn lange unbesorgt; nur beim Einbruche der Nacht befremdete es sie, daß er nicht zurückkehre. Man ruft ihn — aber er antwortete nicht, wie man sich leicht vorstellen kann. Von allen Seiten sucht man ihn und findet ihn nicht.

Der ausgesendete Bediente benachrichtigt endlich die Mutter, daß ihr Sohn nicht im Garten sey, da diese Albert recht wohl kannte, so kam sie darüber nicht sogleich in Unruhe. Sie ging mit dem Bedienten, um selbst suchen zu helfen, durchlief den ganzen Garten und kam auch an die kleine Thüre, die sie offen fand. Ihr blieb nun kein Zweifel mehr, daß er durch diese entwischt sey. Sie suchte nun auch außerhalb des Gartens am Ufer des Meeres, rufte laut und fragte alle die ihr begegneten, ob sie nichts von ihrem Sohne gesehen hätten. Niemand konnte ihr die geringste Auskunft geben. — Jetzt fieng sie an auf das ängstlichste um ihn besorgt zu werden. Ihr Gatte, der eben gekommen war und einige andere Personen, die aus Theilnahme suchen halfen, gingen die ganze Nacht hindurch vergebens von einem Orte zum andern. Als der Tag anbrach, waren sie fest überzeugt, daß Albert in das Meer gestürzt sey, und da seinen Tod gefunden habe. Seine Eltern kehrten in ihre Wohnung zurück und beweinten ihn wie einen Verstorbenen. — Ach Gott! sagte die Mutter, so ein schreckliches Unglück habe ich immer erwartet, das lieblose Kind hat stets unsere Ermahnungen verachtet, und schien immer ein Vergnügen daran zu finden, sich jeder Gefahr Preiß zu geben.

Da man die Barke nicht vermißte, und der Fischer sie innerhalb zwei bis drei Tagen nicht brauchte, so kam man keinen Augenblick auf den wahren Hergang der Sache. Während man so ängstlich am Ufer suchte, schlief Albert, wie ich schon erzählt habe, ruhig auf den ihn forttragenden Fluthen. Bei seinem Erwachen war die Sonne schon hoch emporgestiegen, und erwärmte seine, durch die rauhe Nachtluft vom Froste erstarrten Glieder. Er rieb die Augen, ermunterte sich und sah sich um, wo er sich befände. Zu seinem großen Erstaunen bemerkte er, daß die Barke zwischen zwei aus

dem Wasser hervorragenden Felsenriffen nahe an dem Strande festsaß. Er raffte sich sogleich auf, setzte den Fuß auf den Rand des Fahrzeuges, sprang auf einen der Felsen, und watete von da nach der Gegend hin, die ihm wie Land vorkam. Als er aber auf dem höchsten Punkte angekommen war, bemerkte er mit Schrecken, daß dieses vermeinte Land nichts sey, als ein Felsen, der kaum einen halben Acker im Umfang hatte. Von da aus sah er das weite Meer um sich her und in einer Entfernung von ungefähr zwei bis drei Stunden das Ufer, das er verlassen hatte. Dieß entmuthigte ihn ganz und gar. Er setzte sich auf die Spitze des Felsen und blieb so eine halbe Stunde fast unbeweglich, sein Auge nach der Gegend gerichtet, wo die Wohnung seiner Eltern lag. Er sprach zu sich selbst: ich bin meinem Vater und meiner Mutter ungehorsam gewesen, und dafür hat mich Gott gezüchtiget! — In seinem Alter hat man guten Appetit und der größte Kummer ist nicht von langer Dauer. Er blickte um sich her, als suche er sein Frühstück. In fünf Minuten durchlief er seine kleine Insel mit großer Aufmerksamkeit. Da gab es aber weder Baum noch Strauch, nur in den Ritzen des Felsen, in denen sich ein wenig Erde befand, keimten einige Grashalme. Das Gras dient nur zur Nahrung für Rinder und Schaafe — er mußte weiter suchen. — Indem er an dem äußersten Rand der kleinen Insel herabstieg, bemerkte er eine Menge Muscheln an dem Gestein und unter diesen besonders herrliche Austern, von denen eine durch die Sonnenhitze sich geöffnet hatte. Mit dieser begann er sein Frühstück; die übrigen brach er mit Hülfe eines scharfen Steines auf. Der Hunger würzte sein Mahl. Als dieser gestillt war, machte er noch einen Spaziergang auf seiner Besitzung, und war, als er an den Ort zurückkam, wo er die Barke gelassen hatte, nicht wenig erstaunt, sie nicht mehr zu finden. Die Wellen hatten sie gehoben und von den Steinen weggespült; — schon weit war sie fortgeschwommen. Dieser Verlust ließ ihn auf das lebhafteste fühlen, wie verlassen er sey. Er überlegte, daß er wohl schwerlich weder seine guten Eltern noch irgend einen Menschen jemals wieder sehen würde.

Allerdings eine traurige Lage, aber hatte er sie nicht selbst verschuldet?

Er erkannte jetzt alle seine Fehler und gab sich selbst das hei-

lige Versprechen, daß er, wenn er je in das elterliche Haus zurückkommen sollte, mit größerer Aufmerksamkeit und mit mehr Achtung die wohlgemeinten Rathschläge seiner Wohlthäter befolgen wolle. Dieser gute Vorsatz und ein mit zum Himmel erhobenen Augen an die Vorsehung gerichtetes, fußfälliges Gebet gewährten ihm einigen Trost.

Obschon die Strahlen der in den Wellen sich spiegelnden Sonne die Insel wohlthuend erwärmten, so dachte er doch daran, daß die Nacht leer seyn würde und er sich einen Zufluchtsort, wo er ruhen könne, suchen müsse. Denn bei aller seiner Unfolgsamkeit und Unbedachtsamkeit besaß er gesunden Verstand, und überlegte seine Handlungen wohl, wenn er ernstlich wollte oder die Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Er trat demnach seine Wanderung von Neuem an, und fand wirklich eine kleine Oeffnung, die gerade seiner Größe nach zu einem Aufenthalte für ihn paßte. Es war eine Höhle in einem Steine, deren Oeffnung nach Sonnenaufgang gerichtet war. Sogleich begann er sie zu reinigen, indem er nach Art der Füchse grub und mit den Händen scharrte. Sodann trug er Moos und trockenes Gras herbei und bereitete sich ein Bett, das freilich nicht so bequem und weich, als das, was er bei seinen Eltern gehabt hatte, doch gut genug war, um ruhig darauf schlafen zu können.

Nach Beendigung dieser Arbeit gab es für ihn nichts weiter zu thun. Er stieg an den Strand des Meeres herab, um seine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine wohlbesetzte Tafel erwartete ihn, doch fingen die Gerichte an ihm unschmackhaft vorzukommen, und ein gutes Stück trockenes Brod würde jetzt eine köstliche Speise für ihn gewesen seyn. — Doch das Schlimme muß ertragen werden. —

Auf solche Weise verstrich der Tag. Die Annäherung der Nacht versetzte ihn wieder in die frühere Unruhe. Wäre er nur ein wenig furchtsam gewesen, wie viele Kinder es sind, er würde in dieser schrecklichen Einsamkeit vor Aengstlichkeit umgekommen seyn, aber er war vernünftig genug einzusehen, daß das, was von Gespenstern erzählt wird, unzubeachtende Hirngespinste sind. Das war es nicht was ihm Kummer machte, wohl aber seine traurige, beklagenswerthe Lage. Glücklicherweise erlaubte ihm seine Schläfrigkeit nicht, lange Betrachtungen über seine Lage anzustellen, er legte sich auf sein trockenes Gras und schlief bis an den hellen Morgen.

Der zweite Tag verstrich wie der erste. Auch der dritte schien auf diese Weise vorübergehen zu wollen, und schon glaubte Albert, daß sein ganzes Leben so ablaufen würde, als er auf einmal in der Ferne drei Fischer-Kähne entdeckte, die ihren Weg nach seiner Insel zu richten schienen. Sein Herz klopfte vor Freude, und geschwind lief er nach der Seite hin, nach welcher er die willkommenen Kähne wahrgenommen hatte.

Von einigen Seeleuten hatte er erfahren, daß, wenn man in Noth sey, man Zeichen geben müsse, um Hülfe zu erhalten. Er zog demnach schnell aus seiner Tasche ein kleines weißes Taschentuch, hielt es so hoch in die Luft, als er es vermochte und schwenkte es aus allen Kräften.

Lange Zeit blieb das weiße Tuch und der kleine gute Mensch, der es schwenkte, von den Fischern unbemerkt, endlich aber wurden sie aufmerksam darauf, und weil sie die Absicht hatten, ihre Netze in der Nähe der Insel auszuwerfen, so war es nicht nöthig, daß sie ihren Lauf anders richteten.

Bald kamen sie an und waren ganz befremdet, ein Kind ganz allein auf dem Felsen zu finden, noch mehr aber waren sie erstaunt, als sie Albert erkannten, den sie bereits für todt hielten. O! kleiner, unglücklicher Mensch, riefen sie ihm zu, in welche Angst und Noth hast du deine Eltern versetzt! Wie sehr .....

Albert, der vor Freude ganz außer sich war, ließ sie nicht ausreden, umarmte sie zu wiederholtenmalen und erzählte ihnen, wie es sich zugetragen habe, daß die Barke, während er sich darin geschauckelt, vom Ufer losgekommen sey.

Die guten Fischer, die gern recht bald Alberts Eltern tröstende Nachrichten zu bringen wünschten, nahmen ihn in einen ihrer Kähne, verschoben das Fischen auf eine andere Zeit und kehrten sofort zurück.

Ich will mich in die Einzelheiten bei Alberts Empfang nach seiner Rückkehr in's väterliche Haus nicht weiter einlassen. Seine Eltern waren so sehr erfreut ihn wiederzusehen, daß sie ihn auf der Stelle umarmten und nicht daran dachten, ihm Vorwürfe zu machen. Albert aber, der alle seine Fehler einsah, warf sich vor Vater und Mutter auf die Kniee und sagte: Gott hat mich gezüchtigt, weil ich meinen Eltern ungehorsam war, doch ist er immer

noch sehr gnädig gegen mich gewesen, und hat das große Unglück abgewendet, in welches mein Vergehen mich stürzen konnte. Vergib mir, lieber Vater, vergib, gute Mutter, wie ich hoffe, daß Gott mir vergeben wird. — — Wir verzeihen dir, mein Sohn, sagte der Vater, indem er ihn zu sich emporhob. Durch dein eigenes schlimmes Geschick hast du erfahren, daß man seinen Eltern unbedingt gehorchen muß. Du weißt, daß wir dir nur das versagen, was dir schädlich werden kann. Komm noch einmal in unsere Arme, mein Sohn, und sey für die Zukunft recht folgsam.

Albert wurde in der That viel wohlgezogener und verständiger, ging niemals wieder aus dem Hause, ohne hierzu die Erlaubniß erhalten zu haben, und erinnerte sich seiner begangenen Fehler nur darum, um sie zu vermeiden.

v. Houwald.

41.

Die Christbescheerung.

Rudolph, der einzige Sohn des Commerzienraths Belger, war, das Weihnachtsfest mit den Seinigen zu feiern, von der nahen Hochschule gekommen, und betrachtete des heiligen Abends früh durchs Fenster die Menge von Leuten, welche der Markt und die häuslichen Geschäfte hin- und herjagten. Die Kälte war groß und gab sich auf mannigfaltige Weise zu erkennen, an Menschen, Thieren und leblosen Gegenständen. In dem elterlichen Hause waren alle Hände in Bewegung, dem Feste zu einem würdigen Aufenthalte zu verhelfen, oder bevorstehende Lustbarkeiten vorzubereiten, oder die täglichen Geschäfte so zeitig als möglich zu vollenden, damit die frühzeitige Dämmerung des heiligen Abends in Ruhe könn' empfangen werden. Rudolphs Aufmerksamkeit glitt bald von den Vorübereilenden auf ein gegenüberstehendes Häuschen, das, klein und ärmlich auf dem Erdgeschosse das Dach trug, und dessen Fenster so über und über gefroren waren, daß es unbewohnt zu seyn schien, wiewohl ein Paar Knaben, die das Ansehen Zurückkehrender hatten, hineingingen und erkennen ließen, daß es bewohnt werde. Der Commerzienrath war erst vor kurzem hieher in die Vorstadt gezogen, deßwegen fiel Rudolphen jenes Häuschen als noch nie gesehen auf, und mit den Be-

wohnern desselben war er, wie mit den Bewohnern vieler anderer Gebäude dieser Straße, gänzlich unbekannt. Die kleine Wohnung der Dürftigkeit, in welcher die Kälte und der Mangel zu verkehren schienen, machte tiefen Eindruck auf Rudolphs Gemüth, und er fragte, da eben seine Schwester durchs Zimmer ging, angelegentlich nach den Bewohnern des Hüttchens. Mathilde sah flüchtig hinüber, und entgegnete leicht hin: ich weiß nicht, wer dort wohnt. Rudolph, der sein Mitleid mit den unbekannten Bewohnern gehemmt fühlte, und gleichgültig behandelt sah, fuhr auf und sagte: das weißt du nicht? Wenn ich dich nach den Leuten in den großen Häusern dort und dort gefragt hätte, würdest du mir wohl haben Auskunft geben können! das Häuschen, das Hüttchen, das Nestchen ist dir zu klein gewesen. Du sitzest alle Tage hier am Fenster, aber die Sorge für den Putz und das eigene Wohlleben, hat dich die kleine Dürftigkeit nicht sehen lassen. Von unserm Ueberflusse hätte die arme Stube dort wohl oft essen können, wenn du nur dazu gekommen wärst, die Kleinigkeit zu sehen und nach ihr zu fragen. Sieh nur, wie die Fenster starren! Ruft das klägliche Stübchen nicht herüber: erbarmt euch meiner! — Du hast nicht Unrecht, erwiederte Mathilde, die betroffen und verwundert vor ihrem Bruder da stand. — Das Häuschen — aber wir sind ja erst vor kurzem hier eingezogen. Die vielen Geschäfte der neuen Einrichtung in diesem Hause — Ich habe das Hüttchen wohl gesehen, nur so kläglich ist mirs nicht vorgekommen, wie du jetzt mir es zeigst. Ich will mich erkundigen. Du hast mich ordentlich erschreckt. Warst du doch, versetzte Rudolph, so gar theilnahmslos, während mich, der ich mich zu den Bewohnern hinübergedacht hatte, in dieser warmen Stube fror. Das konnt' ich freilich nicht wissen, sagte Mathilde lächelnd, als wenn sie seiner Erkundigung noch andere Ursachen zutraute, als das Mitleid. Wann erfahr' ichs, fragte der Bruder, wer dort wohnt? Bald, antwortete die Schwester: ich will dir die alte Hanne herschicken. Hanne kam und gab Auskunft. Das Häuschen da drüben ist eigentlich eine überbaute Brandstelle, ein kaltes düstres Nest. Der Mann, welcher da wohnt, heißt Frosig, und ist ein Holzhacker. So gut und fleißig er ist, so geht es doch sehr kümmerlich her bei ihm. Denn da wurde seine verwittwete Schwester, hier in Pohlsdorf, krank und starb, und hinterließ zwei Knaben, einen von acht, den andern von

zehn Jahren. Frosig hatte seine Schwester sehr lieb und ließ es ihr in der Krankheit an nichts fehlen. Schon das verzehrte seine paar Thaler, und nun hat er auch die Kinder zu sich genommen, die sonst ins Hirtenhaus gekommen wären. Sein Verdienst mag wohl manchmal nicht zureichen — dazu der harte Winter. Dessen ungeachtet sieht er immer wohlgemuth aus, als wenn ihm die Hand vom Himmel gedrückt würde. — Gut, Hanne gut, sagte Rudolph; sie kann immer wieder an ihre Arbeit gehen. Hanne ging. Rudolph aber saß noch ein Weilchen in sich selbst vertieft am Fenster, und ging, im wachen Traume, vergnügt der Theilnahme an Frosig und den beiden Kindern nach, die ihm schnell vormalte, wie er dem Häuschen einen erfreulichen Abend zubereiten könne. Von der heitern Vorstellung entzündet sprang er auf, und holte sich eilig seine Schwester. Wieder ans Fenster zurückgekehrt, sprach er, seine Schwester haltend: In der Kajüte, Schwester, lebt ein armer Holzhacker, ein redlicher Mann, mit zwei Knaben, vater- und mutterlosen Waisen, von seiner unlängst verstorbenen Schwester. Mathilde, du bist gut und gefällig, und hilfst mir ausführen, was ich vorhabe; du kannst es, du mußt es, weil du die armen Menschen schon etliche Wochen versäumt hast. Sag' an, du lieber, jäher Bruder, entgegnete Mathilde. Du sorgst, sprach Rudolph, bis auf den Abend für etliche Hemden, die Kindern von acht bis zehn Jahren recht sind. Es giebt ja mehrere Händlerinnen, die dergleichen haben. Dazu kaufst du zwei Paar warme Schuhe und zwei Paar tüchtige Handschuhe. Einen Korb voll Aepfel und Nüsse, und einen Stollen giebt uns die Mutter gern. — Wart nur! — Ich — Gestern Abend zwangen mich die Helden bei Rossi's zum Spielen. — Zwangen dich? fragte Mathilde. Nun, antwortete Rudolph, wie man so sagt; sie neckten und plagten mich, bis ich mich hinsetzte. Wie mir es vorkam, hatten sie's auf mein Geld abgesehen; mir aber wollte das Glück so wohl, daß ich jeden um etliche Thaler leichter nach Hause schicken konnte. Für dieses Geld kauf' ich noch diesen Vormittag eine Klafter hartes Holz beim Holzhändler, und laß es dort abladen. Die Knaben werden ein Paar Bilderbücher nicht ungern sehen, und zwei Paar Schrittschuhe sollen sie auch haben. Mathilde küßte den Bruder. — Das Beste kommt noch, fuhr der Frohe fort. Heute Abend, ehe bei uns die Herrlichkeit aus der Knospe

bricht, tragen wir beide, niemand sonst darf etwas davon erfahren, die Sächelchen hinüber; du als Christkind mit übergehängtem Schleier; ich vermummt und eine Larve vor dem Gesicht, als dienstfertiger Knecht Ruprecht. Das ist herrlich! rief Mathilde. Du bist mir ein köstlicher Bruder! Aber ich muß mich spuden.[18] Es giebt noch viel zu thun. Sey nur unbesorgt, du sollst mit mir zufrieden seyn. Damit hüpfte sie hinweg. Rudolph aber zog sich rasch an, und sagte, fertig zum Ausgehen: die Stube dort an der Erde wird auch einen erfreulichen Christabend bekommen!

Den Hut weit über das Gesicht herabgerückt, den untern Theil des Kopfes von dem Kragen des Mantels verhüllt, trat er ein bey dem Holzhändler, der am entferntesten wohnte. Der Kauf war bald geschlossen. Nachdem Rudolph Straß' und Haus genau bezeichnet, den Namen Frosig wiederholt genannt, auch dem Knecht ein gutes Trinkgeld gegeben, und ihn angewiesen hatte, wie er das Holz anbringen sollte, sprach er mit Nachdruck: aber, Alter, schick't gutes Holz und eine volle Klafter, sonst ladet ihr einen fressenden Fluch auf euer Haus, und mit mir bekommt ihr scharfe Händel. Gleich nach Tische muß das Holz dort seyn, daß der Mann noch etwas damit anfangen kann. Macht eure Sachen recht. Ich werde zur Hand seyn und aufpassen!

Im Buchladen fand Rudolph zwei schickliche Büchlein, die Schrittschuhe durfte er nicht lange suchen, und zwei bunte Wachsstöcke kauft' er hurtig noch dazu, da er vor einem Laden vorbeiging, wo ihm die aufgestellte Schaar dieser heitern Lichter zuzurufen schien, daß ihm noch etwas Wesentliches fehle.

Im kleinen Häuschen wurden, der Mittag nahte, Kartoffeln gekocht. Eine gutherzige Nachbarsfrau, der Frosig dafür das Holz spaltete, zurecht legt' im Hause, Wasser trug, und manche Handreichung that, besorgte die kleine Wirthschaft theils eigenhändig, theils durch ihr Dienstmädchen. Die beiden Knaben am Tische beim Ofen schnitzten an einer Krippe, die sie in einem Winkel der Stube aufzustellen gedachten, um, im Bezug aufs Fest, mit Hülfe von einigen Bretchen und Holztrümmern einen Stall zu Wege zu bringen, in welchem Thiere und Menschen aus Pflöckchen leicht herzustellen waren.

Mit dem Schlage zwölf kam Frosig nach Hause, sehr froh

darüber, daß er nun für heute fertig war, und daß er von der Frau des Hauses, wo er bis zu Mittag gearbeitet hatte, mit etwas Fett beschenkt worden war, welches er mit seinen Knaben zu den Erdäpfeln essen konnte.

Bei Tische sagte Frosig zu den Knaben: eßt mit Bedacht, meine Kinder! Heut könnt ihr auf jeden kleinen Erdapfel und auf die Hälfte jedes größern eine Messerspitze voll Fett nehmen. Es ist heiliger Abend! Nachmittag will ich mit euch über den Markt gehen, daß ihr die vielen hübschen Sachen zu sehen bekommt. Da sagte der ältere Knabe: wir sind schon gestern darüber gelaufen, als wir aus der Schule kamen. Geht Ihr immer mit uns auch heute, sagte der jüngere; wir haben gestern vieles gesehen, was wir nicht kannten und verstanden. — Ich bin satt. Die Krippe muß auch noch fertig werden. Welche Krippe? fragte Frosig. Nun antworteten die Knaben, zu Betlehem, wo das Jesuskind hineinkommt! — So, so! lächelte Frosig.

Jetzt kam ein Wagen vor die Hausthür. Bald darauf machte des Holzhändlers Knecht, er kannte Frosig, die Stubenthüre auf, und sagte: He! Frosig! eine Klafter hartes Holz für dich! Könnte sie wohl brauchen, erwiederte dieser. Nun, so hilf mir abladen, sprach der Knecht; es ist kalt. Für mich abladen? fragte Frosig verwundert, du hast dich wahrscheinlich — Nichts wahrscheinlich, unterbrach ihn der Fuhrmann. Du mußt gute Freunde haben. Ein vermummter Herr hat's den Vormittag bei meinem Herrn für dich gekauft. Du hast weiter gar nichts zu geben oder zu thun, als es dem Ofen maulrecht zu machen. Gott vergelts dem Herrn! sagte Frosig bewegt. Ich begreifs zwar nicht; will aber auch nicht grübeln. Es ist Gottes Gabe, die mir der Segen meiner Schwester zugewendet hat. Nun sollt' ihr wärmer sitzen, ihr Jungen! In einer Weile kommt und helft hereinschaffen. Die kleinern Scheite könnt ihr tragen. — Während des Abladens rief der glückliche Frosig oft; schönes Holz, schönes Holz! Vergelte dir's Gott, du unbekannter Wohlthäter!

Mit großer Aemsigkeit schleppten und trugen die Bewohner des kleinen Häuschens an dem festen Holze, den Ameisen zu vergleichen, indem bald dieser bald jener von den Dreien redete: wer muß der gewesen seyn? — Der mag viel Geld haben! Nun dürfen wir nicht mehr frieren.

Diese sechs Scheite, sagte Frosig nach einer Stunde, bleiben draußen. Ich will sie gleich sägen und zerspalten, daß wir die Feiertage warm sitzen können. Ihr geht unterdessen hinein und baut an eurer Krippe. Wenn ich fertig bin, die Dämmerung wird ziemlich herankommen, gehen wir noch auf den Markt. Das hätt' ich nicht gedacht, daß ich heute noch mein eigener Holzhacker und so reich seyn sollte!

Die beiden Geschwister im großen Hause betrachteten die Geschäftigkeit vor dem kleinen Häuschen mit herzlichem Wohlgefallen, nicht weil sie sich etwas darauf einbildeten, daß sie der Armuth zu Hülfe gekommen waren; sondern weil die Armen Freude hatten, die sie zu veranlassen so glücklich gewesen waren.

Als aber die Dämmrung der Finsterniß gewichen war, bereiteten sie die Bescheerung für das Hüttchen, und den Anzug, der dabei dienen sollte in einem Hinterstübchen. Auf dem Handkorbe voll Nüsse lagen Pfefferkuchen. Aus dem einen Stollen waren zwei kleinere und ein größerer geworden; denn Rudolph meinte: der treffliche Frosig dürfe nicht leer ausgehen, wenn er es auch leicht ertrüge. Die Mutter hatte mit dem Vorhaben bekannt gemacht werden müssen, damit es um so sicherer vor Andern verborgen werden konnte. Sie hatte nichts einzuwenden, vielmehr freute sie sich der Beihülfe, denn, wiewohl sie sehr genau war, so konnte sie doch dem Mitleiden nicht widerstehen, und wenn Mathildens Bitten oder Rudolphs gutherzige Forderung dazu kamen, so that sie eher zu viel als zu wenig. — Mathilde, hieß es im Betreff der Kleider, müsse ganz weiß gehen, und vom Schleier über und über verhüllt werden. Ueber die Straße sollte sie, der Kälte wegen, des Vaters Wolfpelz anziehen, den sodann Rudolph nehmen müsse, um in demselben in der Stube zu erscheinen. Für ihn lag überdieß die halbe Maske, braun von Farbe, schon bei dem Korbe. Vorher ehe sie sich auf den Weg machten, wollte Rudolph einmal hinüberlaufen, ob sie könnten oder nicht?

Unterdessen hatte Frosig, vom Markte mit den erfrornen Knaben zurückgekehrt, genüglich eingeheizt, und saß vor dem Tisch am Ofen, hinter welchem auf der Ofenbank die Kinder Platz genommen hatten. Ach, sagte Benjamin, der älteste Knabe, waren das herrliche Sachen! Wie das leuchtete, wie das glänzte! Wer doch, versetzte

Karl der jüngere, auch so etwas hätte! Die Dinge, redete Frosig, kosten viel Geld, und sind nur für die Reichen gemacht; in unsere Stube würden sie sich gar nicht schicken. Wenn eure Mutter noch lebte, würdet ihr vom heiligen Christ wohl auch etwas für euch Schickliches bekommen; aber die hat der liebe Gott zu dem himmlischen Christfeste berufen; und ich, wie gern ich euch auch Freude machte, bin es dieses Jahr nicht im Stande. Vielleicht sieht es ein anderes Jahr besser aus. Traurig müßt ihr mir aber nicht seyn! Wir haben Holz, uns in der Kälte zu wärmen, Holz, das uns zugeschickt worden ist, als wenn's von eurer Mutter käme, die auf euch und mich bedacht einen guten Menschen erweckt hätte. Seyd aufgeräumt, meine Kinder! Wir haben mehr als nothdürftig, durch die Feiertage Brod, Butter und Erdäpfel; nach den Feiertagen wird es wieder Arbeit geben, und jetzt und in schweren Tagen können wir uns daran erquicken, daß Gott die armen Leute, wenn sie fromm sind, so lieb hat, als die Reichen. Wurde denn Christus nicht auch arm geboren, und blieb arm sein Leben lang? Erzählt von Christus, rief Karl! Nicht wahr, fragte Benjamin, das Weihnachtsfest ist der Geburtstag Christi? Ja, antwortete Frosig. Erzählt uns nur davon, baten die Kinder; die Geschichten hören sich an, wie das Lauten der Sonntagsfrühe im Sommer.

Joseph und Maria, sprach Frosig, hatten nach Bethlehem reisen müssen, um sich dort, weil sie dahin gehörten, nach Stand und Vermögen aufschreiben zu lassen, wie auch die andern Einwohner des gelobten Landes, die nicht nach Bethlehem gehörten, den Befehl bekommen hatten, in ihren Städten sich aufschreiben zu lassen. Das machte denn, daß in dem Städtchen Bethlehem so viele Leute zusammengekommen waren, daß nicht alle Raum fanden in den Häusern und Herbergen. Die Armen, wie Maria und Joseph, mußten sich zu behelfen suchen. Nun gab's dort Felshöhlen, die zu Ställen für die Thiere benutzt wurden. In eine solche Höhle begaben sich Joseph und Maria, und in der Nacht wurde das Jesuskind der Maria in die Arme gelegt. Von wem denn? fragte Benjamin. Frosig antwortete: von Gottes Allmacht, die den Menschen ins Leben ruft, und wieder hinwegzugehen gebietet. Erzählt nur weiter, sagte Karl, nun kommt erst das Rechte. Frosig fuhr fort: Bei Bethlehem, denn dort gibt es keinen solchen Winter,

wie bei uns, waren Hirten auf dem Felde bei ihren Heerden. Zu diesen Hirten kamen himmlische Boten und sagten: Freuet euch, der Heiland ist geboren! Die Hirten erschracken über die Herrlichkeit der Engel, und fürchteten sich. Die Engel aber sprachen: fürchtet euch nicht! Euch und allen Menschen ist große Freude bereitet. Geht nur nach Bethlehem, dort werdet ihr, zum Wahrzeichen, das Kind Christus in der Krippe finden. Und nun wurde die ganze Gegend voll von den frohlockenden Schaaren des Himmels, die unter einander jauchzten: Ehre sey Gott in der Höhe, Fried' auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Jetzt ward an die Stubenthüre geklopft. Rudolph und Mathilde waren leis' ins Haus gegangen, und als Frosig, herein! rief, traten sie, Rudolph vermummt, Mathilde weiß und verschleiert, in die Stube. Frosig betrachtete die Hereingetretenen verwundert, die Kinder sahen sie furchtsam und erstaunt an. Wie hab' ich mir, fragte Frosig, den Besuch auszulegen? Statt der Antwort fragte Rudolph: sind hier die beiden Knaben fleißig und gut gewesen? Frosig erwiederte! Sie haben so jeder nach seinen Kräften gethan; wenn sie auch etwa manchmal des Leichtsinns Schmetterlinge sollten gewesen seyn. Aber gute Jungen sinds, die wissentlich keinem Menschen etwas zuwider thun. Solche Kinder sprach Rudolph, hat der heilige Christ lieb. — Nun legte Mathilde jedem Knaben aus dem größern Korbe, den ihr der Bruder darhielt, das Hemde hin, darauf die Strümpfe, Schritt- und Handschuhe. Jedem Häufchen ward ein Wachsstock aufgesetzt und der Stollen aufgeschoben. Während dessen holten die Knaben kaum Athem und Frosig ließ abgebrochene Worte hören: es ist mir, wie wenn ich berauscht wäre — Irdisch und überirdisch — Hab' ich doch immer vom Weihnachtsabende gehört — Wenn's die verklärte Schwester! — Das nimmt kein Ende — Böse kann's nicht gemeint seyn, die Gestalt und ihr thun ist anmuthig und herzerfreuend! — Als Mathilde bis an die Aepfel und Nüsse und an den großen Stollen gekommen war, sprach Rudolph zu Frosig: Euch, dem treuen Bruder und liebevollen Vetter, soll dieser Bissen ein herzlicher Händedruck der heiligen Pflicht seyn! Mathilde setzte hinzu: Aepfel und Nüsse gehören Allen zu gleichen Theilen! — Wem hab ich das alles zu verdanken? fragte Frosig erschüttert. Die Geschwister antworteten: Euch selbst! Frosig

aber faltete die Hände, und rief: Ehre sey Gott in der Höhe! — Er laß Euch die Freuden, die Ihr mir und den Kindern gemacht habt, zu sonnenheller Gesundheit werden, und lege sie an jedem Abende Eurer beschwerlichen Tage aufs Kopfkissen! — Wonnevoll eilten die Geschwister aus der beseligten Stube.

Erdmann Müller.

42.

Befreiung des deutschen Heeres aus dem Engpasse von Chiusa durch Otto den Großen von Wittelsbach.

Da Friedrich der Rothbart i. J. 1155, als gekrönter Kaiser, von Rom nach Teutschland zurückkehrte, wollten ihm die feindselig gesinnten Veroneser[19] den Zug durch ihre Stadt nicht gestatten, indem sie sich auf alte kaiserliche Privilegien beriefen, vermög welchen kein Kriegsheer durch ihre Thore ziehen dürfte. Sie hatten also ober Verona eine Schiffbrücke geschlagen, welche sie aber absichtlich so schlecht und schwach mit Stricken befestigen ließen, daß der Uebergang des Heeres mit der äußersten Gefahr verbunden war. Ueberdieß hatten sie unterhalb der Stadt eine Menge Bäume und zusammengebundene große Holzblöcke hergerichtet, in der teuflischen Absicht, um sie gerade im Augenblicke des Ueberganges in den reißenden Strom zu werfen, dadurch die Brücke zu zerstören, das kaiserliche Heer zum Theile zu ersäufen, die Uebrigen zu trennen, und die auf dem linken Ufer zurückgebliebenen Soldaten durch das Schwert aufzureiben. Allein dieses mörderische Vorhaben mißlang nicht nur, sondern die Verräther fielen selbst in die Schlinge, welche sie andern gelegt hatten; denn die Holzstösse kamen zu spät und erst dann an, als das Heer schon übergesetzt hatte, und sich eben die Verfolger auf der Brücke befanden, welche theils mit derselben in den Strom gestürzt, theils was sich schon auf jenseitigem Ufer befand und abgeschnitten war, von den kaiserlichen Soldaten zusammengehauen wurde.

Als nach dieser überstandenen Gefahr das Heer den andern Morgen seinen Marsch fortsetzte, kam es bald an den engen Paß — bey Chiusa[20] — wo die schmale Straße, auf einer Seite von der reißenden Etsch, auf der andern von der Felsenwand eingeengt,

den Durchzug, auch ohne sonstige Hindernisse beschwerlich genug gemacht hätte. Aber ein Edelmann aus Verona, Alberich mit Namen, hatte die über die Straße hangenden Felsen mit räuberischem Gesindel von 500 rasenden Köpfen besetzt und vermessen gedroht, das ganze durchziehende kaiserliche Heer mit Felsenstücken zu zerschmettern, wenn nicht jeder Reiter seinen Panzer und sein Pferd für sie zurücklassen, und der Kaiser noch eine beträchtliche Summe als Lösegeld auf einen bestimmten Ort hinlegen würde.

Ha! rief Friedrich, dieß sind harte Bedingungen, einem teutschen Kaiser von einer Räuberhorde auferlegt. Aber was Raths? Was ist zu thun? Den Fluß zu durchwaden, ist — eben so unmöglich, als eine Brücke zu schlagen. — Gegen die Stadt zurückzukehren? die Schiffbrücke ist weggerissen, und die Felsenwände hinter uns sind ebenfalls von den Feinden besetzt. Was ist also zu thun? — Als Niemand Rath wußte, wendete sich der Kaiser zum Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und sagte: „Das würde Eurer Tapferkeit ansteh'n, diesen Schimpf zu rächen.

Pfalzgraf Otto, jung und klug, rüstig und tapfer, der sich auf dem ganzen kriegerischen Römerzuge bei den Belagerungen der aufrührischen Städte Mantua, Cremona, Brescia, Ferrara, Mayland ꝛc. durch Großthaten, welche die Helden unserer Zeit anstaunen müssen, ausgezeichnet hatte, — Pfalzgraf Otto vernahm kaum dieß Wort des Kaisers, als der Entschluß schon gefaßt war. Friedrich befahl, daß das Heer das Gepäcke ablegen, und sich zur Schlagung eines Lagers anschicken sollte, als wollte er auf diesem Platze die nächste Nacht zubringen. Dann hielt er an seine Soldaten folgende kurze und, wie Bischof Otto sagt, nach Virgils Worten abgefaßte Rede: „Wie? Hier schon so nahe an der Gränze unsers Vaterlandes, hier, nach so vielen ausgestandenen Gefahren, hier soll das Ziel unserer Heldenthaten, hier unser Untergang seyn? —

Waffengefährten! ihr habt schon härtere Kämpfe bestanden, Aergere Uebel besiegt: der Himmel wird dieses auch enden!

Und ihr werdet mit Ruhm euch heutiges Tages erinnern.

Alle griffen zu den Waffen. Aber Otto von Wittelsbach wählte nur 200 junge und rüstige Männer aus. Er führte sie durch Wälder und steile Umwege hinter den Felsenberg, so daß sie von den Räubern nicht bemerkt werden konnten. Die Mannschaft war schon

sehr ermüdet, als sie an eine senkrechte Felsenwand kam. Hier, sagte Otto, hier diesen Gipfel müssen wir erklettern, was es auch koste. — Die stärksten Soldaten ließen andere auf ihren Rücken stehen, diese wieder auf ihre Schultern steigen, andere machten Leitern aus ihren Lanzen und zogen die Untern herauf. Alle erreichten den Gipfel des Felsens. —

Pfalzgraf Otto läßt nun die kaiserliche Fahne, welche er bisher verborgen getragen, auf der Bergspitze wehen. Bei Ansicht derselben erhob das Heer im Thale ein schreckliches Freudengeschrei, und stellte sich an, als wollte es den Felsen bestürmen. Otto fiel unterdessen mit seinen Helden den erstaunten Räubern, welche dieses alles für unmöglich gehalten hatten in den Rücken. Die meisten derselben, weil kein Ausweg war, wurden über die Felsen herabgestürzt, die übrigen niedergehauen; Alberich aber und 11 andere Rädelsführer wurden zu Gefangenen gemacht, und auf Befehl des Kaisers alle, bis auf einen, welcher als der minder Schuldige die Nachrichtersstelle vertreten mußte, aufgehangen. Von den 500 Räubern kamen nur zwei, nämlich der eben bemerkte und ein anderer, welcher sich in eine Felsenhöhle verkrochen hatte, mit dem Leben davon. Die Leichen aller übrigen, was davon nicht an den Felsenspitzen hangen blieb, wurden zum ewigen Andenken zu nächst an der Straße unter dem großen Hügel begraben. Friedrich setzt nun seinen Zug ungehindert nach Trient[21] und so weiter fort. Der Freudenruf: Otto der Wittelsbacher hat die Ehre des Kaisers und der teutschen Nation gerettet, erscholl durch alle Thäler bis in die Ferne.

v. Pallhausen.

43.

Zweikampf des Herzog Christoph von Bayern-München mit einem polnischen Grafen.

Im Wintermonate des Jahres 1475 vermählte sich der Herzog Georg der Reiche, von Bayern-Landshut, mit Hedwig, der Tochter des Königs Kasimir III. von Polen. Bey den hiezu eingeleiteten Festen strahlte die ganze Fülle des herzoglichen, ungeheuern Reichthums. Die vornehmsten Fürsten des Reiches, Gesandte fremder Könige und Städte, und eine große Anzahl weltlicher und geistlicher

Herren aus Franken, Schwaben, Oestreich, Bayern und Polen verherrlichten das Hochzeitfest mit ihrer Gegenwart, das zugleich eine Versöhnungs-Feyer vieler Fürsten wurde. Man zählte über 9000 Pferde, anwesender Fremder, und ein achttägiger Aufwand erforderte die Summe von 80,000 Dukaten. Noch lange nachher pries man mit Bewunderung in den umliegenden Ländern die Herrlichkeit dieses Festes.

Unter den höchsten Gästen sah man den Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohne Maximilian, den Markgrafen von Brandenburg, Herzog Albrecht den Achilles, und Herzog Albrecht IV. von Bayern-München mit seinen Brüdern Sigmund, Christoph und Wolfgang.

Die Fürsten strahlten in Gold, Hermelin, Purpur und andern reichen und köstlichen Kleidern, mit Perlen besetzt. Das edle Brautpaar schimmerte aber aus allen hervor. Der Bräutigam trug einen geschlitzten Leibrock, mit funkelnden Rubinen und Saphiren übersäet; seinen Hut umfaßte ein Kranz von Perlen und edlen Steinen; ein schneeweißer Reigerbusch wogte von demselben herab. Dazu war Herzog Georg ein schön gestalteter Jüngling, mit sehr angenehmen Gesichtszügen und lichtbraunem Barte. Mit wundersamer Schönheit aber bezauberte die polnische Königstochter Hedwig, eine herrlich aufblühende Jungfrau von vierzehn Jahren. Sie trug eine blendende Perlen- und Diamantenkrone auf dem Haupte, und nach der Sitte ihres Vaterlandes, das Haar in einen Zopf gewunden; den schlanken Körper umschloß ein goldstoffenes Kleid.

Der Kaiser selbst führte die Braut zum Altar, und eröffnete mit ihr den Tanz auf dem Rathhause. Unter den vielen Festlichkeiten fand auch ein glänzendes Turnier [22] zur Belustigung des Adels statt. Die Pracht der Rüstungen blendete alle Augen, das Riemenwerk der Rosse strahlte von Gold, Perlen, Silber und edlen Steinen aller Art; die Decken schimmerten in Damast und Sammet, und hohe, kostbare Federn wankten auf den Köpfen der stolzen Streitrosse.

Alle Anwesenden ergaben sich dem ganzen Genuß der Freude, da drohte plötzlich ein seltsamer Vorfall die allgemeine Lust zu stören.

In die Schranken ritt der Wojewod [23] von Lublin in dem reichsten Schmucke; selbst die Hufe seines Rosses waren von gediegenem Silber; der Pole im Vertrauen auf seine ungemeine Größe, Stärke,

und Gewandtheit, spottete des Speerbrechens der Teutschen mit Hohn und Verachtung, nannte ihre ritterlichen Uebungen Kinderspiele, und forderte mit dem höchsten Uebermuthe den Tapfersten von ihnen zum Zweikampf auf, indem er 1000 Gulden zur Wette aussetzte, daß es niemand mit ihm im scharfen Rennen aufnehmen werde. Seine Riesengestalt machte selbst die Muthigsten zaghaft, und schon beklagte der Kaiser die Ehre der teutschen Ritterschaft, da sprengte plötzlich der Herzog von Bayern-München in die Schranken und nahm Kampf und Wette an. Nach teutscher Gewohnheit schwang sich Christoph vom Pferde, und forderte seinen Gegner auf, durch ein Gleiches zu beweisen, daß keiner sich eines unritterlichen Vortheils bediene. Lange widerstand der polnische Graf diesem Begehren, vorgebend, daß seine Leibesschwere ihn nur hart wieder zu Pferde kommen lassen würde; endlich aber nöthigte ihn der allgemeine Ausspruch der sämmtlichen Ritter zum Absitzen, und nun löste sich die bange Besorgniß, und die Furcht der Zuschuer in ein allgemeines Hohngelächter auf. Es fand sich nämlich, daß der Wojewode mit zwei starken Riemen an das Pferd geschnallt war, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden.

Behende saß jetzt Herzog Christoph wieder auf, während der tiefbeschämte racheschnaubende Pole von seiner Dienerschaft mit großer Mühe aufs Pferd gehoben werden mußte. Wie zwei Gewitterwolken stürzten nun die Kämpfenden einander entgegen. Die polnische Lanze zersplitterte an der bayrischen Herzogsbrust; der nervige Bayerfürst aber versetzte seinem riesenhaften Gegner einen solchen Stoß, daß er zwei Pferdeslängen weit über sein Roß blutend in den Sand flog. Ein allgemeines Frohlocken umjauchzte den Sieger, Herzog Georg erkannte ihm hocherfreut den ersten Preis des Stechens zu, und verdoppelte ihn; der Pole aber starb zwei Tage nachher an dem unglücklichen Sturze.

Herzog Christoph war wegen seiner außerordentlichen Stärke in ganz Deutschland berühmt. Noch heute zu Tage sieht man im königlichen Schloße zu München einen 3 Zentner schweren Stein, den er springend, in eine Höhe von 12 Fuß an die Mauer schleuderte.

Krämer.

44.

Geistesgegenwart, Muth und Stärke der Bayern.

Im Jahre 1064 vereinigten sich mehrere Tausend Bayern zu einer Pilgrimschaft nach Palästina. An ihrer Spitze stunden die Bischöfe Günther von Bamberg und Otto von Regensburg, ferner der Kapelan der Kaiserin Agnes: Altmann, und die Grafen Eckart von Scheyern, Friederich von Dießen, und Arnold von Hohenwart. Im Gefolge befanden sich noch viele andere geistliche und weltliche Herrn.

Nach mancherlei Mühseligkeiten kamen sie endlich glücklich im gelobten Lande an.

Eine Abtheilung von ihnen wurde unweit der Stadt Ramlach von einer Horde räuberischer Araber überfallen, und theils niedergehauen, theils verwundet und geplündert. Indessen vertheidigten sich die übrigen Pilger, unter welchen sich die oben genannten Bischöfe und Grafen befanden, mit Steinwürfen und Baumästen, und erreichten, sich unter diesem ungleichen Kampfe immer zurückziehend, glücklich ein Dorf, das sie für Kapharnaum hielten. Hier warfen sie sich in ein Haus, welches ein geräumiger Hof umschloß, wurden aber jeden Augenblick mit dem Einsturze der halbverfallnen Mauern bedroht.

Bis jetzt war ihre Vertheidigung nur ein Drang der Natur gewesen, ihr Leben zu erhalten; allein nun schien ihr Untergang unvermeidlich; denn eine immer wachsende Menge der Feinde umgab das Haus vom allen Seiten, und fing zu stürmen an. Dennoch vertheidigten sich die Bayern gegen den unaufhörlichen Angriff der Araber, vom grünen Donnerstage bis zum Ostermontage, ohne Nahrung, oder einen Augenblick der Ruhe zu genießen.

Endlich, vom Hunger, und den außerordentlichen Anstrengungen überwältigt, schickten sie eine Gesandtschaft an die raubsüchtigen Barbaren, und erboten sich zur Uebergabe.

Der Anführer derselben näherte sich hierauf eilig, in Begleitung seines Sohnes, und verbot bei Lebensstrafe seiner Bande die Plünderung, um die Beute für sich in Sicherheit bringen zu können. Er besetzte hierauf mit seinem kleinen Gefolge den Eingang des Hauses,

und verfügte sich nun in den Saal, in welchem sich die Bischöfe und Ritter befanden. Da trat Günther von Bamberg vor, und versprach dem Araber, für den freien Abzug, ihren ganzen Besitz. „Ich will nicht allein euere Güter und Habseligkeiten, entgegnete der räuberische Anführer, die Rache für meine erschlagenen Landsleute fordert auch euer Blut, und du, Christenhund, sollst zuerst es opfern!“ Bei diesen Worten riß er seinen Turban ab, faltete ihn auseinander, verfertigte eine Schlinge daraus, und warf sie dem Bischof Günther um den Hals. Dieser, ein noch junger und kräftiger Mann, empört durch eine so schimpfliche Behandlung, stürzte den Barbaren durch einen mörderischen Faustschlag zur Erde, und setzte seinen Fuß auf dessen Gurgel. Zu gleicher Zeit fielen die übrigen Pilger über die Begleiter des Anführers her, bemächtigten sich derselben, und fesselten ihre Hände so fest auf den Rücken, daß den Gefangenen das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Hierauf besetzten sie neuerdings alle Zugänge des Hauses, nun fest entschlossen, sich bis zu dem letzten Athemzuge zu vertheidigen.

Kaum hatten die Araber von diesem unerwarteten Ereignisse Nachricht erhalten, so erneuerten sie den Sturm mit aller Wuth; aber wie erstarrten sie vor Schrecken, als sie ihre getödtet geglaubten Landsleute von den Pilgrimen gefesselt, und jedesmal dem hitzigsten Gefechte entgegengestellt erblickten, mit deren Leibern sich die Belagerten deckten! Sogleich hielten nun die Araber mit dem Angriffe ein, und zogen, um ihre Freunde nicht selbst zu tödten, sich in der größten Verwirrung zurück. In diesem Augenblicke trafen auch die von den Bayern an den Statthalter von Ramlach um Hülfe abgesandten Boten bei den ihrigen, mit der frohen Nachricht des nahen Entsatzes, glücklich ein, und auf dem Fuße folgte ihnen der Statthalter selbst, umzingelte die Räuber, und nahm sie gefangen. Er zollte dem Muthe und der Geistesgegenwart der Bayern die höchste Bewunderung, und dankte ihnen für den wichtigen Dienst, den sie dadurch dem ganzen Lande geleistet hatten, daß durch ihren kühnen und tapfern Widerstand die Vernichtung einer so allgemein gefürchteten, meuchelmörderischen Bande erfolgt sey.

So trugen die Bayern schon vor 800 Jahren ihren Ruhm in ferne Welttheile, und sie bewährten denselben zu allen Zeiten!

Krämer.

45.

Ludwig, König von Bayern als Lebensretter.

Humphrey Davy, der berühmte englische Naturforscher, welcher 1830 auf seiner Rückreise aus Italien in Genf starb, erzählt in seinem Tagebuche von einem früheren Ausfluge in das Hochland: „Der Traunfall ist ein Wassersturz, der mit dem Rheinfall bei Schaffhausen verglichen werden kann, wenn das Wasser hoch ist. Seine Wirbel und Tiefen, sein schneller Lauf und die Farben des ruhigen und bewegten Wassers sind ebenfalls sehr reizend. Hier und dort großartige Felsen und dichtes Gebüsch. Hier hätte ich ohne eine wunderbare Rettung meinen Tod in den Wellen gefunden. Mein Neffe Henry, der für sein Leben gern fischte, brachte viel Zeit damit zu, Aeschen zu angeln, deren es hier sehr schöne gibt. So war es auch einmal vor Tisch, und um ein Gericht dieser Fische zu haben, fing er sie in der Strömung nahe vor dem Wasserfall. Ich nahm einen von den Kähnen, deren man sich bedient, um Salz und Holz nach Oberösterreich zu führen. Dieß geschieht auf dem künstlichen, neben dem Falle hinstreichenden Kanal. Ich bat zwei Bauern, meinem Bedienten zu helfen, das Schiff auf beiden Seiten ins Seil zu nehmen, denn ich wollte auf diese Weise bis dicht an den Wasserfall kommen, um mich an der schnellen, immer reißender werdenden Bewegung zu ergötzen. Dieß ging auch eine Zeitlang recht gut, und ich weidete mich an dem schönen Anblick eines Regenbogens, der sich wie eine Brücke über den Wasserfall baute. Auf einmal hörte ich den Schrei meines Bedienten, und sah, daß das Stück Holz, an welchem man das Seil hielt, ins Wasser gefallen war, und daß nun der Kahn unaufgehalten dem Sturze zueilte. Vorgehaltene Stangen waren nicht lange genug, um mich zu erreichen. Ich gerieth nun gleich in das schäumende Wasser vor dem Fall und sah ein, daß nichts mich zurückhalten könne. Einen Augenblick wollte ich aus dem Kahne springen, um durch Schwimmen meine Rettung zu versuchen, der Strom war aber zu reißend und der Fall zu nahe. Also noch einen Blick nach dem heiteren Himmel, der hellglänzenden Sonne und der lachenden Erde unter dem Regenbogen, ein Paar Worte des Gebetes an den Urquell des Lichtes

und des Lebens — und einen Augenblick ungeheueres Toben und Nacht umgab mich. Ich verlor die Besinnung. Ich weiß nicht, wie lange ich so geblieben bin, nur so viel erinnere ich mich dunkel nach dem Sturze, daß glänzendes Licht über mir war, und daß ich an mehreren Theilen des Körpers Drücken fühlte, dabei aber das betäubende Getöse des Wasserfalls vernahm. Mir war es, als erwachte ich aus tiefem Schlafe, und ich bemühte mich, zur Besinnung zu kommen, aber vergebens; denn die Besinnung verließ mich von Neuem, oder ich schlief wieder ein. Endlich erweckte mich eine Stimme, die mir nicht ganz unbekannt schien; ich schlug die Augen auf, und wen erblickte ich! den edlen Fremden, den ich voriges Jahr hatte in Pästum [24] kennen gelernt. Mit schwacher Stimme fragte ich ihn: „Bin ich in einer andern Welt?“ — „Nein,“ erwiederte der Fremde, „Sie sind gesund und wohl in dieser, zwar ein Bischen zerstoßen und zerschlagen, aber doch ganz; in Kurzem werden Sie wieder hergestellt seyn, halten Sie sich nur hübsch ruhig.“ Am folgenden Morgen erfuhr ich von ihm die genaueren Umstände meiner Rettung, die an das Wunderbare gränzten. Gerade als ich herunterstürzte, war er unten am Wasserfall beschäftigt, große Donaulachse zu fangen, wozu man, glücklicher Weise für mich, starke Eisenhacken gebraucht. Während er nun auf einen Lachs wartet, sieht er mich, zu seinem Staunen und Schrecken, in einem Kahn den Wasserfall herunterstürzen. Gleich war sein Entschluß gefaßt; denn kaum tauchte ich von dem Sturze wieder auf, so warf er den Lachshacken nach mir aus, packte meine Kleider, und so zog er mich mit Hülfe seines Bedienten glücklich ans Land. Da wurde ich gleich entkleidet, in ein Bett gebracht und behandelt, wie man Ertrunkene zu behandeln pflegt, wo ich dann nach einer halben Stunde wieder zum Leben kam. Der Fremde, der mich rettete, war — der Kronprinz von Bayern, der jetzige König.

46.

Reise durch Neapel nach der Insel Ischia [25].

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwar-

zen Kastanienwäldern, auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab, und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann auf der Deichsel stehend lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen, und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war, hell wie eine Sonne, an dem hohen Himmel heraufgezogen und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstre Wolkensäule des Vesuvs im Osten allein.

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-[26] Glöckchen vermehrten den Tag und der Mondschein schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen, gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnen-Aufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab, für mich gabs keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo[27] zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palläsien hinauf, bis wo das hohe Sant Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfaßte die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten, auf dem Posilippo trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte, und umspannte seine Wogen und seine

Schiffe, und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx[28] lag dunkel das zackige Kapri[29] am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt ruhte im Aether der Vulkan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen. Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipps hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentinischen[30] Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrento's Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuv's Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf, wie über eine fremde Welt.

O, es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlte ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — Alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe das Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirge des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuvs, den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Pallästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf, und sein grünender Thron von St. Elmo, standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischias Epomeo[31] wie ein Riese des Meeres in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit einem kahlen, weißen Haupt. Allmählig erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nach einander, wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete und vereinzelte starre Land, das Wasser, reich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen

und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie, und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen[32] liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und verschlingest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel[33] hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita[34] vorbeikamen, wo einst Brutus und Kato nach Cäsar's Tod Schutzwehr suchten, — als wir vor dem zauberischen Baja[35] und dem Zauberschlosse, wo einst die Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorübergingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Kuma[36] hinsahen, hinter welchem Scipio Africanus in seinem Linternum[37] lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen, und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel gibt, — mitten aus dem Freudenmeere der Natur wachsen, und tragen ihre Lorbeer so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort, und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! „Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt hinter ihren Ruinen?" —

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochenen Aschenkrüge todter Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meere, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elyseischen Felder[38], des Avernus[39], des todten Meeres, wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen untereinander auf der bunten Lava[40] — alles blühte und lebte, das Mädchen und

die Schiffer sangen — die Berge und die Insel standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine [41] zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Aether über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuv's und Posilipps herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es Einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet ihr bleich? es ist nur der Vesuv." Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten aus drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes, den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Berges, es war schon das holde Ischia.

Jean Paul.

47.

Die Insel Ischia.

Ischia erhebt sich anfangs mählig, dann steil bis zum Gipfel des hohen ehemals feuerspeienden Berges Epomeus. Man sieht sie sehr weit, und mit ihrer phantastischen Gestalt verschönert sie auf allen Seiten die Aussicht, ja sie scheinet der Mittelpunkt dieser paradiesischen Gegend zu seyn; Inseln und Gestade scheinen, sie gränzend, ihr huldigen zu wollen.

Nach Procida zu liegt vor ihr ein hoher Fels im Meer, welcher mit einem kleinen Städtchen und vielen Bäumen bedeckt ist. Hier wohnt der Bischof von Ischia. Auf dem Gipfel des Felsens ist ein sehr festes Schloß, in welchem eine Besatzung liegt. Nach diesem heißt der Felsen Castello d'Ischia. Eine lange Brücke vereinigt den Felsen mit der Insel. Sie hilft den Hafen des lebhaften Borgo d'Ischia, oder Vorstädtchen von Ischia, welches auf der Insel liegt, bilden. So heißt es nach dem Städtchen auf dem Felsen. Das Borgo d'Ischia liegt unmittelbar am Ufer, und ist

wohl gebaut. Wir kamen früh genug an, um noch vor Sonnenuntergang zum Lago del Rè (Königssee) zu gehen. Hier sind warme Bäder, welche von vornehmen Neapolitanern besucht werden. Es fehlt an Anstalten; die wenigen Häuser sind klein, und Badegäste müssen die Wanne mitbringen. Der warme Quell ergießt sich in den See. Dieser hat salziges Wasser, und hängt durch einen Kanal mit dem Meere zusammen. Der Kanal ist mit einer Schleuse versehen, deren Oeffnung diesen kleinen See, dessen Gestalt dem Lukriner[46] gleichet, mit frischem Wasser und einer Menge großer Fische von Zeit zu Zeit anfüllet. An dieser Fischerei ergötzet sich der König dann und wann.

Wir ritten zuerst nach Casamiccia[47], wo warme Quellen sind. Es sind deren mehrere in der Insel und von verschiedenen Heilungskräften. In Casamiccia ist eine große Anstalt, welche Monte di Misericordia genannt wird. Dort werden jährlich sechshundert arme Badegäste, auf Unkosten einer aus Vermächtnissen und Geschenken gegründeten Privatstiftung vierzehn Tage lang verpflegt und genähret. Das Gebäude ist groß und sehr gut eingerichtet. Hohe Maulbeerbäume beschatten den Hof. Zu oft findet man, daß für die Bedürfnisse der Dürftigen nicht gesorgt wird. Hier ist das nicht der Fall. Diese Badeanstalten für Arme sind weit besser, als die Bäder der Reichen am Lago del Rè.

Wir bestiegen wieder unsere Esel und ritten nach Lacco. Dieses Städtchen hat eine Anfurt, in welcher ein Fels, der die Gestalt eines Pilzes hat, sich aus den Wogen erhebt. Um den Stiel des Pilzes liegen große Steine, an welchen, statt zu ankern, die Fahrzeuge mit Seilen gebunden werden. Wir hielten Mittag in Furia d'Ischia, welches dem Castello d'Ischia den Vorzug, Hauptstädtchen zu seyn, abstreitet. Furia liegt an der westlichen Seite der Insel auf einer Landspitze. Alle genannte Städtchen liegen am Meere, längs welchem wir bald ritten, bald es verließen, wenn uns der Weg in blühende Thäler oder über Hügel führte, von deren Gipfel wir oft wieder die Küste sahen. Sie ist im höchsten Grade ergötzend. Hier hängt ein weit vorstehender Fels durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammen, dort thürmen sich über den Wellen einzelne Klippen. Wie mit spielender kühner Hand ist das Gestade zackig ausgeschnitten, und gewährt mit jedem Au-

genblick eine neue Aussicht. Diese Anhöhe ist mit Reben, nach Art deutscher Weinberge bepflanzt; in jenem Thale winden sich die Arme gewaltiger Baumreben um schlanke Pappeln oder um ästige Maulbeerbäume, und ranken von Stamm zu Stamm. Dazwischen breitet sich aus der saftige Feigenbaum. Große Kirsch- und Pflaumbäume standen noch in voller Blüthe. Mit den Wohlgerüchen der Pomeranzen- und Citronenblüthen mischten sich die Düfte des blühenden Birnbaums oder der schönen rothknospenden Blume des Apfelbaums. Große Aprikosenbäume trugen schon Früchte von der Größe einer Kirsche, Pfirsigbäume blühten noch. In tiefen Klüften waren die Pomeranzen- und Citronenbäume noch schwer bedeckt mit reifen Früchten, und wenn wir uns wandten, hauchten uns Bäume eben dieser Arten von sonnigen Hügeln ihre Düfte von weißblühenden Zweigen her. Mit anderer Schönheit schmückt sich die Insel, wenn ihre Granatbäume blühen, dann der Oleander, und die gleich ihm hier gemeine Aloe, deren stachlichte Pflanzen zu Zäunen dienen, oder wildwachsend wie sie, mit indianischen Feigen auf zackigen Felsen emporstarren. Nirgends sah ich eine solche Mannigfaltigkeit der Blumen, nirgends duftete mir so starkes Aroma [45] wohlriechender Kräuter. Viele Blumen blühen unter diesem beglückten Himmelsstrich, welche wir nie sehen; andere welche nur flüchtig uns erscheinen, verweilen hier, genährt von milderer Muttererde, befreundet vom kräftigen Strahl, welcher nicht senget, weil er durch reine Lüfte fällt, durch Lüfte, die sich an Hauchen des Meeres kühlen, oder die aus dem schattigen Thal, aus der tiefen Felsenkluft und von Quellen erfrischet werden. Eben die wildwachsende rothe Ranunkel, welche im ganzen Winter in Rom zwischen Trümmern des Alterthums blühete, blühet hier noch immer, und mit der frühen Ros sah ich noch späte Primeln und Veilchen.

Nur kleine Plätzchen sind auf dieser Insel mit Getreide besäet; vortheilhafter wird der Boden durch den Anbau des Gemüses genutzet. Die Bewohner des unglaublich volkreichen Inselchens haben fast keine Wiesen. Sie entbehren leicht der Pferde, da ihnen die Esel nützlicher sind, sogar der Kühe, deren Mangel durch Ziegen ersetzt wird. Diese finden auf staudenvollen, aromatischen Höhen eine Weide, welche ihrer Milch einen trefflichen Geschmack gibt. Mit den Ziegen weiden Schafe. Enten und Gänse, welche über-

haupt in Italien selten sind, habe ich in Ischia nicht gesehen. An einigen Orten fehlet das frische Wasser; da sammelt man den Regen in Cisternen und schätzet das Wasser, welches sich immer mehr läutert nach den Jahren. Man rühmte uns in einer Stadt (wo ich nicht irre, in Furia) dreijähriges Wasser, wie man bei uns den Wein nach seinem Alter empfiehlt. Und es war in der That recht gut. Der Wein würde trefflich seyn, wenn man ihn nur eben so lange aufbewahrte. Er gleichet an Farbe dem dunklen Madera[46], von jener Art, die ins Röthliche spielt.

Wir verlangten auf den Epomeus zu reiten. Die Ischiesen nennen ihn Monte di Santo Nicolo, nach dem Kloster, welches oben steht. Unsre Führer, welche stolz auf ihr schönes Vaterländchen schienen, erboten sich, uns einen Umweg zu leiten.

Anfangs ritten wir zwischen Gartenmauern, überwölbet von blühenden Zweigen der Fruchtbäume. Bald genossen wir einer freiern Aussicht auf Land und Meer, bald ritten wir steile Pfade, welche so eng und tief waren, daß wir von unsern Eseln auf beiden Seiten Blumen pflücken konnten, und unsre Kniee desto mehr zwischen den Felsen in Acht nehmen mußten, da der Esel sich, wie schwer antreiben und zurückhalten, auch schwer lenken läßt. Oft lief der Pfad am Rande tiefer Klüfte, welche alle, gleich den Höhen, mit Fruchtbäumen bepflanzt waren, oft auch hoch am bebuschten Felsen, wo wir unmittelbar uns zur Seite den grauenvollen Abgrund sahen. Bei den Windungen solcher Pfade geräth man oft plötzlich auf Stellen, welche so schmal sind, daß sie nicht Raum zum Absteigen gewähren, und man sich dem Esel wie blindlings überlassen muß. — Der obere Theil des Berges ist rauh, doch verlassen blühende Stauden dich nicht; zwischen ihnen irren Ziegen und Schafe. Je dürrer der höhere Boden wird, desto duftender das Aroma der Kräuter. Ungefähr fünftehalb Stunden, nachdem wir von Furia ausgeritten waren, erreichten wir die Einsiedelei auf dem Gipfel des Berges, welche in den Tuffstein zwischen vorragenden Zacken hineingehauen ist. Zwei Mönche wohnen hier. In der That würde ein Einsiedler im eigentlichen Sinne des Wortes, so weit von menschlichen Wohnungen auf diesem nackten Gipfel ein zu hilfloses, und im Fall einer Krankheit ein zu gefährdetes Leben haben.

Ein gegen Abend umwölkter Himmel nahm uns den Anblick der untergehenden Sonne. Graue Wolken zogen östlich vorüber, an ihnen sahen wir den Schatten des gezackten Berges, auf dem wir standen. Unter den Wolken sahen wir im Meer die andern Inseln, sahen auch die Küste. Meer und Himmel verloren sich unmerklich in einander; eine Erscheinung, welche in diesem Lande viel gewöhnlicher ist, als in Gegenden anderer Meere, die ich gesehen. Man sieht zuweilen ein Schiff aus Gegenden kommen, wo man glaubte, daß der Horizont diesseits wäre; man sieht Regenbogen, wo man noch eben das Meer zu sehen glaubte.

Die Sonne ging am folgenden Tage unter Wolken auf, doch war der Blick auf die ferne Gegend sehr schön. Von der Insel Ponza, ja von Monte Dragone, sahen wir Meer und Erde bis hin nach dem Monte Cava, der sich hinter dem sorentinischen Felsengestade thürmt. Diese Aussicht war jeden Augenblick schöner, da nach und nach die Gewölke der steigenden Sonne wichen. Wir machten uns nun auf den Rückweg, und zwar gerade nach Borgo d'Ischia. Dieser Weg ist lange nicht so beschwerlich, als der von Furia d'Ischia nach dem Kloster, und gleich jenem an Abwechslungen reich. Anfangs ritten wir wieder oft an tiefen Thälern, oder vielmehr an grünenden und belaubten Spalten des Berges, welche von Ergüssen unterirdischer Feuer und Erdbeben entstanden zu seyn scheinen. Der rauheren Gegend folgte bald eine milde, und vor der Hälfte des Weges lächelte uns wieder die freundlichste Natur. Rechts auf einer dicht beschatteten Höhe sangen Nachtigallen aus Hainen junger Kastanienbäume, zur Seite rieselte uns eine Quelle. Links wechselten Pappelhaine mit hohen Kirschbäumen, Maulbeerbäumen, Obstbäumen jeder Art, kleinen Gemüsefeldern und Aeckern. Wir sahen schon Rockensaat in der Blüthe. Zwischen blühenden Bäumen öffnete sich der Anblick des Meeres, der Inseln und Gestade. Diese Inseln, diese Gestade, wo hinter Procida sich der Posilippo streckt, hinter diesem die theils niedrige Landzunge, welche mit dem hohen, runden Misenusberge endet, geben eine Linienperspektive, wie man sie selten findet. Und wer, es sey denn, daß er in Italien gewesen, wer kann sich die Wirkung der Luftperspektive denken, welche diesem Lande eigen ist? Ein zarter, lichter Dunst schwebet über den Gegenständen, vorzüglich über dem Meer, seinen Inseln und Gestaden,

einen Zauberschleier um sie werfend, der ihre Reize auf eine nicht zu beschreibende, nicht zu vergessende Art erhöhet. Dieser Zauberschleier verdient desto mehr so genannt zu werden, weil er alles verschönert und nichts verhüllet, ja er bringt die Gegenstände näher, er schmeichelt dem Auge mit sanften Abschattungen. Nirgends sah ich so weit in die Ferne wie in diesem Lande, wo jeder Blick in die Nähe und in die Ferne so belohnet wird.

Zwei Stunden, nachdem wir den Gipfel des Epomeo verlassen hatten, kamen wir wieder an in Borgo d'Ischia.

Fr. Gr. zu Stolberg.

48.

Das Bad zu Brückenau.

Am Fuße des Rhöngebirges liegt in einem weiten Thale, rings umher von waldigen Bergen umgeben, das bayerische Städtchen Brückenau, und eine halbe Stunde davon in einer höchst romantischen Gegend befinden sich Mineralquellen, die im Sommer sehr stark besucht werden.

In keinem andern Brunnenorte leben wohl die Badegäste ungezwungener und traulicher als hier; in keinem macht man leichter Bekanntschaft. Jene wohnen sämmtlich in einem kleinen, freundlichen Thale so nahe bei einander, haben Spaziergänge, Wohnung, Kost, Tanz, Schauspiel, alles so gemeinschaftlich, daß es nicht fehlen kann, sie müssen sich einander näher kennen lernen. Dennoch würde dieß allein noch kein vertrauliches Zusammenleben bewirken, wie leider andere Brunnen und Bäder beweisen, wenn nicht der einmal eingeführte Ton das Meiste thäte. Jeder vergißt hier seinen Stand. Der Adeliche geht mit dem geringsten Bürgerlichen um; ein ehrlicher Pächter setzt sich an der Tafel ohne Bedenken neben eine Excellenz. Die Geistlichen speisen mit den andern Kurgästen an dem öffentlichen Tische, und ihre Gegenwart stört die allgemeine Fröhlichkeit nicht. Damen setzen sich in ihren Reisekleidern mitten unter die Gesellschaft, und Prinzen verschmähen die frugalen vier Schüsseln nicht.

Unter den Spaziergängen zeichnet sich vorzüglich der nach Art eines englischen Parks angelegte Weg von dem Städtchen Brückenau nach dem Brunnenplatze aus, der durch einen Buchenwald neben dem Wiesengrund hinabführt. Auch verdient eine alte maje-

stätische Eiche bewundert zu werden, unter deren Schatten mehr als hundert Personen auf den rings umher angebrachten Rasenbänken Platz finden. An Raum und bequemer Wohnung für die Kurgäste ist kein Mangel.

Die Haupt-Kurzeit fängt gegen die Mitte des Julius an. Früh wird auf dem Altan des großen Kurhauses Musik gemacht, wobei die Kurgäste unten spazieren gehen und das Wasser trinken. Mittags speist man gewöhnlich mit dem größten Theile der Gäste in dem Saale des großen Baues, oder im Saale des rothen Hauses, oder in kleinern Gesellschaften, jeder nach seinem Belieben.

Jeden Abend wird nach dem Essen getanzt. Zuweilen gibt es besondere Bälle, Frühstücke, Maskeraden, Feuerwerke, manchmal auch Schauspiel. Man kann Miethkutschen und Miethpferde zu kleinen Lustreisen erhalten.

Von dem hiesigen Mineralwasser werden jährlich an 30,000 Stück steinerner Krüge ausgeführt. — Gegen Ende Augusts oder zu Anfang Septembers entfernen sich die meisten Gäste, und öde Stille herrscht weiterhin an dem Orte, der sonst so viele fröhliche Menschen in sich vereinigte.

Selchow.

49.

Das Seebad zu Dobberan.

Dobberan, ein neuer hübscher, aber unregelmäßig gebauter Marktflecken, mit einem Jagdschloße, im Großherzogthum Mecklenburg Schwerin, ist berühmt wegen seines Seebades, das in manchen Sommer von mehr als 1200 Fremden besucht wird. Der Ort liegt zwei Meilen von Rostock und eine Stunde von der Ostsee. Er hat einen hübschen englischen Garten, und liegt in einem Thale von Hügeln eingeschlossen, von denen man eine herrliche Aussicht bis nach Rostock hat. Besonders reizend nehmen sich die Umgebungen auf dem Schloßberge aus.

Das Badehaus befindet sich in einer sehr schönen Lage zwischen der See, die hier eine Bucht macht, und einem aus hochstämmigen Bäumen bestehenden Lustgehölze, in welches Spaziergänge ausgehauen sind. In diesem Gebäude, das zwar nur ein Stockwerk hoch, aber 180 Fuß lang ist, befinden sich eilf Bäder, in welche das Seewasser kalt oder erwärmt geleitet wird. Jedes Badezimmer

hat ein Kabinet zum Aus- und Ankleiden und zum Ruhen. Auch zu Tropf- und Dampfbädern sind die nöthigen Anstalten vorhanden. Zur Unterhaltung haben die Gäste einen schönen Conversationssaal. Sie wohnen aber nicht in dem Badhause, sondern zu Dobberan, wohin man auf einem sehr guten Wege bequem in einer halben Stunde fährt.

Für solche Personen, die lieber kalt in der offenen See baden wollen, sind Badeboote vorhanden, von denen jedes ein Badezimmer und einen in den Boden eingesenkten Badekasten enthält. Diese Boote sind 29 Fuß lang und 10 Fuß breit, auch wie ein Schiff mit Segel, Rudern und Ankern wohl versehen. In den Badekasten dringt das Seewasser durch kleine Oeffnungen, die nicht so groß sind, daß Fische oder Krebse durchschlüpfen können. Bey jeder Bewegung des Schiffes erneuert sich das Wasser. Es sollen diese Seebäder sehr dienlich seyn bey Lähmungen, Gicht, rheumatischen Uebeln und Hautkrankheiten.

Das Seegestade, an welchem die Bäder zu Dobberan angelegt sind, gewährt einen ganz eigenthümlichen schönen Anblick durch die ungeheure Menge verschiedenartig gefärbter Kieselsteine, die das Meer hier ausgeworfen hat, und die, von dem Schimmer der Morgensonne bestrahlt, einen Glanz verbreiten, den das Auge kaum ertragen kann. Man nennt dieses Steingestade den heiligen Damm. Von hier aus sieht man theils in weiter Ferne, theils ziemlich nah die Schiffe vorbeisegeln, die nach den Häfen Travemünde, Wernemünde, Wismar ꝛc. ꝛc. steuern, und mit einem guten Fernrohre kann man die Geschäftigkeit der Matrosen deutlich erkennen.

Meistens ist die Badegesellschaft sehr zahlreich, am glänzendsten aber im Monate Julius. Ein Drittheil ungefähr kommen des Badens, die andern zwei Drittheile aber bloß ihres Vergnügens wegen. Seit zwei Jahren besuchte Bayerns liebreizende Herrscherin das Bad. Der Großherzog von Mecklenburg mit den Vornehmsten seines Hofes erscheint fast alle Sommer selbst unter den Badgästen, speist mit ihnen an der Gasttafel und befördert durch seine gütevolle Herablassung den Genuß aller gesellschaftlichen Freuden. An den Sonntagen Abends läßt er gemeiniglich in dem Garten zu Dobberan eine Illumination veranstalten und Feuerwerke abbrennen. An den andern Tagen sind Schauspiele, Bälle, Concerte ꝛc. ꝛc. Am

liebsten belustigt man sich des Morgens mit Spazierengehen, oder kleinen Spazierfahrten auf der See, wo stets für die Badegäste ein Boot in Bereitschaft liegt, das sie auch noch weiter nach Wernemünde, oder auf die romantische Insel Rügen führt. Zu Lande macht man auch Ausflüge nach Schwerin und dem reizenden Residenzschloße Ludwigslust mit seinen schönen englischen Gärten, seinen Wasserwerken, Kanälen und Baumgängen.

Selchow.

50.

Bruck in Holland.

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es gibt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Kapitalisten, die hier, wie Einsiedler in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang, jeder lebt für sich, selten läßt sich jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchsten Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin[47], welches zwei sich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren[48] ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen,

alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten, über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasirten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet, alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein Gärtchen, dadurch stehen sie weit genug auseinander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des Hauses; Letztere wird nur bey den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feyerlichkeit geöffnet, nämlich bey Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde erhabenen Eingänge hinaufführt, so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses ist stattlich vergoldet, bunt angemalt, und mit allerlei krausem Schnitzwerk auf das überladenste geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief[49] aus Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus,[50] der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohre stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen, alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen, die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere

der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein buntgemalter, auf einem Faße sitzender Holländer, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten [51] schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, [52] gleichen diese Gartenparterres colossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachläßigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachlässe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die ächt holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth schien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldenen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt, und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig.

Schopenhauer.

51.

Jerusalem und das heilige Grab.

Jedes Glied unserer Reisegesellschaft war begierig, Jerusalem zu sehen, und Niemand dachte weiter an die Mühseligkeiten des Weges. Selbst die Anpflanzungen von Feigenbäumen, Weinstöcken und Oelbäumen, an welchen wir vorüberkamen, und die selbst steilen Felsen, bis zu ihren äußersten Gipfeln, in anmuthige Gärten verwandelten, konnten unsern Blick nicht fesseln. Endlich stiegen wir gegen Süden einen Berg hinan, und ein Grieche von dem Vortrabe unsers Zuges schrie: die heilige Stadt. Sogleich sprang er vom Pferde, warf sich auf die Kniee nieder, entblößte sein Haupt, und richtete sein Gesicht nach der Gegend hin, die er überschaute. Auf einmal fiel uns allen der Anblick der Stadt ins Auge. Viele von unserer Gesellschaft nahmen die Hüte ab, als ob sie in eine Kirche gingen. Die Griechen und Katholiken vergossen Ströme von Thränen, fingen an sich mit unverstellter Andacht zu bekreuzen. Wir waren nicht auf die Größe des Schauspiels gefaßt, das uns der Anblick Jerusalems gewährte. Statt einer elenden und verfallenen Stadt, wie Einige die Ueberreste von Jerusalem beschrieben, sahen wir gleichsam eine blühende und schöne Hauptstadt vor uns, welche ein prächtiges Ganzes von Domen, Thürmen, Palläften, Kirchen und Klöstern bildete; dieser Eindruck wurde durch die glänzenden Sonnenstrahlen und durch die herumliegenden Berge noch mehr verstärkt.

So wie wir hinabstiegen, zeigte sich uns nach und nach die Stadt in ihrem ganzen Umfange; wir zogen durch das Thor von Damask ein, und kamen schnell nach dem katholischen Kloster, wo wir eine gastfreundliche Aufnahme fanden. Beim Eintritt in die Stadt verschwindet jedoch der Zauber, in welchem sie sich von der Ferne darstellt, und man sieht die Erwartung sehr getäuscht. Da werden keine mit Palläften verschönerten Straßen, keine prächtigen Spaziergänge, keine Triumphbogen, die sich hoch in die Lüfte erheben, sichtbar; vergebens sucht man solche Spuren von ehemaliger Macht uud Größe auf, denn die Straßen zu Jerusalem sind krumm und enge, daß kaum drei Kameele neben einander gehen können. Die Häuser, die an den Straßen stehen, erhalten ihr Licht bloß durch eine kleine Thüre, vermöge eines oder zweier mit hölzernen

Gittern versehenen Fenster; in einigen elenden Buden verkauft man Oliven, Obst, Reis, Getreide und getrocknetes Gemüse; das schönste Quartier der Stadt ist unstreitig das der Armenier.

Ueber die Bevölkerung von Jerusalem ist man verschiedener Meinung, doch schlägt sie die höchste Schätzung nicht über 25,000 an; darunter sind 800 Katholiken, 2000 Griechen, 400 Armenier, 50 Copten, 4000 Juden, 13,000 Mahomedaner. Dieß ist eine sehr geringe Bevölkerung, wenn man sie mit der vergleicht, welche die Stadt in ihrem blühenden Zustande hatte; allein die häufigen Belagerungen und Plünderungen haben keine Spur von ihrer ehemaligen Macht übrig gelassen. Der Umfang der Stadt könnte indeß leicht sechsmal mehr Menschen fassen. Statt der zwei Berge Sion und Moriah, welche sie in der Vorzeit bedeckte, nimmt sie gegenwärtig blos die letztere Anhöhe ein; die Mauern, von welchen sie eingeschlossen ist, ließ Soliman II. gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts errichten; die 6 Thore werden regelmäßig alle Abend geschlossen.

Unser erster Ausflug ging nach dem heiligen Grabe. Allein Jeder, der dasselbe betritt, muß sich zu einer schimpflichen Demüthigung gegen die türkische Regierung verstehen, die von allen Fremden, welche das heilige Grab besuchen, eine Abgabe von 25 Zechinen fordert. Dieses Eintrittsgeld wird von den Türken an der Thüre der Kirche, und nicht selten sehr tumultuarisch, erhoben. Denn drängt sich eine große Menge Pilger herbei, um hinein oder heraus zu kommen, so werden oft Stockschläge ausgetheilt, und die Christen, welche ihre Andacht verrichten wollen, oder so eben verrichtet haben, werden gröblich mißhandelt.

Das Grab des Erlösers befindet sich in einer Kirche, die davon ihren Namen hat, die alle aus der Geschichte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu merkwürdigen Stätten in sich schließt, und daher auf einer ungleichen Fläche erbaut ist. Geistliche von 8 Nationen und Religionsparteyen die dem Morgenlande angehören, und aus den frühesten Zeiten des Christenthums abstammen, haben sich in ihren Besitz getheilt, und verrichteten darin ihren Gottesdienst, jede nach ihrem Ritus:[53] Griechen, Abyssinier, Copten, Armenier, Nestorianer und Jacobiten, Georgier und Moroniten, früher auch Katoliken. Die dienstthuenden Priester und Mönche jeder Parthei

bleiben gewöhnlich zwei Monate lang in der Kirche, bis sie von andern abgelöst werden, und 200 Lampen brennen Tag und Nacht in den weiten Räumen dieses Tempels.

Gleich am Eingange sieht man den Stein, auf dem man den Leichnam unsers Erlösers legte, um ihn einzubalsamiren. Er ist mit Blumen bestreut und mit Rosenwasser begossen; oben darüber hängen 44 stets brennende Lampen, die meisten sind von Silber, und zwar von reicher getriebener Arbeit, einige sogar von Gold.

Der Vorhof des heiligen Grabes ist mit carmoisinrother Seide ausgeschlagen, die mit Blumen geschmückt ist; darüber befindet sich eine Kuppel, unter welcher man stets drei Reihen Lampen brennen sieht.

Die Eingangsthür zum heiligen Grabe ist sehr niedrig, unstreitig darum, daß man blos in der Stellung der Anbetung hineintreten soll. Die Gestalt der Gruft ist beinahe viereckig; sie ist über sechs Fuß lang und fast eben so breit; ihre Tiefe beträgt ungefähr acht Fuß. Das Grab ist mit Marmor bedeckt, und mit himmelblauer Seide ausgeschlagen.

Die Orte, wo Christus der Magdalena im Gewande eines Gärtners erschien, wo er die Strafe mit der Dornenkrone erduldete, wo er die Qualen der Kreuzigung ausstand, und wo seine Kleider verloset wurden, befinden sich insgesammt auf der Seite der Kirche, die man auf die Art erbauet hat, daß sie einen ansehnlichen Theil des Schädelberges in sich begreift.

Die Stelle, wo das Kreuz stand, hat sich in der Höhe behauptet, welche sie damals einnahm; das daran stossende Erdreich ist nur so weit geebnet worden, als nöthig war, um es mit Marmor zu bedecken. Es ist 17—18 Fuß über dem Boden und man gelangt dahin, wenn man 21 Stufen hinaufsteigt. Das Loch, in welchem das Kreuz steht, befindet sich in der Mitte unter einem griechischen Altare. Dieser Altar scheint in den Felsen ausgehöhlt zu seyn; er ist mit großen silbernen Tafeln belegt, und mit Figuren in erhabener Arbeit verziert, welche die Leidensgeschichte und andre Gegenstände aus der heiligen Schrift darstellen; 13 Lampen sind daselbst beständig angezündet.

Rosenmüller.

52.

Rio Janeiro[54] und seine Umgegend.

Am Morgen des 14. Julius erschien endlich im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmählig zertheilten sich die täuschenden Wolken, und wir erkannten in grauer Ferne deutlich ein waldiges Gebirg von Brasilien, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend, klar und helle, und bald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erhoben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsen, Berge, von den Wellen des Meeres bespült. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu seinen colossalen Felsenthoren und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater,[55] aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte. Bis wir die Erlaubniß erhielten weiter zu segeln, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannigfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten.

Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze und aus ihrem lebendigen Grün blinken zahlreiche weiße Häuser, Kapellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühne Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines Palmen-Waldes prangen. Ein ambrosischer[56] Duft verbreitet sich von diesen herrlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unsern erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt, von der Abendsonne festlich beleuchtet vor uns ausgebreitet lag, und wir Abends fünf Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unser Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continents hinabrauschte, und der Donner der Kanonen, mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise verkündete.

Am Morgen des folgenden Tages ließen wir uns, durch das bunte Gewimmel europäischer Schiffe und kleiner, mit Negern und Mestizen [57] besetzten Canots [58] hindurchsegelnd, ans Land bringen. Mit vieler Mühe nur konnten wir uns von der lärmenden Menge schwarzer und brauner, halbnackter Menschen befreien, welche uns mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit ihre Dienste anboten. Endlich gelangten wir zu dem italienischen, damals in der Hauptstadt Brasiliens einzigen Gasthause, wo wir für das erste Bedürfniß Unterkunft fanden. Nach einigen Tagen aber mietheten wir ein kleines Haus in der Vorstadt St. Anna, welches sich uns durch seine erhöhte Lage, am Abhang einiger Hügel, empfahl. Wir trafen bald zu unserm Vergnügen den äußerst gefälligen, durch seine Weltumseglung mit Kapitän von Krusenstern bekannten russischen Staatsrath und Generalkonsul [59] von Langsdorf, welcher uns mit Herzlichkeit empfing. Auch mehrere deutsche Landsleute, die sich in merkantilischen Geschäften hier niedergelassen hatten, suchten uns, wo immer möglich, nützlich zu werden. Auf Veranlassung des österreichischen Ministers von Neveu erhielten wir alsbald einen königlichen Geleitsbrief (Portaria), welcher uns freie Bereisung und Untersuchung der Provinz von Rio de Janeiro erlaubte, und uns in jedem vorkommenden Bedürfniß der Hülfe der obrigkeitlichen Personen nachdrücklich empfahl.

Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluß der Industrie-Produkte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Außenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, daß er sich in einem fremden Weltheile befinde, ist vor allem das bunte Gewühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihm, als die arbeitende Klasse, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuß ans Land setzt.

Uebrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm, als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen-verletzt das Gefühl des Europäers, der sich so eben aus dem Vaterlande seiner Sitten und gefälligen Formen versetzt sieht.

Rio de Janeiro oder eigentlich St. Sebastiano, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief nach Norden in das feste Land erstreckt, als man bis zum Ankerplatz rechnet. Der ältere, nordöstliche Theil

der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten, und durch viele rechtwinklige Querstraßen in Quadrate abgetheilt. Ein großer Platz im Westen der Altstadt, Campo de St. Anna trennt diese von der Neustadt. Letztere, meist erst seit Anwesenheit des Hofes entstanden, hängt durch eine über einen Meeresarm geschlagene Brücke mit dem südwestlichen Viertel und dem königlichen Lustschloß St. Christovad zusammen. Die Straßen sind größtentheils mit Granitsteinen gepflastert, jedoch werden sie sehr sparsam, und fast nur einige Stunden der Nacht, mittelst der an den Muttergottesbildern befindlichen Laternen, erleuchtet. Vorzüglich gewähren einige Kloster-Gebäude und der bischöfliche Pallast, besonders vom Meere aus eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Karmeliter-Kloster vergrößert, und für die königliche Familie eingerichtet wurde, ist keineswegs in dem großen Style europäischer Residenzen erbaut, und erscheint im Aeußern nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Das schönste und zweckmäßigste Denkmal der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweiset, ist die im Jahre 1740 vollendete Wasserleitung, durch deren hochgewölbte Bogen das Trinkwasser zu den Fontänen der Stadt geführet wird. Uebrigens scheint es, daß sich hier die Baukunst schneller als die übrigen Künste vervollkommnen werde. Die Anwesenheit des Hofes fängt schon an, günstig auf den Geschmack der Baukunst zu wirken, wie unter andern das neue Münzgebäude und mehrere Privathäuser beweisen; auch ist man noch immer begriffen, die Stadt durch neue Gebäude zu verschönern.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, als der hiesige, ist natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgefühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse und die Märkte stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. — Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen, zweiräderigen Ochsenkarrens, auf welchem die Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der

häufige Kanonendonner von den Kastellen und den, aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, — vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio machen Portugiesen, oder deren Abkömmlinge, sowohl weißer als gemischter Farbe aus. Amerikanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen. Sie vermeiden wo möglich die Stadt, und erscheinen nur äußerst selten und zufällig, gleich Zugvögeln, in dem ihnen fremdartigen Geräusche. Der erste ursprüngliche Amerikaner, den wir hier sahen, war ein Knabe vom menschenfressenden Stamme des Botocudos; er befand sich in dem Hause unsers Freundes von Langsdorf; er war bei einem Gefechte mit den Wilden gefangen worden, und gieng seinem nunmehrigen Gebieter beim Einsammeln von Naturalien an die Hand.

Vor der Ankunft des Königs bestand die Gesammtbevölkerung von Rio aus etwa 50,000 Seelen, so zwar, daß die Anzahl der schwarzen und farbigen Einwohner jene der weißen um ein beträchtliches überstieg. Im Jahre 1819 hingegen zählte die Stadt, und was zu ihr gerechnet wird 110,000 Einwohner. Man darf annehmen, daß seit dem Jahre 1800 nach und nach über 40,000 Portugiesen aus Europa hieher gekommen sind. Diese bedeutende Einwanderung von Portugiesen, wozu noch eine Menge Engländer, Franzosen, Holländer, Deutsche und Italiener kommen, welche sich, nach Eröffnung des Hafens, theils hier als Kaufleute, theils als Handwerker niederließen, mußte nothwendig auf die Veränderung des Charakters der Einwohner wirken, und das frühere Zahl-Verhältniß der weißen Menschen zu den schwarzen und farbigen ganz umkehren. Durch den König wurden auch viele Gutsbesitzer und andere reiche Privatpersonen, die im Innern des Landes lebten, nach der Hauptstadt gezogen, von wo aus sie, bei der Rückkehr in ihre Heimath, bekannt mit dem Luxus und der Lebensweise des Europäers, Einfluß auf die übrigen Klassen des Volkes zu äußern anfiengen. Selbst die entferntesten Provinzen des jungen Königreichs, deren Einwohner von Neugierde, Eigennutz oder Privatverhältnissen bestimmt, Rio besuchten, gewöhnten sich bald die Sitten, welche,

nach der Ankunft des Hofes, als europäisch auffielen, anzunehmen. Ueberhaupt ist der Einfluß des Hofes zu Rio auf Brasilien in jeder Beziehung nicht zu berechnen. Der König bezeichnete seine Gegenwart in dem jungen Reiche durch Errichtung derselben Behörden und Obertribunale, welche in Portugal bestehen. Englische Maschinisten und Schiffsbauer, schwedische Eisenarbeiter, französische Künstler und Fabrikanten wurden von der Regierung zur Verbreitung der Nationalindustrie und nützlichen Kenntnisse gerufen.

Das gastfreie Haus des Herrn von Langsdorf war für viele in Rio anwesenden Europäer am Abend ein sehr angenehmer Vereinigungspunkt. Es herrschte hier stets der Geist froher und belebter Unterhaltung, die durch das musikalische Talent der Hausfrau noch mehr erhöht wurde. Eine so große Menge von Naturforschern, wie gerade zur Zeit unsers Aufenthalts, war aber hier noch nie vereinigt gewesen. Die gegenseitige Mittheilung der Beobachtungen und Gefühle, welche uns allen der Reichthum und die Eigenthümlichkeit der Natur einflößte, gewann doppelten Reiz durch die Anmuth der Umgebung. Herr von Langsdorf bewohnte nämlich ein kleines Landhaus am Abhang der Hügelreihe, welche sich südwestlich von der Stadt hinzieht, und genoß von da aus, mitten zwischen den duftenden Gebüschen Brasiliens, eine entzückende Aussicht auf die Stadt und einen Theil der Bai. Nichts läßt sich mit der Schönheit dieses Ortes vergleichen, wenn die heißesten Stunden des Tages vorüber sind, und leichte Winde, vermengt mit den Balsamdüften des nahen Waldgebirges, die Luft abkühlen. Dieser Genuß steigt immer höher, sobald die Nacht sich über das Land und die aus der Ferne glänzende See ausbreitet, und die ruhig gewordene Stadt sich allmählig erleuchtet. Wer den Zauber stiller Mondnächte hier nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Beobachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hellleuchtend zwischen schweren, sonderbar gruppirten Wolken und die von ihm beleuchteten Gegenstände treten mit hellen und scharfen Umrissen hervor. Kaum regt sich ein Lüftchen, plötzlich fällt ein Wind ein, und die Bäume lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallen lang-

sam über dem stillen Dache, welches sie beschatten; helle Töne der Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort, und versenken durch ihre Einförmigkeit in süße Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt dazwischen ein Bach den Berg hinab, und mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte. Stets abwechselnd öffnen die Blüthen in der Nacht ihre Kelche, und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches. Während die stille Pflanzenwelt von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern, wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte ohne Unterlaß, feurige Blitze und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Firmamente über Festland und Ozean prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor Kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath nicht mehr mit Sehnsucht, da ihm hier durch die reiche Natur ein zweites Vaterland geworden ist. Man kann in Rio diese schönen Nächte ohne Besorgniß vor Krankheiten genießen; jedoch ist es rathsam, jene Momente, wo nach Sonnenuntergang eine plötzliche Abkühlung der Luft eintritt und der erste Nebel fällt, nicht im Freien zuzubringen. Der frühe Morgen scheint übrigens auf den Körper immer weniger nachtheilig zu wirken, als der Abend, weil mit der wiederkehrenden Sonne die unterdrückte Transspiration sich sogleich wiederherstellt. In dem Mittelstande der Bürger von Rio, welcher die Sitten Portugals noch nicht ganz angenommen hat, genießt man verhältnißmäßig nicht viele animalische Nahrung, indem man sich mit den trefflichen Früchten und mit dem aus Minas ᶜᵒ eingeführten Käse, welcher nebst einigen Früchten auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Weizenbrod ißt der Brasilianer nur sparsam. Neben der Einfachheit der brasilianischen Speisen ist es auch die rühmliche Mäßigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heißen Erdstriches zu statten kommt. Der Brasilianer ißt von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt größtentheils Wasser, und genießt überdieß von Allem mit großer Regelmäßigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am Abend nimmt er weislich fast nichts zu sich, höchstens trinkt er eine

Tasse Thee oder Kaffee, und meidet besonders Nachts den Genuß kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Uebereinstimmung mit der Natur des Klima's bewahret ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinn und Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist es deßhalb den Fremden zu rathen, eine gleiche Diät, wie der Brasilianer zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien, während der heißesten Tageszeit, wo alle Straßen von Menschen leer sind, dem tödtlichen Sonnenstiche noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen. Nahe am Meere liegt die öffentliche Promenade, ein kleiner mit Mauern umgebener Garten. Seine schattenreichen Alleen, zwischen welchen die prächtigsten Blumenbüsche prangen, sind am Abend, wenn die Seewinde die Hitze mildern, allerdings sehr einladend. In der Nachbarschaft dieser Promenaden bieten auch die Viktualien-Märkte dem europäischen Ankömmling einen interessanten Anblick dar. Vorzüglich reich an den sonderbarsten Gestalten von allerlei Fischen, Krebsen und Seeschildkröten ist der neue, zunächst dem Meeresufer gelegene Fischmarkt. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Platzes zieht das lärmende Geschrei der zum Verkaufe aufgestellten Papageien, anderer einheimischen Thiere und aus fremden Welttheilen hergebrachter Vögel im schönsten Federschmucke, die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Gemüsemarkt werden neben den in Europa gebräuchlichen Arten von Kohl, Gurken, Salat, Lauch, Zwiebeln auch Vegetabilien von indischer und afrikanischer Abkunft, feilgeboten.

Wenige Tage nach unserer Ankunft wurden wir von Einem unserer Landsleute eingeladen, einem Kirchenfeste beizuwohnen, welches die Neger am Tage ihrer Schutzpatronin Nossa Senhora do Rozario anstellten. Eine Kapelle füllte sich gegen Abend mit einer unzähligen Menge schwarzer und brauner Leute, und das Orchester der Neger stimmte eine fröhliche, fast lustige Musik an, auf die eine Kanzelrede folgte; Raketen und Prasselfeuer vor der Kirche im Angesicht der stillen See, mußten die Feierlichkeit erhöhen. In dem Beobachter erregt der Anblick der unter die edleren Verhältnisse europäischer Civilisation versetzten Söhne Afrika's, zwei ganz verschiedenartige Gefühle; er bemerkt nämlich einerseits mit Freude die Spuren von Humanität, welche sich allmählig in dem Neger durch die Nähe der Weißen entwickeln, anderseits muß er aber da-

rüber trauern, daß es eines so grausamen und die Menschenrechte verletzenden Instituts, wie der Sklavenhandel ist, bedurfte, um jener erniedrigten, in ihrem Lande selbst verwahrlosten Menschenklasse die erste Schule für Bildung zu ertheilen. Dieselben Gefühle wurden noch lauter in uns, als wir auf dem Sklavenmarkte einen jungen Neger für uns zum Kaufe aufsuchen mußten. Die meisten Negersklaven, welche gegenwärtig nach Rio gebracht werden, sind von Kabinda und Benguela[61]. Sie werden in ihrem Vaterlande, auf Befehl der Häuptlinge, aufgefangen, und im Tausche gegen europäische Waaren verhandelt; vor der Ablieferung an die Sklavenhändler läßt ihnen der Gewalthaber ein gewisses Zeichen im Rücken oder an der Stirne einbrennen. Mit einem Stücke wollenen Tuches um die Lenden bekleidet, packt man sie dann, oft in unverhältnißmäßig großer Zahl, in die Schiffe, und führt sie ihrer neuen Bestimmung zu. Sobald solche Sklaven in Rio anlangen, werden sie in der Straße Vallongo, nahe am Meere, in hiezu gemietheten Häusern einquartiert. Man sieht hier Kinder vom 6ten Jahre an und Erwachsene beiderlei Geschlechts, von jedem Alter. Sie liegen halbnackt der Sonne ausgesetzt, in dem Hofraume oder außerhalb der Häuser umher, oder sind, nach den Geschlechtern getrennt, in einzelne Zimmer vertheilt. Ein Mulatte[62], oder ein alter, durch langen Dienst erfahrner Neger besorgt die Nahrung und die nöthige Pflege der Ankömmlinge. Ihre hauptsächlichste Nahrung ist Maismehl mit Wasser gekocht, seltener Salzfleisch. Negern und Negerinen, die sich gut aufführen, wird zur Belohnung Schnupf- oder Rauchtaback gereicht. Die Nächte bringen sie auf Strohmatten, mit wollenen Decken versehen zu. Sehr viele dieser Sklaven gehören dem Regenten, und werden als Tribut aus den afrikanischen Kolonien hieher gebracht. Wer nun Sklaven kaufen will, begibt sich, um die Auswahl zu treffen nach Vallongo, wo jeder Aufseher die ganz nackten Sklaven in Reihe und Glied zur Prüfung aufstellt. Der Käufer sucht sich theils durch Befühlung des ganzen Körpers, theils durch die raschen Bewegungen von der Körperkraft und Gesundheit derselben zu überzeugen. Ist die Auswahl getroffen, so wird der Kaufpreis, welcher sich hier für einen gesunden männlichen Neger auf **350 — 700** Gulden beläuft, festgesetzt, wobei der Verkäufer gewöhnlich noch für die innerhalb **14** Tage zu entdeckenden körperlichen Gebrechen gut steht.

Der Käufer nimmt hierauf seinen Klienten, den er nach Bedürfniß zu einem Handwerker, Eseltreiber oder Bedienten bestimmt, mit sich hinweg. Der neue Eigenthümer ist jetzt unumschränkter Herr über die Arbeit und Erzeugnisse des Sklaven. Bei unmenschlicher Behandlung desselben ist er aber der Strafe der Polizei oder der Gerichte unterworfen. Letztere sorgen dagegen auch durch besondere Anstalten, entflohene Sklaven den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zuzustellen, und bestrafen die Flüchtlinge, bei wiederholter Flucht, durch Anlegung eines eisernen Ringes um den Hals. Will der Herr die Unarten seines Sklaven nicht selbst strafen, so geschieht dieß, nach Erlegung einer gewissen Summe, von der Polizei. Uebrigens bürgern sich die Neger hier, wie in Brasilien überhaupt, leicht ein. Es ist dieses die Folge ihres leichtsinnigen Temperaments sowohl, als der Aehnlichkeit des Klima's mit dem ihres Vaterlandes und der Milde, womit sie in Brasilien behandelt werden.

Vor der Versetzung des Hofes von Lissabon nach Rio war der Handel dieser und aller andern Städte Brasiliens lediglich auf Portugal beschränkt. Der portugiesische Handelsstand bestimmte daher selbstständig nicht nur die Preise aller Produkte Brasiliens, da Letzteres nur an ihn verkaufen durfte, sondern konnte auch überdieß die Rückzahlungen mit den Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes und unter den von ihm ausgehenden Bedingungen machen. So hatte Lissabon in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts eine Thätigkeit und einen Reichthum erworben, die es nach London zum ersten Handelsplatze der Welt erhoben. Nachdem aber ein königlicher Befehl im Jahre 1808 die Selbstständigkeit des brasilianischen Handels begründete, änderte sich dieses Verhältniß in kurzer Zeit. Von der Freigebung des brasilianischen Kommerzes, welchen die Eifersucht des Mutterlandes bisher gelähmt hatte, und von der Eröffnung der Häfen für alle Nationen, datirt sich eine neue Epoche in der Geschichte Brasiliens. Man darf annehmen, daß von allen Maßregeln, welche die Regierung seit ihrer Auswanderung in die ehemalige Kolonie ergriffen, keine einen so denkwürdigen Umschwung und eine so große Veränderung in allen Beziehungen hervorgebracht habe, als eben diese. Ohne Zweifel ist auch diese Veränderung Brasilien heilsamer als Portugal. Letzteres wird, nachdem das vorige enge Band zwischen ihm und der ehemaligen Kolonie gelöst

worden ist, niemals zu dem frühern kommerziellen Glanze zurückkehren.

Den Lockungen jener schönen Natur, welche sich unmittelbar vor unsern Fenstern in allem Glanze des Südens entfaltete, widerstanden wir nur so lange, bis wir die dringendsten Bedürfnisse unserer häuslichen Einrichtung befriedigt hatten. Vorzüglich war es das benachbarte, in dichtes Grün gehüllte Gebirge, was uns mächtig anzog, und dorthin unternahmen wir auch unsere erste Wanderung. Kaum hatten wir die Strassen und das Geräusch der Stadt hinter uns, so standen wir wie bezaubert mitten in einer fremden, üppigen Natur. Bald waren es buntfarbige Vögel, bald blendende Schmetterlinge, bald die wunderbaren Formen der Insekten und der von den Bäumen herabhängenden Nester von Wespen, bald die lieblichsten, durch das enge Thal und an dem sanft ansteigenden Hügel zerstreuten Pflanzen, welche unsere Blicke auf sich zogen; genug, wir glaubten uns in ein Zauberland versetzt zu sehen. Endlich gelangten wir auf die Terasse der Anhöhe, längs welcher das Quellwasser in die Stadt hinabgeleitet wird. Eine entzückende Aussicht auf den Hafen mit seinen zahlreichen Masten und Flaggen, und die am Fuße der anmuthigsten Hügel ausgebreitete Stadt, deren Häuser und Thürme im Sonnenglanze schimmerten, entfaltete sich vor unsern Augen. Lange fesselte uns der zauberische Anblick einer großen, europäischen Stadt, welche sich hier erhebt. Wir verfolgten hierauf den Weg längs den Krümmungen der Wasserleitung. Zwischen den waldigen Hügeln eröffnen sich bunt abwechselnd romantische Aussichten in die Thäler hinab. Manchmal wandelt man über freie Plätze, wo ein grelles Sonnenlicht von dem blumenreichen Boden, oder dem glänzenden Laube der benachbarten hohen Bäume zurückstrahlt; manchmal tritt man in ein kühles, schattenreiches Laubgewölbe. Der Wald, zu welchem man endlich gelangt, bildet ein Dickicht, woraus sich ungeheure Stämme von wolletragendem Bombax, von silberblättrigen Cecrogien, stachligen Brasilienholzbäumen, schlanke Schäfte der Kohlpalme und viele andere, zum Theil noch namenlose Zierden der Wälder erheben. Der majestätische Anblick, die sanfte Ruhe und Stille dieser Wälder, welche nur durch das Schwirren der bunten, von Blume zu Blume fliegenden Colibris [63] und durch die wunderbaren Töne fremdartiger Vögel und Insekten unterbrochen wird, wir-

ken mit einem Zauber von ganz eigener Art auf das Gemüth des gefühlvollen Menschen, der sich hier im Anblicke des herrlichen Landes gleichsam neugeboren fühlt.

Auf dem Rückwege schimmerte uns aus dem Gebüsche eine einsame Hütte entgegen. Sie gehört dem Grafen von Hogendorp, der, bedrängt von den Schicksalen der letzten Zeit, hier fern von Menschen und Politik, im Umgang mit der freien Natur seine Tage verlebt, und es nicht unter der Würde hält, seine Subsistenz durch Bereitung von Kohlen und Bäumen seines Landgutes für die Stadt zu sichern. Wir hatten ihn schon früher kennen gelernt, und bewunderten die Standhaftigkeit und den Charakter eines Mannes, der, entfernt vom Geräusche unstäter Verhältnisse, in der kleinen Behausung und im Anblicke des von Helena[64] herwogenden Meeres sich glücklich fühlt.

Einen nicht minder interessanten Ausflug machten wir nach Tijuca, einem ehemals von den Einwohnern häufig besuchten Ort, der eine Meile von der Stadt entfernt liegt. Der Weg führt auf der großen Straße von dem königl. Lustschlosse von St. Christovao vorbei, welches nach der Ankunft des Monarchen erbaut und durch die Verschönerung der umgebenden Gärten zu einem lieblichen Aufenthaltsorte gemacht worden ist. Städter und Landleute zu Fuß und zu Pferde, und zwar nicht selten zwei Personen auf einem einzigen Thiere, beleben diesen Weg. Es ist erfreulich, in dieser paradiesischen Gegend schon die Spuren europäischer Betriebsamkeit, fleißig angebautes Land und schöne Landhäuser zu erblicken. Zwischen häufigen Landsitzen hindurch gelangt man endlich zu der Höhe, auf welcher man durch eine herrliche Aussicht belohnt wird. Der Tag neigte sich bereits, als wir hier ankamen, und wir wünschten, von unserer Fußreise müde, hier ein Nachtquartier zu finden. Ein schmaler Pfad führte uns endlich zu einem Häuschen mitten im Walde, wo wir mit einigen gerösteten Bataten und einer hölzernen Bank als Nachtlager vorlieb nehmen mußten. Der Himmel war majestätisch gestirnt; ein blasses Licht lag auf den dunklen Wäldern; nur das Rauschen ferner Gewässer unterbrach die Stille dieser Einsamkeit, und in Betrachtung dieser Herrlichkeiten versenkt, überließen wir uns, heitern Gemüths, dem erquickenden Schlafe. Vor Anbruch des Tages zogen wir jenem Geräusche des Wassers nach und standen, als

eben die Sonne aufging, an einem hohen Felsenabhange, von dem sich ein krystallheller Bach, zum Theil in Staubregen aufgelöst, fast 100 Fuß tief in das Rinnthal hinabstürzet. Im Grunde des Thales steht eine einfache, freundliche Hütte, in der uns ein achtungswerther französischer Maler mit Namen Tonay begrüßte, der in stille Einsamkeit zurückgezogen mit seiner Familie der schönen Natur lebt. Nur ungern verließen wir diesen Ort.

Auf unserm Rückwege kamen wir zur Kaffeeplantage [65] des Herrn Doktors Lesersne, der ein großes Stück Landes gepachtet, und mit 60,000 Bäumchen bepflanzt hat. Nach der Anweisung dieses erfahrnen Pflanzers säet man die frischen Bohnen vorzüglich im Schatten anderer Kaffeebäume und hebt die Pflänzchen sammt der Erde aus, sobald sie eine Höhe von 10—12 Zollen erreicht haben. Die auf diese Weise behandelten Bäumchen bringen bereits nach 32 Monaten die ersten Früchte. Man steckt die Bäume in einer Distanz von 4—6 Fuß, und man läßt sie in der Mitte nur 12 Fuß wachsen, damit die Früchte desto leichter zu pflücken sind, und die Aeste sich mehr in die Breite ausdehnen. Es gibt drei Lesen, welche fast das ganze Jahr hindurch beschäftigen; die erste fängt in Brasilien im Monat April an. Man nimmt nur die ganz reifen rothen Beeren, die sich leicht vom Stiele ablösen, und deren Samen sich ohne Mühe vom Fleische trennen. Diese Kirschen werden nun nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, auf einen Haufen geschüttet und der Fäulniß überlassen, sondern die ganze Frucht wird, wenn man besonders verfahren will, mit ihrem Fleische getrocknet, außerdem wird eine Art von Oelmühle angewendet, um das Fleisch wegzunehmen, und die nackten Saamen werden bis zu vollkommner Trocknung über ein Monat lang der Sonne ausgesetzt. Der ganz dürre Kaffee wird in geflochtenen Körben an trocknen, dem Winde ausgesetzten Orten aufbewahrt.

Einigemale begaben wir uns auch in eine Pflanzschule für ausländische Gewächse, die den Namen eines botanischen Gartens führt, und eine Stunde von der Stadt entfernt ist. Daselbst führen mehrere schöne Alleen von Brodbäumen [66] aus der Südsee zu einer in regelmäßige Quadrate abgetheilten Anlage, deren wichtiger Kulturgegenstand die chinesische Theestaude ist. Bis jetzt sind 6000 Stämmchen derselben, drei Schuh weit von einander entfernt, in Reihen ge-

pflanzt. Das Klima scheint ihrem Wachsthum günstig zu seyn; sie blühen in den Monaten Julius bis September und ihre Saamen reifen vollkommen aus. Der Thee wird hier auf dieselbe Art wie in China gepflanzt, gepflückt und gedörrt. Die portugiesische Regierung hat auf die Kultur dieses Gewächses, von dessen Produkt aus China nach England jährlich für den Werth von 20 Millionen Thaler eingeführt wird, ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Man hat zu dem Ende einige hundert chinesische Kolonisten hieher berufen, um durch sie die Vortheile des Baues und der Zubereitung des Thees bekannter zu machen. Diese Chinesen waren angeblich nicht von jenen Küstenbewohnern, welche sich aus Noth vom Vaterlande hinweg nach Java und auf die benachbarten Inseln begeben, und dort Arbeit suchen, sondern man hatte Leute aus dem Innern dazu auserwählt, die mit der Kultur der Theepflanze vollkommen vertraut waren. Die meisten dieser Chinesen wohnen jedoch gegenwärtig nicht am botanischen Garten, sondern in der Nähe des königlichen Landgutes von St. Cruz bis auf einige wenige, welche hier zur Pflege der Theestaude und zur Einsammlung und Zubereitung der Blätter verwendet werden. Man bricht die Blätter dreimal im Jahre, und bringt sie auf gelind erhitzte Dörröfen von Thon, worauf sie getrocknet und gerollt werden. Der Vorsteher der Anstalt gab uns Proben der verschiedenen Arten, welche hier erzeugt werden. Der Geschmack war kräftig, doch bei weitem nicht so ätherisch und fein aromatisch, wie der von guten chinesischen Sorten, sondern etwas erdig und rauh. Diese unangenehme Eigenschaft darf aber bei keinem Zweige der beginnenden Kultur ausländischer Gewächse entmuthigen, denn sie ist eine natürliche Folge der noch nicht vollendeten Angewöhnung an das Klima. Außer der Theestaude zeigte man uns noch mehrere ostindische Gewächse; den Zimmtbaum, den Gewürznelkenbaum, den Pfefferstrauch, den Muskatnußbaum u. a. m. Obgleich zum Theil erst einige Jahre alt, hatten doch die meisten dieser Bäume schon Früchte getragen. Eine fortgesetzte Pflege wird noch alle diese Gewächse hier einheimisch machen, denn der hiesige Boden scheint von Natur geeignet zu seyn, um die Produkte aller Klimate in sich aufzunehmen, und gleich dem ursprünglichen Vaterlande ausbilden zu können.

Unser Freund, Herr General-Consul von Langsdorf, hatte kur-

ze Zeit zuvor, ehe wir nach Rio kamen, ein groſses Landgut am Wege von der Nordseite der Bai nach Minas Geraees gekauft, auch eben angefangen, daselbst ein Landhaus für sich nebst den nöthigen Wirthschaftsgebäuden herzustellen. Wir folgten gerne seiner Einladung, diese neue Schöpfung, von der er uns ein reitzendes Bild entwarf, in seiner Gesellschaft zu besichtigen. Das Landgut wird Mandiocca genannt, wegen der trefflichen Mandioccawurzeln, die hier gebaut werden. Unweit dieses Landsitzes betrat ich zum erstenmal einen brasilianischen Urwald. Diese Wälder führen darum diesen Namen, weil sie noch unentweiht durch eine menschliche Einwirkung dastehen, daher man sie in Brasilien auch jungfräuliche Wälder (Mato-Virgem) nennt. In ihnen weht dem Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Gröſse empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmälern ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten[67] hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Baum-Arten in europäischen, besonders in nördlichen Ländern entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinen Nachbarn. Während die Wollbäume, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet, nur in beträchtlicher Höhe weithin ihre dicken Aeste verbreiten und ihre gefingerten Blätter zu leichten, beweglichen Massen gruppiren, treiben die mächtig wuchernden Lecythen und der brasilianische Spreubaum schon aus geringerer Höhe viele dicht mit Blättern bedeckte Aeste aus, die sich zu einem rund belaubten Gewölbe vereinigen. Die Jacuranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer doppelt gefiederten Blätter an; die groſsen, goldgelben Blumen dieser und der Ipé strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Auch die Spondias wölbt ihre gefiederten Blätter in leichte längliche Formen zusammen. Ganz eigenthümlich und von gröſster Wirkung in dem Gemälde steht die Ambauba zwischen den andern hohen Gestalten der Urwälder da. Die glatten weiſsgrauen Stämme erheben sich unter geringer Krümmung zu einer sehr bedeutenden Höhe; Weichheit und Härte, Steifheit und

Schwung scheinen zugleich in den Umrissen des Baumes zu liegen, und dem Maler eine eben so interessante als schwierige Aufgabe zu machen. Die blüthenreichen Cansalpinien, die luftigen Lorbeerbäume, die hochstämmigen Geoffräen und Andiren, die Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern, die schlanken Cedrelen, die fiederblättrigen Ormosien, die Tagia mit heftig nach Knoblauch riechender Rinde, die Mania und tausend noch nicht gekannte Bäume stehen in bunter Reihe neben einander. Hie und da blickt zwischen dem frischen Grün die düstere Krone einer chilesischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt hier erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Wipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und niedrigeren Gewächsen, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannigfaltigkeit unter einander stehen. Die violetten Blüthen der Rhexien, die vollen Blumentrauben der Melastomen, Myrten und Eugenien, das zarte, mit niedlichen Blumen geschmückte Laub vieler Rubiaceen und Ardisien, dazwischen die sonderbare Blattbildung der Theophrasta, des Cochocarpus und rohrartiger Erdpalmen, die glänzenden Blüthenkolben des Costus, die sparrigen Hecken der Maranten, aus welchen sich ein schuppiger Farnbaum erhebt, prächtige Stiftien, stachelige Solanen, großblüthige Gardenien und Cautareen, alle durch die Guirlanden[68] der Mikanien und Bignonien, die weitläufigen Ranken der honigduftenden Paulinien, der brennenden Dalechampien und der Bauhinien mit seltsam gelappten Blättern dicht verflochten, die Schnüre blattloser, milchiger Lianen, welche von den erhabenen Gipfeln frei herabhängen, oder die stärksten Stämme eng umschlingen; endlich jene parasitischen Gestalten, durch welche veralte Bäume wie mit dem Kleide der Jugend geschmückt sind, die grotesken[69] Pathos und Arum-Arten, die prachtvollen Blumen der Archideen, die das Regenwasser aufbewahrenden Stauden der Bromelien, alle diese herrlichen Produkte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken erhält. Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt.

Der Naturforscher, zum erstenmale hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Farben, Formen oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Natur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schwirren und Schmettern der Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbstgebahnten Strassen; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigen, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge eilen von Blume zu Blume. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln, unverrückt am Stamme festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken, gleich Edelsteinen, aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jakus, Hoikus und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder

gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die blau, grün oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tukan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem, zänkischem Geschrei die Annäherung der Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Flugs die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsch bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme umpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegungen und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Kolibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pekari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cikaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschliessen. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun, gleich Irrlichtern umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Nacht.

Aus Spix und Martius Reise.

Zweite Abtheilung.

1.

Kleanthes.

Kleanthes, ein junger Athener[70], hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm. Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden. Damals lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen. Gar zu gerne hätte nun Kleanthes dieses Zeno's Unterricht genossen; aber wovon sollte er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Taglöhner arbeiten mußte, wie konnt' er denn in Zeno's Schule gehen! Kleanthes wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so Viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark. Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. „Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet!" Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern ordentlich zu verklagen, daß er so gut bei Leibe wäre, und man doch nicht sähe, daß er sich etwas erwerbe. Die Richter ließen ihn vor sich kommen[71]. Da nun Kleanthes hörte, worauf es ankäme, holte er den Gärtner, und die Frau, für die er bisher gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachzeit erwerbe. Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn

durch ein Geschenk von tausend Thalern zu belohnen; aber sein Lehrer, Zeno, verbot ihm dieß Geschenk anzunehmen. Warum mocht' er das wohl thun?

Campe.

2.

Ein wahrer Seelsorger.

Einer der vornehmsten Geistlichen speiste einst bei einen Prinzen vom Hause. Die Frau eines Taglöhners drang durch die Wache, und ließ den Prediger herausrufen. „Euer Begehren?" fragte der Prediger. — O! mein Mann, Ihre Hochwürden, fleht Sie noch im Tode um Ihren Zuspruch an. Der Prediger fuhr sogleich in die Hütte des Kranken, und erquickte ihn mit seinem Troste. Zwei Kinder in Lumpen gehüllt, zerfloßen vor dem Bette ihres sterbenden Vaters fast in Thränen. Ihr könnt mir Etwas vermachen, sagte der Prediger zum Sterbenden. „Und was denn?" Eure Kinder: ich werde für sie als Vater sorgen, und auch euer Weib nicht verlassen. — Noch einmal flammte das Leben im Sterbenden empor. — „Gott vergelt's Ihnen! Sie sind ein Engel!" rief er, — und starb. Der Prediger nahm sogleich die Kinder in seiner Kutsche nach Hause, und sorgte seitdem für sie, wie für seine eigenen Kinder; der Wittwe aber setzte er einen hinreichenden wöchentlichen Gehalt aus.

Schubart.

3.

Der errettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging unweit Presburg, in der grimmigsten Kälte, mit seinem Bündel über die Haide. Seine Kleider waren dünn, und seine Strümpfe zerrissen. Ach! da fror's ihn sehr; er weinte, und die hellen Zähren froren ihm an die Augenwimpern. Lieber Gott! seufzt' er, weit und breit kein Dorf und keine Stadt, und keine Kohlhütte! ich werde erfrieren; ach, was wird meine Mutter sagen! — Mein Vater ist gestorben, und nun hat sie Niemand, der ihr Brod erwirbt! — Er wollte laufen, aber seine Glieder waren starr: er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf seinen Bündel, und schlief ein. Ein Postknecht ritt

vorbei, und sah ihn starr liegen; er bemerkte jedoch einige Lebenszeichen an ihm, ritt schneller, und zeigte es unterm Thor der benachbarten Stadt an. — Was hilft's? bis wir hinauskommen, ist er todt, sagten die Unempfindlichen! Ein armer Taglöhner ist in der Wachtstube, sich zu wärmen; der hört's, und ihm brach das Herz. Ohne ein Wort zu sagen, ging er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in's nächste Dorf, rieb ihn mit Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher, und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit sich in die Stadt, und theilte sein Holz und seinen Tisch, ob er gleich selbst nicht Viel hatte, mit dem Handwerksburschen so lange, bis er im Stande war, weiter zu reisen. Kaiser Joseph (II.) erfuhr die schöne Handlung, rief den Taglöhner nach Wien, und belohnte ihn, wie er alle guten Handlungen, die ihm bekannt wurden, zu belohnen pflegte.

Schubart.

4.

Gerichte Gottes.

Merkwürdig ist die Geschichte eines angesehenen Bürgers, eines Vaters sieben wohlgewachsener Söhne, die aber sämmtlich stumm waren. Der Kummer über das Unglück seiner Kinder nagte dem Vater beständig am Herzen, und er konnte es nicht begreifen, wie ihn Gott vor andern Vätern so schrecklich heimsuchte. Einst führte er seine stummen Söhne auf einen benachbarten Meierhof, wo man bei einem alten Schweizer frische Milch, Butter und Käse aß. Der bedrängte Vater warf mitleidige Blicke auf seine Söhne, die gesund und rosenwangig um den Tisch saßen; aber — stumm waren. Thränen träufelten von seinen Wangen, und er ächzte gen Himmel: „O Gott! womit habe ich das verdient?" — Der alte Schweizer, der dieß Alles bemerkte, nahm den Vater auf die Seite, und sagte mit deutscher Treuherzigkeit zu ihm: „Ich sehe wohl, es kränkt euch, daß eure Söhne stumm sind: Aber mich wundert's nicht! Wißt ihr noch, ich kenne euch ja von Jugend auf, wie Ihr als Knabe den Vögeln Schlingen legtet, und wenn ihr sie finget, ihnen die Zunge aus dem Halse risset, und sie mit boshafter Freude wieder fliegen ließet? — Wißt ihr's noch? — Wie oft habe ich euch

gewarnt! — O, die Vöglein unter dem Himmel, die nun mit ihrem Gesange Gott nicht preisen konnten, haben euch verklagt, und ihr sollt aus dem Munde eurer Kinder nie den süßen Vaternamen hören.

Schubart.

5.

Feinden Gutes thun.

Herzog Leopold, der Morgarten[72] berühmt gemacht hat, belagerte die Stadt Solothurn. Er hatte an der obern Seite derselben eine Brücke über die Aar geschlagen, die von Wolkengüssen so sehr anlief, und so ungestüm wüthete, daß die Brücke in großer Gefahr stand, weggerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brücke zu legen, daß sie desto mehr widerstehen möchte. In dieser Arbeit wuchs der Strom beständig, und zog Brücke, Truppen und Steine ins Wasser. Die von Solothurn hatten es wohl bemerkt, und sahen die Nothleidenden auf den Trümmern der Brücke gegen die Stadt zu fließen, und sich, so gut sie konnten, an den Pfählen, die sie ergriffen, fest halten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, und die Leute von Solothurn hätten ihren Untergang befördern, oder ihm wenigstens zusehen können; aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleidens, gingen mit ihren besten Schiffen ins Wasser, und brachten sie an das Gestade; alsdann schickten sie Alle, die sie gerettet hatten, dem Herzoge wieder in sein Lager. Er empfand die Schönheit ihrer Handlung, und hob die Belagerung auf.

Bodmer.

6.

Der Näscher.

Der Hofrath Wallo, ein reicher Mann und Bewohner einer großen Stadt, war Vater eines achtjährigen Sohnes, der einer zügellosen Lüsternheit nach Näscherei ergeben war. Er trug nicht nur sein gesammtes Taschengeld zum Zuckerbäcker, sondern bemächtigte sich auch im Hause aller Leckereien, denen er heimlich beikommen konnte. Wollte man, zum Beispiel, die zierlich gedeckte Gasttafel mit einer kurz zuvor ins Haus gebrachten und nicht unter Schloß und Riegel verwahrten Torte schmücken, so hatte Julius bereits das bunte Fruchtfeld ihrer Oberfläche so rein geplündert, daß man das

entstellte Prachtstück nicht aufsetzen konnte. Weder Abmahnung noch Strafen waren vermögend, ihm diese Unart abzugewöhnen.

Der Vater betrübte sich darüber; aber die Mutter suchte ihn damit zu trösten, daß Julius seiner kindischen Naschhaftigkeit bald entwachsen werde. „Nein, er entwächst ihr nicht;" sagte Jener: „die Unart wächst im Gegentheil mit ihm. Benascht er einst keine Torten mehr, so wird er als Staatsbeamter Landkassen bestehlen. Die Fehler der Jugend vergrößern sich mit der Zeit zu Verbrechen." —

Eines Morgens war der Hofrath ausgegangen, kam in der Mittagsstunde zurück, und ein fremder Knabe trug ein hohes Kästchen von Mahagonyholz hinter ihm her. Wallo nahm es ihm auf der Hausflur ab, und ging damit ins Wohnzimmer.

„Sieh," sprach er zu seiner Gattin, „da hab' ich einen doppelten Einkauf gemacht. Das Kästchen fand ich in der Werkstatt eines geschickten Tischlers, und es gefiel mir so sehr, daß ich es kaufte. Um es jedoch nicht leer zu bringen, ließ ich mir's bei einem Zuckerbäcker mit Marzipan füllen, den wir bei der nächsten Gasterei zum Nachtisch anwenden wollen."

Er öffnete das mit einem Schlosse versehene Kästchen, und zeigte den Marzipan. Die Hofräthin fragte nach der Zahl der kleinen, mannigfaltig gebildeten Stücke.

„Solche Kleinigkeiten zähle ich nicht;" war seine Antwort. „Ich ließ mir den Kram zuwiegen, und wir wollen auch jetzt die Heerde nicht zählen, damit wir uns nicht ärgern, wenn etwa ein gewisser Wolf ein Paar Schäfchen entführen sollte."

Er sah bei diesen Worten scharf auf den horchenden Julius, der sich getroffen fühlte, und erröthend sagte: „Du meinst mich, Vater! Ich will aber kein Wolf mehr seyn."

„Halte Wort!" sprach der Vater und drohte ihm mit dem Finger. „Vergehst du dich dießmal, so wird dir's übel bekommen."

Er trug dann das Kästchen, das unverschlossen blieb, in ein anderes Zimmer, worin man dergleichen Sachen, die nicht sogleich gebraucht wurden, aufzubewahren pflegte. Nachher setzte man sich zu Tische.

Dem kleinen Näscher behagte das Essen nicht sonderlich, weil er bei jedem Bissen daran dachte, daß Marzipan süßer schmecke.

Es ärgerte ihn, daß er vorhin ausdrücklich versprochen hatte, kein Raubwolf mehr zu seyn. Er hätte sonst gern die Zahl seiner Sünden noch vermehrt. Die nahe Beute war gar zu lockend, und er konnte sich ihrer, da Zimmer und Kästchen unverschlossen waren, mit leichter Mühe bemächtigen.

Nach der Mahlzeit begleitete ihn der Gedanke an den wundersüßen Marzipan zu seinem Lehrer, bei dem er bis sechs Uhr aushalten mußte.

Als er zurück kam, schlich er an das Zimmer, das den Schatz enthielt. Er guckte durch's Schlüsselloch; das Kästlein stand noch an seinem Platze. Er versuchte leise, ob das Zimmer verschlossen sey; es ließ sich öffnen. Nun stand er, wie Herkules,[73] am Scheidewege. Sollt' er den Lockungen der Lüsternheit folgen oder sich den Zügel der Enthaltsamkeit anlegen? Er sann und sann, trippelte bald von der Thüre hinweg, bald wieder dahin, sah und horchte links und rechts; und als weder Auge noch Ohr eine störende Bewegung vernahmen, husch! war er im Zimmer.

Wie der Habicht nach der Taube, schoß er auf das Kästchen zu, und riß es auf. Bestürzt fand er es leer; aber plötzlich, wie ein Pistolenschuß, fuhr ein Kerlchen, eine Spanne lang, aus dem Boden herauf, setzte eine Trompete an den Mund, und schmetterte so grimmig, als sollten die Todten auferstehen. Julius sprang fliehend nach der Thüre; man hatte sie von außen leise verschlossen. Er wollte durch's Nebenzimmer flüchten; dort trat ihm sein Vater, von zwei fremden Männern begleitet, entgegen. „Warte, mein Sohn!" sprach er, „wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden. Vorher aber will ich den Herold deiner Schande zum Schweigen bringen."

Er ging zum Kästchen, berührte eine verborgene Feder, und das lärmende Männlein verschwand.

„Es ahnte mir," fuhr er dann fort, „daß du deine Zusage nicht erfüllen würdest. Du wolltest dir, nach alter Gewohnheit, ein Stückchen Marzipan zueignen, geriethst aber ins Quartier eines Trompeters, der deinen bösen Willen so laut verkündigte, daß kein Läugnen Statt findet. Das Trompetenwerk kostet viel Geld; aber auch dir soll dein Wortbruch theuer zu stehen kommen. Sieh, der berühmte Herausgeber der Wespe, der Herr Doctor Zwickbold, dessen vielgelesene Wochenschrift eine fortlaufende Chronik[74] aller hier

vorfallenden Schandgeschichten ist, hat sich auf mein Ersuchen hierher bemüht, um den lustigen Vorgang niederzuschreiben, und ihn, mit öffentlicher Nennung deines vollen Namens, in der Wespe bekannt zu machen. Um dich aber auch den Lesern von Person darzustellen, ist gegenwärtiger Herr Professor Griffel unser Hogarth[75], gefällig entschlossen, dich und den kleinen Trompeter auf der Stelle nach dem Leben zu zeichnen, und das spaßhafte Blättchen, sauber in Kupfer gestochen, durch Stadt und Land mit der Wespe fliegen zu lassen."

Julius schlug schweigend die Augen nieder. Doctor Zwickbold setzte sich an einen Tisch und schrieb. Professor Griffel wählte seinen Platz auf der andern Seite des Zimmers. Wallo stellte den kleinen Helden, der verewigt werden sollte, in die Mitte, und ließ den Trompeter wieder erscheinen, und blasen. Jene Männer arbeiteten rasch, und wurden fast zu gleicher Zeit fertig.

„Haben Sie die Güte, uns ihren Schwank vorzulesen," sagte Wallo zum Doctor.

Es geschah; die Zuhörer lachten laut über den possierlichen Aufsatz; nur Julius brach in Thränen aus.

Der Professor legte dann seine komische Zeichnung zur Ansicht vor, und das Gelächter erneuerte sich.

Sie ward jetzt auch dem weinenden Knaben gezeigt. Mit Schrecken sah er sich, wie er leibte und lebte, abgebildet. Erschüttert warf er sich vor dem Vater nieder, bat schluchzend, ihn nicht vor aller Welt zu beschimpfen, und versprach mit den herzlichsten Worten, sich die Unart des Naschens ganz abzugewöhnen, und jede heimliche Entwendung einer ihm nicht gehörigen Sache sein Leben lang zu verabscheuen.

„Deine Worte sind gut;" sagte der Vater: „aber ich traue dir nicht. Du hast mir schon oft Besserung angelobt, und dich doch immer wieder von deinem unersättlichen Naschhunger zu neuen Vergehungen hinreißen lassen. Ein altes Sittengesetz sagt: Was nicht dein ist, laß liegen! oder: Was du nicht hingelegt hast, das nimm auch nicht weg! Diesem Gesetze handelst du täglich entgegen. Darum übergeb' ich dich der strafenden Wespe, und du wirst öffentlich von ihr gestochen, wenn du dich auch darüber zu Tode grämen solltest. Wer als Kind Leckereien entwendet, bleibt auch in spätern Jah-

ren zu Veruntreuungen geneigt. Aber ein Mensch, dem fremdes Eigenthum nicht heilig ist, verdient nicht zu leben."

Julius drückte sein Gesicht auf den Fußboden, und weinte laut. Die beiden Herrn, denen es bekannt war, daß Wallo nur einen tüchtigen Schreckschuß thun wollte, schlugen sich jetzt ins Mittel, und baten ihn, seinem reumüthigen Sohne zu verzeihen. Er sträubte sich lange. Endlich sprach er: „Nun wohlan! In Rücksicht Ihrer Fürbitten, meine Herrn, will ich noch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen. Steh auf, Julius, und sündige hinfort nicht mehr! Bei dem nächsten Fehltritte der heutigen Art bist du ohne Rettung dem Stachel der Wespe verfallen. Ich hebe diese beiden Blätter indessen auf. Sobald du dich auf's neue vergehst, werden sie sogleich zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie versprechen mir doch dann, meine Herren, Ihren schleunigen Beistand?

Diese Frage ward bejaht; aber Wallo hatte die Freude, der Wespe nie zu bedürfen. Julius besserte sich ernstlich, lebt jetzt als Staatsbeamter in Ehren, und genießt den allgemeinen Ruhm eines sehr rechtlichen Mannes.

Langbein.

7.

Die offene Hand.

Navarra[76] das Heinrich der Vierte, bei der Besteigung des französischen Thrones, mit Frankreich vereinigte, war früher ein selbstständiges Reich. Im zwölften Jahrhunderte ward es von einem guten Könige beherrscht, der im Jahre 1173 ohne Erben starb. Die Stände des Reiches wünschten einen Nachfolger aus seinem Geschlechte. Es war in demselben kein Prinz vorhanden; aber des Verstorbenen Schwester, die mit einem Fremden Fürsten vermählt war, hatte einige Monate vorher Zwillingssöhne geboren. Man beschloß, eine Gesandtschaft an diese Fürstin abzuordnen, und einem ihrer Söhne die Krone von Navarra anzutragen.

Zu diesem Geschäfte wurden drei ehrsame und verständige Männer erkoren. Sie kamen an jenem Hofe an, und trugen Navarra's Wunsch dem fürstlichen Paare vor. Beide waren nicht abgeneigt, einem der Knaben die angebotene königliche Krone zu gönnen, und überließen es den Gesandten, von den Zwillingen den zu wählen,

zu welchem sie das meiste Vertrauen empfinden würden. Die Mutter führte die drei Männer in das Zimmer, wo die Knaben in einer Wiege beisammen lagen und eben sanft schliefen. „Enscheidet, ihr Herren," sagte sie leise, „auf welches dieser jungen Häupter ihr Navarra's Krone setzen wollt."

Die Brüder sahen sich sehr ähnlich. Nur der einzige Unterschied war an ihnen zu bemerken, daß der eine mit geschlossenen, der andere mit offenen Händen schlief.

Die Gesandten hefteten lange den Blick auf die ruhigen Schläfer. Endlich baten sie, sich in einem andern Zimmer berathen zu dürfen.

Dort schlug der erste Gesandte vor, über die sich ganz gleichen Knaben das Loos zu werfen.

„Wir wollen die Sache nicht dem Zufall überlassen," sagte der Zweite. „Gleichen sich die Prinzen auch an Gestalt, so bemerke ich doch an der Haltung ihrer Hände eine wichtige Verschiedenheit ihres Gemüths. Ich gebe meine Stimme dem, der sie geschlossen hat. Das zeigt, daß er einst ein kräftiger Mann werden, und jedem Feinde des Reichs den Daumen auf's Auge setzen wird."

„Wohl möglich!" versetzte der Dritte. „Die festgeschlossene Hand kann aber auch Kargheit und Strenge bedeuten. Mir gefällt die offene Hand. Sie ist ein Zeichen der Freigebigkeit, des Edelmuths und der zuvorkommenden Liebe."

Dieser Ansicht trat der erste Gesandte bei. Der zweite war folglich überstimmt, und man wählte den Prinzen mit der offenen Hand. Er herrschte, als er in spätern Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mild und gerecht, und erhielt den Beinamen: — der Gute. Langbein.

8.

Das Samenkorn.

Zwei Wanderer gingen auf ein Dorf, und als sie in der Herberge ausruhten, erscholl ein Geschrei, daß Brand sey. Als nun der eine Wanderer aufsprang, zu helfen, sagte der andere: Wie sollten wir hier verzögern! Sind nicht Hände genug zu helfen? Was kümmert uns die Fremde?

Aber jener hörte nicht auf solche Rede, sondern lief hinaus eilig zu dem brennenden Hause. Nun folgte ihm der andere, und stellte sich von ferne.

Vor dem Hause aber stand eine Mutter, wie erstarret, und rief: Meine Kinder! meine Kinder! — Als der Fremdling dieses hörte, sprang er in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken, und das Volk rief: der ist verloren!

Aber siehe, bald trat jener hervor, und trug zwei Kinder auf den Armen, und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder, und fiel dem Fremdling zu Füßen. Dieser aber hob sie auf, und tröstete sie. Unterdeß stürzte das ganze Gebälk zusammen.

Als nun der Fremdling und sein Begleiter wieder zur Herberge gingen, sagte dieser: Aber wer hieß dich solch kühnes Wagestück beginnen? Jener antwortete: Er, der mich heißt das Samenkorn in die Erde zu legen, daß es verwese und neue Frucht bringe." „Aber, sagte der andere, wäre nun das Haus über dich zusammengestürzt?" — Da antwortete jener lächelnd: „So wär' ich selbst das Samenkorn gewesen!"

Krummacher.

9.

Die Natur.

Am westlichen Himmel schwamm der Mond, wie ein leichter Nachen, in dem Widerscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn dem Vater. „Wie schön und zart ist er, sagte Alwin; so sieht er nicht immer aus!" „Er ist in seiner Kindheit," erwiederte der Vater. Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden." „Ich verstehe nicht, was du meinst, sagte Theodore. „O ja, fiel Alwin ein; ich weiß, was du sagen willst: der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er, und wird im Grabe verborgen." „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten."

„Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen, fuhr der Vater fort; kein Leben ist noch so glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich."

Jacobs.

10.

Vermächtniß eines Vaters an seinen Sohn.

Die Zeit kommt heran, mein lieber Sohn, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, mein Sohn, was glänzt. Ich habe manchen Stern vom Himmel fallen, und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat. Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding! Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, wir müssen uns nach ihr richten. Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen; und über das Unsichtbare und Ewige, halte dich an Gottes Wort. Scheue Niemand so viel, als dich selbst. Inwendig wohnt in uns der Richter, der nie trügt, und an dessen Stimme uns immer mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm es dir vor mein Sohn, nichts wider seine Stimme zu thun, und was du sinnest und vor hast, schlage zuvor an deine Stirne, und frage ihn um Rath. Er spricht Anfangs nur leise, und stammelt wie ein unschuldiges Kind, doch, wenn du seine Unschuld ehrest, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen. — Verachte keine Religion. Es ist leicht zu verachten, und verstehen ist viel besser. Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen. Doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte dich, daß sie nicht in einander fließen. Thue das Gute vor dich hin, und kümmere dich nicht, was daraus werden wird. Mache Niemanden graue Haare;

doch wenn du Recht hast, hast du um die grauen Haare nicht zu sorgen. Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn du nichts hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dich darum nicht weniger. — Sage nicht immer, was du weißt; aber wisse immer, was du sagst. — Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmet, wenn sie gleich nicht redet. Thue, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen. — Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Claudius.

11.

Die Wölfe.

Ich hatte, so erzählte der Jäger Hellmuth, heute vom frühen Morgen an, den ganzen Forst mit meinem Packan durchstreift, als mich das Geheul von Wölfen nach dem äußersten Ende des Forstes lockte, bis an den Rand des Waldes, wo man die schöne Wiese vor sich hat, die zu dem Dorfe Hohenwalde gehört, und hier hatte ich denn ein Schauspiel, wie ich es in meinem ganzen Leben noch nie gehabt habe, und was ich nimmermehr vergessen werde. — Eine ganze Schaar von jungen und alten Wölfen machte einen förmlichen Angriff auf eine Pferdeheerde, welche ein kleiner Junge hütete. Glücklicher Weise waren wohl die Pferde noch zur rechten Zeit durch das Geheul der hungrigen Wölfe gewarnt worden, und hatten sich daher in guten Vertheidigungsstand gesetzt. Der kleine Hirt kletterte in großer Angst auf einen nahen Baum, und der Hund schien sich im Walde versteckt zu haben; auch mein Packan war mit gesträubtem Haar, zitternd am ganzen Leibe, zwischen meine Füße gekrochen, und ich war damit wohl zufrieden, da der Hund noch jung ist. Und wie vertheidigten sich nun die muthigen und klugen Pferde? Es war ein herrlicher Anblick, wie sie alle in einem dichten Kreise, mit den Köpfen im Mittelpunkt fest zusammengedrängt, schnaubend und stampfend den wüthenden Angriff ihrer Feinde mit glei-

cher Wuth zurücktrieben, indem sie, so oft die Wölfe sich naheten, mit der höchsten Anstrengung hinten ausschlugen, und sobald sie sich entfernten, vorsichtig den Kopf zurückbogen, um zu sehen, ob es ihnen gelungen sey die Raubthiere zu erschlagen. Gerade in dem Augenblicke, da ich aus dem Walde hervortrat, hatten zwei Wölfe den Todesschlag erhalten, und taumelten halbtodt hinten über. Eine Weile sah ich dem Kampfe zu, neugierig, was die übrigen vier Wölfe thun würden, nachdem die Kampfgenossen so übel weggekommen waren. Es schien sie aber wenig zu rühren, daß ihr Heer kleiner geworden war, denn sie griffen mit erneuerter Wuth die Heerde an. Jetzt schien es mir Zeit, der geängstigten Heerde zu Hülfe zu kommen. Ich schlich mich am Walde so dicht als möglich hinter die Wölfe, und nahm den größten und stärksten auf's Korn. Ich traf ihn glücklich in den Hals, und da ich noch einen guten Schuß bei mir hatte, erlegte ich auch den zweiten; darauf nahmen die übrigen mit gräßlichem Geheul die Flucht, und in dem Augenblick stürzte auch der Hund aus seinem Hinterhalt hervor, und fiel über den halbtodten Wolf her, den er bald erwürgte. Jetzt sprengten die Pferde, wahrscheinlich durch die beiden Schüsse geschreckt, auseinander, und nahmen in der wildesten Eile die Flucht; das eine mußte wohl am rechten Hinterfuße verwundet seyn, denn es konnte den übrigen nur mit großer Mühe in der Entfernung nachfolgen, und lief unglücklicherweise gerade nach der Gegend zu, wohin die Wölfe geflohen waren.

Auf einmal stürzte einer von den Wölfen im schnellsten Lauf aus dem Gebüsch hervor, und nun war das arme Pferd verloren, denn ich war zu entfernt, um es zu retten, und hatte mich auch schon ganz verschossen. Mit einem gewaltigen Sprunge hatte der Wolf sich auf den Hals des Pferdes geschwungen, und in einem Augenblicke stürzte es todt nieder. Gräßlich war der Anblick, den ich nun hatte. Nach einigen Minuten lag das Pferd gänzlich zerrissen da, und der Wolf wüthete in dessen Eingeweiden. Ich hütete mich, ihn zu stören, damit die übrigen Pferde nicht in neue Gefahren gerathen möchten. Indem er mit einem großen Stück seiner Beute nach dem Walde schlich, kam auch der andere entflohene Wolf herbei, und verzehrte, was ihm jener übrig gelassen hatte. Mit Hülfe seines Hundes gelang es dem kleinen Hirten, als er sich

ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, die Heerde wieder zusammen zu treiben, und als ich das Schlachtfeld verließ, war er dem Dorfe schon ganz nahe.

Ich hatte schon ein gutes Stück meines Rückweges hinter mir, als ich mein Pulverhorn vermißte, und ich kehrte daher sogleich um, um es zu suchen. Wie erstaunte ich, als ich auf dem eben verlassenen Schlachtfelde zwei junge Wölfe fand, welche über den erschlagenen alten Wolf, der noch nicht ganz todt schien, hergefallen waren, und Anstalt machten, ihn als eine gute Beute zu verzehren. Ich hielt es für's Beste, mich zurückzuziehen, aus Besorgniß, daß die wilde Gesellschaft gar zu zahlreich werden, und auf den Einfall kommen möchte, auf mich oder meinen Packan Jagd zu machen. So bin ich denn glücklich mit ihm davon gekommen.

Kuffner.

12.

Die Rose unter Dornen.

Ein frommer Mann, der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in seinem Garten, an den Wegen der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten blieb er vor einem Rosenbusch stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: Belebe ich nicht ein schönes Gewächs? einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche dem Herrn im Namen aller Blumen, sein Weihrauchopfer. Und wo erblickst du mich? Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht; sie beschützen mich, und geben mir Säfte. Eben dieß thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und fester, als eine hinfällige Blume? Gestärkt ging der Mann von dannen, seine Seele ward ein Kelch der Danksagung für seine Feinde.

v. Herder.

13.

Der überlistete Betrüger.

Ein spanischer Maure[77] übergab vor seiner Pilgerreise nach Mecca[78] all sein in Geld umgesetztes Vermögen einem Manne von bisher anerkannter Rechtschaffenheit. Es waren zweitausend Besants. — Bei seiner Rückkunft mußte er nicht wenig erstaunen, als der berühmte Biedermann von ihm und seinem Gelde nichts gese-

hen haben wollte. Der Wallfahrter klagte, beschwur die Richter, ihm zu seinem Eigenthume behülflich zu seyn, verbürgte eidlich seine Aussage — vergebens! Der gute Ruf des Alten überwog; der Kläger ward abgewiesen. Er ging verzweifelnd von dannen.

Er begegnete einer alten Frau, die am Stabe mühselig einher wankte. Die Wehklage des Fremden rührte sie. Sie hielt ihn an, grüßte ihn im Namen Gottes, sprach ihm Muth ein, und sagte auf seine schlichte Erzählung: „Ermanne dich, Jüngling! Ich schaffe dir vielleicht mit der Hülfe des Allmächtigen dein Geld. Kaufe zehn oder zwölf Kisten, und fülle sie mit Sand oder Erde; aber sie müssen in Eisen gebunden und fest verschlossen seyn. Finde sodann vier bis sechs vertraute Männer auf, und komm wieder zu mir! Gib Acht! Es gelingt!"

Der Spanier befolgte pünktlich der Alten Rath. Er kam mit vier Freunden und zehn Kisten, welche die stärksten Lastträger kaum schleppen konnten. Folgt mir Alle! sagte sie. An der Pforte, wo der angebliche Tugendheld wohnte, ließ sie die Träger und den Spanier warten. Diesem empfahl sie, nicht eher zu erscheinen, als bis die erste Kiste hinaufgebracht worden wäre.

Sie trat mit seinen vier Freunden zum Heuchler und sagte: „Da, Herr! sind wackre Spanier, die nach Aegypten pilgern. Ihre Schätze sind unermeßlich. Sie besitzen unter andern zehn Kisten mit Silber und Gold, die ihnen jetzt zu lästig sind. Sie wünschen dieselben auf einige Zeit in sichre Hände niederlegen zu können, und ich, die ich deine hohe Rechtschaffenheit, deinen makellosen Ruf kenne, bringe sie zu dir. Erfülle doch ihr Verlangen!" Sie ließ inzwischen eine der schweren Kisten hereintragen, welche der Scheinheilige mit freudefunkelnden Augen anstierte.

Aber jetzt erschien, der Uebereinkunft gemäß, der Betrogene, und foderte mit Ungestüm seine zweitausend Besants. Ob seinem Anblick erschrack er, und aus Besorgniß: er möcht' ihm seine Untreue vorwerfen, die vier Fremdlinge dann ihre Kisten zurück nehmen, und er die unendlichen Schätze verlieren, die er sich anzueignen gedachte, rief er den Mauren zu: „Ah willkommen! Ich glaubte schon, du kämest gar nimmer, und war verlegen wegen der zweitausend Besants. Dank dem Himmel, der dich glücklich zurück führte! Hier ist, was dir zugehört!"

Der Spanier ging mit seinem Eigenthume vergnügter, als mit einer Beute, davon. Die Alte bat, nun die erste Kiste an einen sichern Ort bringen zu lassen, während sie die übrigen hersenden wolle, ging mit den vier Freunden, und kam nicht wieder.

Haug.

14.

Bestrafter Frevel.

Vor alter Zeit begab sich in einem französischen Mönchskloster folgende wunderbare Geschichte.

Einer der jüngsten Ordensbrüder ward von einer schweren Krankheit befallen und starb. Man trug den Leichnam in das Todtengewölbe, und legte ihn, mit dem Ordensgewande bekleidet, in den Sarg. Zwei Mönche, die gleichen Alters mit dem Verstorbenen waren, erhielten vom Abt den Befehl, den Todten während der Nacht zu bewachen. Sie sollten sich ablösen; aber keiner hatte Lust, in dem öden, nur von einer Lampe spärlich erleuchteten Gewölbe zehn bis zwölf Stunden lang mit dem Todten allein zu seyn. Darum beschlossen sie, dem Schlafe für diese Nacht ganz zu entsagen, und die Wache bis zum anbrechenden Morgen gemeinschaftlich zu halten.

Es war eine sehr kalte Winternacht. Das Buch, das sie sich bei der Lampe vorlasen, erwärmte sie nicht. Sie sehnten sich nach einer körperlichen Stärkung. „Hätten wir doch einen Becher glühenden Wein!“ sagte der Eine. „Ja, der wär' uns sehr heilsam!“ versetzte der Andere. „Und ich will uns dieses Labsal bereiten, wenn dir nicht graut, eine halbe Stunde hier allein zu bleiben.“

Jener entschloß sich dazu. Sein Mitbruder verließ ihn, begab sich in die Küche, und bereitete das erwünschte Getränk.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ein großer gefüllter Kelch dampfte in seiner Hand. „Köstlich gelungen!“ rief er beim Eintritt ins Todtengewölbe. Er war einer freudigen Antwort gewärtig; aber kein Laut ließ sich vernehmen. Sein Mitbruder saß mit gesenktem Haupte am Tische, schien in dem darauf liegenden Buche zu lesen, und regte sich nicht.

„Holla, Bruder Benedict!“ rief der Weinkoch! „Bist du eingeschlafen?“

Keine Antwort, kein Aufblick erfolgte.

„Ei, das ist ein langweiler Spaß!" sagte Jener verdrießlich. „Riech' nur den herrlichen Duft!" Damit hielt er ihm den Kelch unter die Nase. Doch auch dieses Reitzmittel bewirkte keine Bewegung.

Er setzte den Kelch auf den Tisch, faßte den unerwecklichen Mönch an der Schulter, und schüttelte ihn kräftig. Da fiel der vermeinte Schläfer starr und steif, wie ein Todter, vom Stuhle.

Bestürzt ergriff jener die Lampe, beugte sich zu ihm hinab, leuchtete ihm ins Gesicht, und sah mit Schrecken, daß der am Boden liegende Mönch der Todte war, der bewacht werden sollte.

Schaudernd fuhr er zurück, und sein Entsetzen stieg, als der Leichnam in diesem Augenblicke das Haupt erhob, ihn gräßlich anstarrte, sich mühsam und stöhnend vom Boden aufrichtete, und fort schwankte.

Zitternd und die Augen auf ihn geheftet, folgte der Andere. Der erstandene Todte ging nach der Zelle, die er vormals bewohnt hatte, und wollte hinein. Sie war verschlossen. Er klopfte an die nächste Zelle. Der Inhaber derselben trat nach einer Weile heraus, erblickte bei dem Scheine der Laternen, die auf dem Zellengange brannten, die eingesargte Gestalt, sprang mit einem Schrei zurück, und warf die Thüre ins Schloß. Der furchtbare Wandler klopfte an mehrere Zellen; überall glaubte man einen Geist zu sehen, und floh vor ihm.

Das ganze Kloster gerieth in Bewegung. Einige beherzte Mönche traten ihm endlich näher, redeten ihn an, und überzeugten sich, daß er kein Gespenst, sondern ihr vom Scheintode wieder aufgelebter Mitbruder war.

Indessen war der Mönch, der über die Zubereitung des Glühweines die ihm anbefohlene Wache vernachlässigt hatte, in seine Zelle geschlüpft, und erwartete dort zagend ein schweres Gericht. Er glaubte, sein Mitwächter Benedict würde bei der Auferstehung des Todten die Flucht ergriffen haben. Als sich aber einige Mönche in's Todtengewölbe begaben, um ihn zu suchen, fanden sie ihn entseelt im Sarge. Alle Versuche des herbeigerufenen Klosterarztes, ihn wieder zum Leben zu bringen, waren vergebens.

Der Unglückliche hatte wahrscheinlich den Scheintodten aus dem Sarge gehoben, ihn an den Tisch gesetzt, und sich dafür in den Sarg gelegt, um seinen Wachgesellen zu necken. Als er aber den Leichnam lebendig werden sah, starb er vor Schrecken, und ward in derselben Todtenlade, in die er sich aus Muthwillen gebettet hatte, begraben. So schnell und hart rächte der Tod das frevelhafte Spiel, das mit ihm getrieben werden sollte.

Langbein.

15.

Die Aster.

Zu der Zeit als unser Erlöser noch ein Kind war, sandte sein Vater die Engel aus dem Himmel herab, und gab ihnen Knabengestalt, um mit dem kleinen Jesus und andern frommen Kindern in Jerusalem zu spielen. Da begab es sich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der nachmals des Erlösers Lieblingsjünger wurde, mit seinen himmlischen Gespielen in einem schönen Blumengarten sich verging. Der Abend war schon angebrochen, und die Sterne traten immer heller und heller aus dem dunkeln Aether hervor. Da sprach der Engel zu Johannes: Ich will nun schlafen gehen.

Wo ist denn dein Bett, lieber Fremdling? fragte Johannes.

Dort oben bei den Sternen, entgegnete der Engel.

Ach, da muß es sich wohl recht süß schlafen lassen, seufzte der Kleine; wenn ich doch mit dir gehen dürfte!

Dein Bett ist auch schon da droben gemacht, tröstete ihn der Engel; aber erst wirst du dich hier unten noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind!

Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht, und pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Angedenken bis auf den andern Morgen mitzugeben. Da hast du ein Sträußchen, sprach er zu dem Engel, und wenn du morgen früh wieder herunterkömmst, so vergiß nicht, mir ein anderes von da droben mitzubringen; denn da müßt ihr ja viel schönere und größere Blumen haben, als wir. —

Die haben wir auch, antwortete der Engel, aber wir können sie nicht zu euch herunterbringen. — Siehst du die Sterne am

Himmel leuchten? Das sind unsere Blumen, die sind aber so groß und so hell, daß du mit deinen kleinen, schwachen Augen wohl schwerlich würdest hineinsehen können, wenn ich sie dir so nahe brächte, als die Rosen und Lilien. Ich kann dir das alles nicht deutlich sagen; aber diese Blumen sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern im blauen Aether, und sie nähren sich nicht von Sonnenstrahl, sondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein Sonnenstäubchen von einer Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann?

Der Engel küßte den Knaben und verschwand. Und am andern Morgen kam er wieder, wie er versprochen, und hatte ein hellschimmerndes Körnchen in der Hand, das gruben sie miteinander in die Erde, und begossen es alle Morgen und alle Abend mit frischem Wasser, das der Engel auch immer in eigener Hand getragen brachte.

Und der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Jerusalem, daß er einen Stern in seinem Garten gesäet habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte.

Und siehe, da erwuchs und erblühte im Herbst eine schöne bunte Blume von runder Gestalt, und ringsumher mit vielen schmalen Blätterchen, gleichwie von Sternenstrahlen umgeben, und so behielt sie nicht unschicklich den Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten; denn Aster heißt verdeutscht ein Stern.

Und wenn ich des Abends bei einem Asterbeete stehe, und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen sind, so scheint es mir oft, als ob sie mit einander von ihrer alten Verwandtschaft flüsterten, und als wollten die Blumen vor Sehnsucht hinauf, und die Sterne herunter, um sich in Liebe zu umfangen.

Wilhelm Müller.

16.

Die Erscheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und fünfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthasar genannt, der sich mit der Uhrmacherkunst beschäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, besonders Taschenuhren, oder machte

wenigstens Versuche damit; denn sie sollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in den Stand gebracht worden seyn, daß man sich ihrer mit Zuverlässigkeit bedienen konnte.

Mögen sie denn auch zu Balthasars Zeiten noch einen regellosen und unrichtigen Gang gehabt haben, so gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taschenuhren damals nannte) zu besitzen und damit zu prahlen wünschte. Balthasars Werke wurden daher nach Prag und Wien verschrieben und gut bezahlt. Jetzt sind freilich die damals noch sehr seltenen und theuren Stundeneier so gemein und wohlfeil geworden, daß sich ein betriebsamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ginge von den erhobenen Steuern ein solches Ding anschaffen kann.

Balthasar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünstler heutiges Tages aus großen Werkstätten beziehen, mit unendlicher Mühe selst aus rohen Metallen herausarbeiten. Er griff dabei seine Augen so rastlos an, daß er im vierzigsten Jahre seines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlstandes, den er sich durch Kunst und Fleiß bereiten wollte, auf einmal versiegt. Seine Gattin, die bisher seine Gehülfin gewesen war, setzte zwar, unter Leitung des armen Blinden, das Geschäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre gelungen, so hatte sie ebenfalls das Schicksal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erspart und zurückgelegt hatten, verzehrte sich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha, ihre fromme sechszehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Eltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte aufbieten mußte, sie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geschickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künstlichsten Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von habsüchtigen Menschen, die sich kein Bedenken machten, die Armuth zu drücken, um einen Spottpreis abgepreßt, und sie mußte diesen elenden Lohn annehmen, weil sie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte

sie, doppelt und rastlos zu arbeiten, und sie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einsmals hatte sie in der Nacht eine wunderbare Erscheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, stand vor ihrem Lager, und sagte mit holder Stimme: „Geh mit diesem Zweige auf den nächsten Hügel bei deinem Wohnhause, gieb Acht, ob sich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Platze, wo er sich von selbst zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer, kindlicher Sinn, den einst der Himmel lohnen wird, eine irdische Vergeltung und Erleichterung seiner rühmlichen Sorgen finden."

Bertha würde dieses Ereigniß für einen leeren Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein frischer Zweig, dergleichen sie nimmer gesehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand sich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorstadt, wo sie mit ihren Eltern wohnte, ein Hügel, den sie gemeiniglich bestieg, wenn sie frische Luft schöpfen wollte. Auf der Spitze desselben sah sie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die sie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daseyn eines Schatzes anzeigen. Alle diese Umstände bewirkten bei der guten Bertha den Entschluß, der Weisung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menschen schliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis sie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig, und beugte sich zur Erde hinab. Sie bezeichnete die Stelle, öffnete sie in der folgenden Nacht, beim Scheine des Vollmonds, mit dem Grabscheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermeßlichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Eltern, die sich über den gefundenen Schatz innigst freuten. „Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben," sagte der Vater. „Du hast sehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du dich gar nicht daran vergriffen hast. Wir müssen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Diese mag dann die Hebung des Schatzes veranstalten, ihn

gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird sich's zeigen, wie viel uns der gnädigste Landesherr, in Erwägung unseres Unglücks und unserer Armuth, davon überlassen wird."

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzig tausend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Hussitenkriege des fünfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen schrieb auf den an ihn erstatteten Bericht zurück: „Was Gott durch seinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen." — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte sich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo sie den Schatz gefunden, ein stattliches Schloß. Die Pforte ließ sie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem sie selbst dargestellt war, wie sie auf der Spitze des Hügels steht, und sich der Zweig in ihrer Hand zur Erde senkt.

Langbein.

17.

Die Wanderung nach dem Vesuv.

Die Wanderung nach dem Vesuv unternahm ich ohne die Reisegesellschaft. Ein kundiger Führer ward mein Begleiter. Im Städtchen Torre del Greco, beinahe völlig zerstört durch den Feuerstrom des Jahrs 1794, bauten die Einwohner auf der kaum halberkühlten Lava, keck durch die Vorstellung, der erschöpfte Berg bedürfe nach dem letzten wüthenden Ausbruche nun der Erholung wenigstens von einem halben Jahrhundert, auf den Gräbern ihrer in Asche verwandelten Häuser sich wohlgemuth wieder an. Vom Kirchthurm waren Dach und Glockengeschoß nur noch sichtbar. Die Hauptmasse des verderblichen Phlegetons[79] nahm, in gerader Linie über das unglückliche Oertchen hinweg, ihre Richtung meerwärts. In Torre del Greco mietheten wir Esel, die uns durch ein grauenvolles Chaos[80] von Schlacken und Asche bis zur Klause des Eremiten trugen. Wir übergaben seiner Obhut unsere Thiere, und klimmten dem Krater[80] entgegen. Die steilste Parthie davon stürzte beim letzten Ausbruch in den Abgrund. Da sprengten des furchtbaren Elements empörte Kräfte sich an der Nordseite des Berges drei neue Schlünde. Die zweijährige Lava war noch so voll Gluth, daß wir

keine Minute lang auf der nämlichen Stelle fußen durften. Ein Strohbüschel, womit sich der Führer, des Experiments wegen versehen hatte, ward in die nächste Spalte gesteckt, und im Augenblicke schlug eine bläuliche Flamme daraus hervor. Das Emporarbeiten durch die Asche, wo man unaufhörlich wieder zurückgleitet, und, um einen Schritt vorwärts zu kommen, wenigstens viermal ansetzen muß, machte sich, als eine der anstrengendsten und ermüdendsten Leibesübungen, schon längst allgemein berüchtigt. Endlich war das Ziel erkämpft. Wir standen am Krater, aus welchem leichte Dampfsäulen, bald langsamer, bald schneller, mit einer Art von sausendem Gezisch in die Luft stiegen, welches ich, unter allen mir bekannten Lauten im Reiche der Dinge, mit keinem davon zu vergleichen wüßte. Das Fest, so der alte Verwüster uns außerdem noch bereitete, bestand in einigen Blitzen, die dunkelroth im Rauchschwalle zuckten, und von dumpfigen Donnerschlägen der Tiefe begleitet wurden, die den Boden unter unsern Füßen zum Zittern brachten. Die Atmosphäre war brennend, und ich beschleunigte den Rückzug. Der Führer, weder erhitzt noch ermattet, schien, durch das beinahe täglich sich erneuernde Wegweisergeschäft auf den höllenmäßigen Feuerfeldern, endlich die Natur vom Salamander[81] angenommen zu haben. Indeß meine Stirn einer Dachtraufe glich, war die seine trocken, wie der Bimstein, der unsern Sohlen unsanft genug zu schaffen machte.

Herab ging es glatt und bequem wie auf Alpenschnee. Der Salamander zeigte mir die Lavaklippe, mit welcher Wutky, der Vesuvmaler, beinahe zusammengeschmolzen wäre, um Ideen für ein Gemälde zu sammeln, ohne der glühenden Steine zu achten, die ringsumher niederhagelten. So ließ Bernet[82], während ein Orkan wüthete, zu Nutz und Frommen der Kunst, sich an den Mastbaum binden, um gehörig, ohne Kopf- oder Fußverlieren, beobachten zu können.

Der Eremit, als Hofmarschall des Vesuvs machte seinem Aufenthalt in Berlin und Petersburg Ehre. Das Frühstück, aus gebackenen Meerfischen und Eierspeisen zusammengesetzt, war vortrefflich. Die Lacrimae Christi[83] bewährten ebenfalls den alten Ruhm.

Die Klause liegt auf einer Art von Kap, an welchem die Lavaströme sich rechts und links vorbeischieben müssen, dem Einsiedler

aber nichts anhaben können. Gegen die Steine, welche der Feuerschlund in die Luft schleudert, schirmt ihn sein bombenfestes Kellergewölbe.

Wir hielten unser Mahl im Freien, auf einer Steinbank vor der Anachoretenzelle [84].

Der Salamander forderte mich unaufhörlich auf, die Stadt Neapel doch aus diesem Standpunkte recht scharf zu betrachten, um von ihr das beste Bild mit nach Hause zu nehmen. Der Mensch mußte durch die Schule Hackerts [85] gelaufen seyn; denn auch nach dieses Meisters Urtheil erscheint Neapel nirgends vortheilhafter und überschaubarer, als von der Bergkuppe des Bruders Felix, welcher aber, der wundervollsten Umsicht von Europa längst überdrüssig, sich nur da behaglich fühlt, wo er bloß im Geiste sein Wesen treibt.

Möcht' es in den Jahrbüchern der Erdrevolutionen bald also lauten: Zum Wasserbecken, dessen Fluthen ruhig wallen, gleich den Fluthen der Seespiegel im Nemi [86] und Albano, ward nun endlich auch die Schwefelhölle, durch welche, vom hohen Plinius [87] bis herab zum niedern Hausthier, tausend und aber tausend Leben gewaltsam untergingen, Herkulanum [88], Pompeji und Stabiä begraben, und unzählbare Ansiedlungen der spätern Zeitalter Graus und Asche wurden!

v. Matthisson.

18.

Die Beschwerden des Seedienstes.

Dem Mittelländer fehlt der Begriff von der Härte des Seedienstes, den nur das Anschauen recht lebhaft erwecken kann.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet, oder vielmehr angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Rufe muß alles auf den Beinen seyn, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell [89] und am Steuerruder ein jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Das Ungestümm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die

Segel nur anders gestellt: steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils [90] eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf's Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezogen werden, brausen die Winde darein, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten und dritten Verlängerung der Masten hinauf. Dort hangen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkte dient. Auf diesem Seile gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffes, die in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke.

Man hat berechnet, und mit dem Sextanten [91] gemessen, daß der Mast zuweilen bei sehr hoher See in einem Winkel von 38 Graden von der Perpendikulärlinie [92] abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende des großen Raa [93] sich in eine thürmende Welle tauchen gesehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen 50 Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von 50 bis 60 Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren, doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehilfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte, ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge, denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob ihm die Sonne dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht, blos auf

das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Maststange, und blickt aus dieser einsamen, schwindlich machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn er unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts schreckliches für ihn. Was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit festgebundnem Ruder dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sey, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indessen nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine halbe Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestümm ist, so schlagen die Wellen oft hinein und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemanns, und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinns, so grenzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens, und ist auch wie diese das Resultat der Erfahrung und der Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen

vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde; allein wenn auch die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten. Auf viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter, vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag; — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern, doch dazu kam es nie. Ich sah unsere Leute schweigen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tag und bei Nacht mit ihnen die vielfachen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der Offizier blieb durchnäßt und starrend vor Kälte auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als seine Wache; und Cook[94] selbst genoß keine andere Speise, als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man am Bord allgemein gegen seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen, stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus.

Forster.

19.

Das Repphuhn des heiligen Johannes.

In einem zwar schon hohen, doch heitern Alter lebte St. Johannes, als Bischof von Ephesus[95], fast angebetet von seiner zahlreichen Gemeinde, hochgeschätzt in der ganzen umliegenden Gegend, und auch in der Ferne nicht unberühmt. Zu dem Manne, der ehemals unter der Schaar der Apostel für den Liebling seines großen Meisters gegolten hatte, der dem allgemeinen Glauben nach nur durch ein Wunder vom Märtyrertode errettet worden, und von welchem eine dunkle Sage umherging, daß er nie sterben, sondern die Ankunft des Herrn zum Gerichte erwarten werde, — zu diesem, den damaligen und nachherigen Christen so theuern, obschon von beiden auch so oft mißverstandenen Manne wallfahrteten die Gläubigen von jeder Himmelsgegend her, freuten sich seines milden Unterrichts, seines Gespräches, das nie schalt oder hart strafte, und ehrten in ihm einen ächten Lehrer des Gottes der Liebe.

Einst kam auch von den Gränzen Arabiens ein Neubekehrter zu ihm. Es war ein reicher, noch ziemlich rascher, für das Christenthum zwar warmer, doch auch den erlaubten Lebensfreuden noch nicht abgestorbener Jüngling. Ein wenig voreilig in Gedanken und Worten, besaß er doch ein im Grunde edles Herz, und bestrebte sich, überall das Wahre und Gute aufzusuchen. Er hatte sich schon so lang und so sehr gefreut den berühmten Johannes nun von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; hatte unter Weges noch so vieles über ihn mit seinen Gefährten gesprochen, und wäre jetzt — bald geradezu wieder umgekehrt, ohne nur mit einer Sylbe ihn anzureden. Denn als er ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang zu einer Zeit ankam, wo der Bischof sich im Garten bei seinem Hause befand, als ein einziger alter Diener ihm diese Gartenthür sogleich aufschloß, versicherte, daß es gar keines Anmeldens erst bedürfe, und ihm seinen Herrn selbst aufzusuchen anrieth, da traf der Jüngling den Evangelisten in einer Beschäftigung, die man zwar nicht unanständig nennen konnte, die aber doch jenen hochgespannten Erwartungen so wenig entsprach, daß sie — selbst hier vielleicht einer kleinen Einleitung bedarf.

Johannes, sanft gegen jeden seiner Mitbrüder, war es auch ge-

gen vernunftlose Geschöpfe. Jener Spruch: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes!“ schien ganz für ihn gemacht zu seyn. Er schob oft, wenn er sich zur Tafel setzte, die Befriedigung seines eigenen Hungers auf, um nur die stärkere Begierde eines winselnden Haushundes zu befriedigen, und freute sich alle Mal herzlich, wenn er das heimkehrende Roß der gefüllten Krippe zueilen, oder die nachbarlichen Tauben dem ihnen hingestreuten Futter zufliegen sah. Unter allen aber genoß ein zahmes Repphuhn ganz vorzüglich seine Gunst. Aus seiner eigenen Hand erhielt es fast immer die Speise; ward oft von ihm gestreichelt und gepflegt; durfte, so oft es wollte, auf seinen Tisch fliegen; hatte die Gewohnheit und Erlaubniß, oft nach ihm zum Scherze mit seinem Schnabel zu hacken, und pflegte dann endlich unters Gewand an seinen Busen zu schlüpfen, und allda auszuruhen, so lange es ihm beliebte.

Nun saß eben damals, ganz bequem auf einer Rasenbank hingelehnt, der ehrwürdige Johannes da, und trieb seinen Scherz mit diesem Thierchen; warf ihm jetzt ein paar Körnchen Futter hin; streichelte es jetzt, wenn es sich darnach bückte; zog die Hand zurück, wenn es nach solcher hackte; kurz, tändelte und spielte mit ihm, als der junge Araber mit zwey oder drey von seinen Begleitern sich nahte. Schon von Weitem hatten sie diesen Zeitvertreib wahrgenommen, und sich im Stillen darüber verwundert. Ohngefähr noch acht oder zehn Schritte hinter dem Rücken des Evangelisten blieb der Fremdling stehen, sah noch ein Weilchen zu, und flüsterte endlich zu einem seiner Gefährten: „Wie? ist dieses der Mann, von welchem das Gerücht so viel plaudert? den man für eine so hohe Stütze seiner Glaubensgenossen hält? hat ein Apostel und Bischof nichts Besseres und Wichtigeres zu thun, als mit einem solchen Thierchen zu spielen? oder ist der ehemals thätige Mann nun als Greis wieder zum Kinde geworden? wenigstens einer so weiten Reise wird sein Anblick und sein Gespräch kaum verlohnen!“

Leise genug hatte der Fremdling alles dieses seinen Gefährten zugeflüstert; dennoch — es sey nun durch höhere Kraft, oder durch ein natürliches feines Gehör geschehen! — dennoch war auch kein Wörtchen seiner Rede dem Ohre des Heiligen entgangen. Ganz allmählig wandte er sich jetzt um, schien des Besuches nun erst gewahr

zu werden, winkte freundlich mit der Hand, daß sie näher hinzutreten möchten, und sprach:

„Willkommen, willkommen, Fremdlinge und Brüder! — Näher, mein Sohn, näher! ihr seyd wahrscheinlich aus fernen Landen?"

Fremdling. Aus Arabien, hochwürdiger Vater!

Johannes. Dachte ich's doch, deiner Tracht, deinem ganzen Wesen nach! und hast der Diener wahrscheinlich noch mehrere bei dir?

Fremdling. O ja! noch zehn bis zwölf wenigstens!

Johannes. Und sollte unter diesen deinen Dienern — wundere dich nicht über diese seltsame Frage zum Anfange des Gesprächs! ich will dir den Grund davon bald enträthseln, — sollte keiner unter ihnen mit Pfeilen und Bogen versehen seyn?

Fremdling. Allerdings! sieben Personen meines Gefolges sind damit bewaffnet.

Johannes. Aber diese Bogen — wie tragen sie solche auf ihren Schultern? gespannt oder ungespannt?

Fremdling (mit sichtlicher, lächelnder Verwunderung) Ungespannt! wie anders? (für sich) Dachte ich's doch! er ward zum Kind!

Johannes. Aber warum ungespannt? Des Bogens Bestimmung ist ja doch, Pfeile abzudrücken! Warum tragt ihr ihn daher so unvorsichtig?

Fremdling. Weil gerade das Gegentheil unvorsichtig wäre! Weil der Bogen bald seine Schnellkraft verlieren, bald an jene Beugung sich verwöhnen würde, wenn er stets, oder fast so gut als stets, die gekrümmte Form behalten müßte. Nur dann, wenn er gehörig ausruht, erhält er wieder Stärke und Spannungsvermögen genug, um den tödtenden Pfeil recht weit und recht kräftig fortzuschnellen; kann dann den Räuber abhalten, das Wild erlegen, den Vogel im Fluge tödten, und den Feind zu Boden strecken.

Johannes (mit sanftem, jedoch einiger Maßen verweisendem Tone) Ei, sieh doch, sieh! Wie richtig und gut du über den Bogen urtheilst, und wie vorlaut und unrichtig über den Menschen! Wenn für jene Nachlaß und Ruhe erforderlich ist, um dann desto stärker, desto gewisser zu wirken; warum willst du strenger in Forderungen an deine Mitbrüder seyn? Warum willst du dich wundern, daß ein

Mensch, und zumal ein Greis, auch dann und wann, von den Geschäften seines Amtes und seines Tages ermattet, auf Erholung denkt? — sie bei Geschöpfen sucht, die zwar allerdings dir geringfügig scheinen, die aber doch Zuneigung zu empfinden und zu erwiedern vermögen! — Wisse: in weiser Muße frische Kräfte sammeln, ist allgemeines Bedürfniß der Natur. Sie erquickt thierische Körper durch den Schlaf, und die Geister in diesen Körpern durch den Wechsel von Arbeit und Spiel. Wenn angespannte Bogen des Ausruhens bedürfen, um wieder zu wirken, so haben auch angespannte Nerven des menschlichen Körpers dieß nicht minder vonnöthen, und zwischen Erholung und Müssiggang ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Freigebigkeit und Verschwendung.

Ein Paar Augenblicke hielt hier Johannes ein. Mit glühender Scham auf der Wange, mit noch stärkerer im Innersten seines Herzens stand der Fremdling da, wagte es nicht die Augen aufzuheben, und wollte sich jetzt mit stummer Verbeugung entfernen. Doch des Greises bisher etwas ernste Miene war schon wieder zum traulichen Lächeln geworden. Indem er leicht die Absicht des Jünglings errieth, faßte er ihn bei der Hand, drückte sie ihm, und sprach:

„Wie? du wolltest schon wieder von mir gehen, da du kaum gekommen bist? Hältst du mich vielleicht für beleidigt? Ja fürwahr, dann wäre doch dein Argwohn gegründet, dann wäre freilich der Greis wieder zum Kinde geworden! Nein, bleib — bleib noch bei mir! kamst ja wahrscheinlich doch wohl, um dich über Einiges zu befragen; dich über Einiges bei mir zu belehren. So laß dir's dann nicht mißfallen, daß ich dich auch über Dinge belehre, wornach du mich nicht befragtest! Spanne nun den Bogen, da er ausgeruht und Kräfte gesammelt hat! Wenigstens wirst du ihn willig finden, dir zu nützen.

Meißner.

20.

Myrtill.

Bei stillem Abend hatte Myrtill noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein, und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater sanft schlummernd im Mondschein hin-

gesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellte er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lang stand er da, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greisen, nur blickte er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du! so sprach er jetzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, im stillen Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet, oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? warum ist der Segen auf unserer Heerde, und auf den Früchten unsers Feldes? Oft wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest, wenn du dann gen Himmel blickest, und freudig mich segnest, ach was empfind' ich dann, Vater! ach dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: meine Haare sind unter Freuden grau geworden; seyd immer gesegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren? trauriger Gedanke! auch dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen.

Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Aug auf den Greis: wie er lächelnd da liegt, und schlummert! sprach er jetzt schluchzend: es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! o daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! jetzt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Geßner.

21.

Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hayn, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach, und der Bach hatte wild seine Wurzel von der Erde entblößet, und der Baum stand da, traurig, und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du, Baum! in dieß wilde Wasser stürzen? nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. Jetzt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter; ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde; jetzt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt, und jetzt nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen; aber die Dryas[96] rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: sollt ich unbelohnt dich weglassen? gütiger Hirt! sage mirs, was wünschest du zur Belohnung; ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schaafe zur Weide führest. „O wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! so sprach der arme Hirt: mein Nachbar Palämon ist seit der Erndte schon krank, laß ihn gesund werden."

So bat der Redliche, und Palämon ward gesund; aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bei seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Geßner.

22.

Die Mayen-Wand.

Als wir unsere Fußeisen angelegt hatten, fingen wir mit wachsendem Muth an, die Mayenwand hinanzusteigen. Ein Oberwalliser führte uns trefflich, indem er die abschüssige Bergwand nicht in gerader Linie, sondern in lauter schlangenförmigen Bewegungen

oder Windungen hinanklimmte. Das Steigen war zwar sehr mühsam, und wir mußten deswegen alle fünf bis acht Minuten Halt machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Mayenwand mit häufigen Alpenrosen bewachsen, und überdem sehr uneben und höckericht war, so daß man immer einen festen Fuß fassen konnte. Wir konnten daher nicht begreifen, wie die Mayen-Wand zu dem üblen Rufe der Gefährlichkeit oder Unzugänglichkeit gekommen sey. Allein je höher wir stiegen, desto steiler der Weg, desto kürzer das Gras, und desto seltener waren die Alpenrosen, oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welche wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es uns fast eben so schwer, gegen die beinahe senkrechte, und immer glattere Mayenwand hinanzudringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms, oder an einer abgeschnittenen Felswand hinanzuklettern. Wir konnten nicht mehr gehen, sondern wir mußten Kniee und Hände zu Hilfe nehmen, und bisweilen hingen wir an der fürchterlichen Höhe der Mayenwand blos mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Grases ausrutschten. Als wir unter diesen mißlichen Umständen unsern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange der Mayenwand nahe wären, so erhielten wir die tröstliche Antwort, daß er den Weg selbst nicht recht wisse, daß er ihn aber suchen wolle. Indeß blieben wir, ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, stehen, oder liegen; und in diesem Zwischenraume suchten wir uns an den Anblick der gähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten. Nach einer guten Viertelstunde kam der Walliser zurück; und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch frische Spuren der Reisenden, die vor kurzem darüber gekommen seyn müßten, habe unterscheiden können. Der Weg sey aber ein bloser Geis- oder Ziegenweg, und so schmal, und für nicht geübte Bergsteiger so gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen, als führen wolle. Keiner von uns konnte den Gedanken aushalten, sich von einem ältlichen und dem Anscheine nach nicht starken Mann über einen Pfad tragen zu lassen, von welchem der Träger selbst zweifelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewohl wir bald nachher von dem Spitalmeister auf der Grimmsel hörten, daß er schon manche Reisende über die Mayenwand getragen habe. Wir schleiften uns also lang-

sam, meistens mit dem ganzen Körper an die Mayenwand gelehnt, an den Anfang des sogenannten Geißweges hin. Dieser Weg lief an dem untersten und schmalen Rande einer mit Gras bekleideten Erd- oder Felsenbank weg, die sich nicht nur senkrecht und unersteiglich emporhob, sondern auch um mehrere Schuhe über die zweihundert Klafter hohe Mayenwand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, so daß wir bei einem Fehltritte zehn oder mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die gähe Mayenwand berührt hätten. Wenn aber dieses geschehen wäre, so würden wir, allem Ansehen nach mit einem solchen beschleunigten Fall auf die anfangs glatte und steile und nachher mit Steinen und Felsstücken überstreute Mayenwand hinabgestürzt seyn, daß wir nicht eher, als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerschmettert, oder geschunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad selbst war so schmal, daß er da, wo er am breitesten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er sich nicht an dem Fuße der steilen Erdwand, und über der scheußlichen Tiefe in einer geraden, und unterbrochenen Richtung fort, sondern man mußte bisweilen, so weit man konnte, schreiten und sich zugleich um ein hervortretendes Felsstück herumwinden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zehen haften konnte. Ich war zufälligerweise der erste, der den furchbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfing, indem der Walliser jedesmal nur einen herüberleiten konnte. Ungeachtet der Geißweg queer über die Mayenwand ohne Vergleichung gefährlicher ist, als der Weg vom hohen Kasten herab war; so empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angst, womit ich zwischen den Abgründen in Appenzell herunter rutschte, so sehr hatte der beständige Anblick von tiefen Schlünden, und gähen Abstürzen mein Auge, und meine Einbildungskraft gestärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer schmalen Leiste ähnlichen Weg zuerst betrat, verlor sich fast ganz nach den ersten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich sah, daß man mit gehöriger Vorsicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur Rechten noch zur Linken noch ein Punkt war, wo ich meinen Bergstock hätte hintreiben können, so ließ ich diesen zurück, klammerte mich mit der Rechten, so fest ich konnte, an das Gras der steilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat

allemal auf den Fleck hin, den er verlassen hatte, und zwar nicht eher, als bis ich hörte, daß er fest stehe, und daß ich mich beim Vortreten auf ihn stützen könne. Als wir das erste und gefährlichste Drittel des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo der Pfad etwas breiter und die Erdwand nicht so senkrecht, als vorher war. Hier bat mich der alte Walliser so lange stehen zu bleiben bis er meine Reisegefährten auch so weit hergebracht habe. Die übrigen beiden Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zwei Absätzen, und so entstanden auf unserer Wanderschaft über die Mayenwand zwei Pausen, der jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich gewesen wären, so hätten wir keine vortheilhafteren Standpunkte für Bergaussichten, als die an den Höhen der Mayenwand wünschen können, indem wir nicht blos die ganze Kette der Walliser Schneeberge vom Gotthart bis an den großen Bernhard hin, sondern auch mehrere Spitzen der savoyischen Eisgebirge von den Strahlen der Abendsonne erleuchtet sahen. Der Geißweg queer über die Mayenwand beträgt vielleicht einige hundert Schritte, allein wir brachten eine gute Viertelstunde zu, um darüber zu kommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem alten Walliser selbst die Hände, nicht weil er für sich, sondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimsel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beisammen sahen; wünschten wir uns gegenseitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unserer Bergreise gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überstanden hätten. Auch hatten wir in der That Ursache, uns zu freuen und Glück zu wünschen, indem vor wenigen Jahren ein sächsischer Edelmann mit seinem Wallisischen Führer von der Mayenwand hinabgefallen, und so gequetscht und geschunden worden war, daß man ihn halb todt auf das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meiringen hinabtragen konnte. Unser Führer freute sich nicht weniger, als wir, und fragte uns lachend: ob wir nun wüßten, was die Mayenwand bedeute? Meiners.

23.

Linné.

Carl Linné, der große Naturforscher, welcher ein ganz neues System der Pflanzenkunde aufgestellt hat, ward im Jahre 1707 zu

Roshult in Schweden geboren. Sein Vater, ein protestantischer Landpfarrer, liebte selbst die Naturwissenschaften und besonders die Pflanzenkunde, und hatte um seine Wohnung ein artiges Gärtchen angelegt, in welchem er viele Pflanzen zog. Der Sohn beschäftigte sich als Knabe gern in diesem Garten, und gewann die Pflanzen lieb, so daß bald eine vorherrschende Neigung zur Botanik an ihm sichtbar wurde, indem er auch außer dem Garten die Pflanzen untersuchte, sammelte, und neugefundene in den Garten des Vaters zu übertragen suchte.

Seine Mutter hatte das Gelübde gemacht, ihn für den geistlichen Stand zu erziehen, und deßwegen schickte ihn der Vater nachdem er dem Unterrichte in der Dorfschule entwachsen war, in einem Alter von zehn Jahren auf die lateinische Schule in Werib.

Carl trennte sich von seinem Gärtchen eben so schwer als von seinen Aeltern, und die Pflanzen waren ihm lieber, als die lateinischen und griechischen Vokabeln. Während des Schulunterrichtes war er oft mit seinen Gedanken auf den Wiesen und Fluren, wo seine geliebten Blumen blüheten; nach demselben beschäftigte er sich vorzugsweise mit den Pflanzen, und nicht selten streifte er über Wiesen durch Auen und Wälder, oder kletterte auf Berge, um Pflanzen zu sammeln zu einer Zeit, wo er in der Schule dem Unterrichte über die alten Sprachen hätte beiwohnen, oder zu Hause in denselben sich hätte üben sollen.

Deßwegen blieb er auch in den Schulkenntnissen und besonders in den alten Sprachen weit hinter seinen Mitschülern zurück, und er konnte das Versäumte in seinem Leben nie mehr nachholen. Als er als Botaniker die höchste Stufe erreicht hatte, schrieb er noch immer unrichtig und schlecht Latein, welches seinen Neidern und Gegnern manche Veranlassung zu Neckereien und zum Spotte gab.

Linné's Lehrer, welche nach der damaligen Methode den Knaben die alten Klassiker gern eingebläut hätten, klagten laut über die Unlust des Knaben zu den Wissenschaften. Sie schrieben dem Vater, daß er seinen Sohn der nichts lernen wolle, und nur Kräutern und Schmetterlingen nachjage, von ihrer Schule zurücknehmen, und einem Handwerker in die Lehre geben möchte. Die guten alten Herren erforschten den Knaben zu wenig, sonst hätte ihnen bei seinem getreuen Gedächtniße, mit welchem er deren Kennzeichen

und Namen festhielt, in die Augen springen müssen, daß er zu ganz was andern, als zu einem Handwerker tauge.

Der Vater glaubte den Lehrern, und gab dem Sohne im Unwillen über dessen Trägheit auf der Gelehrtenschule zu einem Schuhmacher in die Lehre. Doch die göttliche Vorsehung wachet über das Schicksal der Menschen, und leitet sie auf den Weg, auf welchem sie zu dem nützlichsten Wirkungskreise gelangen können. Ein Arzt, Namens Rothmann hatte den Knaben oft auf seinen botanischen Ausflügen beobachtet, und sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Er entdeckte nicht nur eine unbesiegbare Neigung zur Pflanzenkunde, sondern auch ein sehr treues Gedächtniß, viel Verstand und Scharfsinn, eine lebhafte Einbildungskraft und auch Witz bei ihm, und gewann ihn lieb.

Er beredete die Eltern, daß sie der Neigung des Knaben nicht entgegen streben sollten, durch welche er sein Wohl gründen könne. Sie riefen ihn von dem Schuhmacher ab, und erlaubten ihm, in Werib zu verbleiben, und unter Anleitung seines Gönners Botanik zu studieren.

Rothmann öffnete seinem Schützlinge seine Bibliothek, und Linné studierte durch zwei Jahre alle botanischen Werke, welche zu dieser Zeit als vorzüglich empfohlen wurden. Rothmann sah mit Vergnügen den Eifer des Jünglings, der bewunderungswürdige Fortschritte in der Botanik machte, und war ihm mit Rath und That in seinen Forschungen behülflich. Linné sah aber ein, daß diese Wissenschaft allein ihm in der Folge nicht werde Unterhalt verschaffen können, und fieng an, nebenbei die Arzneikunde zu studieren, wobei ihm die Kenntnisse der Botanik sehr zu statten kamen. Er war damals zwanzig Jahre alt, und bezog die Universität zu Lund. Er hatte dort einen Verwandten, den Professor Humarus, welcher ihm versprochen hatte, ihn mit Geldmitteln zu unterstützen.

Als aber Linné auf der Universität ankam, war sein Verwandter gestorben, und er ganz hülflos. Doch die göttliche Vorsehung führte ihn zu dem Botaniker Kilian Stobäus, der sein Freund und Wohlthäter wurde, dieser unterstützte ihn so weit, daß er auf der Universität seine Studien fortsetzen konnte. Zugleich betrieben beide mit allem Eifer die Botanik, und Linné übertraf bald alle Erwartungen seines Gönners. Stobäus rettete seinem jungen Freunde

auch hier das Leben. Auf einer botanischen Wanderung wurde Linné von dem sogenannten Höllenwurm gestochen. Dieser ist ein zwirnähnlicher, dünner, in Schweden und Guinea einheimischer Wurm, der sich unbemerkt in die bloßen Beine einfrißt, die heftigsten Schmerzen und Lähmung, auch den Brand verursacht, wodurch er tödtlich wird.

Stobäus wand ihm den Wurm mit äußerster Vorsicht heraus, und beugte dadurch allen schädlichen Folgen vor.

Stobäus hatte selbst nicht gute Einkünfte, daß er seinen Schützling hinlänglich hätte unterstützen können, und dieser hatte noch immer mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Mit botanischen Kenntnissen reich ausgerüstet, begab sich nun Linné auf die Universität zu Upsala, und brachte viel Zeit in dem dortigen botanischen Garten zu.

Hier lernte ihn der gelehrte und menschenfreundliche Celsius kennen, welcher bei der Bearbeitung des Werkes über die biblischen Pflanzen eines wohlunterrichteten Gehülfen bedurfte. Er nahm sich seiner an, und verschaffte ihm Unterhalt, wogegen ihm Linné bei seinen botanischen Arbeiten half.

Hier entwarf Linné sein neues System in der Pflanzenkunde, und legte seine Gedanken in einer Schrift nieder, welche dem Professor Rudbeck mitgetheilt wurde. Dieser bewunderte die Neuheit des Systems und den Scharfsinn, welchen der junge Botaniker entwickelte, und faßte solches Zutrauen zu ihm, daß er ihm auftrug, an seiner Stelle in dem botanischen Garten den Wißbegierigen die Pflanzen zu erklären.

Bald darauf wurde Linné von Celsius zu einer wissenschaftlichen Reise nach Lappland vorgeschlagen. Mehrere Freunde der Botanik legten eine Summe von sechzig Thalern zusammen, und mit dieser geringen Barschaft versehen, machte Linné eine Reise von 800 deutschen Meilen.

Im April 1732 trat er die Reise ganz allein zu Pferde an; eine lederne Kapsel mit Federn und Papier, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidung war alles, was er mitnahm.

Sein Muth und seine Beharrlichkeit wurden auf dieser äußerst beschwerlichen Reise oft auf die Probe gestellt. Er mußte sich alle Entbehrungen gefallen lassen, er verachtete alle Gefahren, ertrug Hunger und Durst, Hitze und Kälte, ohne zu ermüden. Seine

Liebe zu den Naturwissenschaften trieb ihn in dem uncultivirten Lappland immer vorwärts. Nach sechs Monaten kam er mit einer großen Ausbeute an botanischen Schätzen und reichen Gewinne für die Naturwissenschaften zurück. Im Jahre 1735 ließ Linné die Flora von Lappland drucken, welche ein Muster für alle ähnlichen Arbeiten geworden ist. In diesem Werke hatte er zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und nach ihren Verhältnissen zu sich und zu dem Stängel geordnet.

Bei den ausgezeichneten Kenntnissen in der Naturwissenschaft war Linné noch immer in Geldverlegenheiten, und oft wegen des nöthigen Unterhalts in Sorgen. Er gab Vorlesungen über die Naturwissenschaften; da er aber keine akademische Würde besaß, so führten einige Professoren, welche immer schon mit neidischen Augen auf den großen Botaniker gesehen hatten, Klage; denn ausgezeichnete Kenntnisse werden gewöhnlich von Neid und Mißgunst verfolgt. Linné wurden die Vorlesungen untersagt.

Da traten sieben wißbegierige Jünglinge zusammen, und beredeten ihn, daß er mit ihnen und auf ihre Kosten eine wissenschaftliche Reise nach Lappland unternehmen möchte.

Nach Vollendung derselben gab er den Zöglingen des Bergwesens in Fahlum Vorlesungen über die Mineralogie und den Bergbau. Jetzt dachte Linné ernstlich daran, sich zum praktischen Arzte auszubilden; er reisete nach Holland, nahm zu Hardewiek die Doktors-Würde, und ging dann nach Leiden, um sich unter den berühmtesten Aerzten Boerhave und Gronovius weiter auszubilden.

Diese erstaunten über den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse und wurden seine Freunde. Er wurde von Boerhave und Burman, dem reichen Bewindhebber[97] der ostindischen Handelsgesellschaft, Cliffort, als Hausarzt und Aufseher über seinen an botanischen Schätzen reichen Garten zu Hartecamp empfohlen. Er nahm diese Stelle an, welche ihm einen Gehalt von 1000 Gulden brachte.

Jetzt, da er aller Nahrungssorgen enthoben war, fing er an, seine Werke über Botanik und Naturwissenschaft durch den Druck zu verbreiten, welche ihm einen unsterblichen Ruhm gebracht haben. Von hier unternahm er auch eine Reise nach England, und setzte sich mit den vorzüglichsten Aerzten und Gelehrten in Verbindung.

Nachdem Linné drei Jahre in Holland zugebracht hatte, drängte es ihn, sein Vaterland und seine Geliebten wieder zu sehen. Er reisete über Paris, und kam im September 1738 in Stockholm an. Aber wie nach dem Sprichworte der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, so war auch Linné's Ruhm nach Schweden noch nicht gedrungen, und er kam ganz ungeachtet in der Hauptstadt an. Er mußte sich anfangs kümmerlich mit der Behandlung der Kranken forthelfen, war aber in Heilung der Brustschwächen besonders glücklich.

Durch einen Zufall wurde dieses der Königin Ulrica Eleonora bekannt; sie, die auch an der Brust litt, ließ sich etwas von ihm verordnen, welches gute Wirkung hervorbrachte. Nun strömten dem früher übersehenen Landsmanne Kranke aus allen Ständen zu, und sein Glück ward gemacht; er wurde Arzt bei der Admiralität und königlicher Botaniker.

Es mußten im Jahre 1741 mehrere Gelehrte auf öffentliche Kosten Schweden in naturhistorischer Beziehung durchreisen, und Linné ward ihr Anführer. Im Jahre 1742 ward er zum Professor der Botanik an der Universität Upsala ernannt, wo er ganz den naturhistorischen Wissenschaften lebte, den botanischen Garten neu einrichtete, und sehr viele Werke schrieb.

Nach und nach zog er sich immer mehr von den akademischen Geschäften zurück. Im Jahre 1772 wollte er ganz von der Lehrkanzel abtreten, welches ihm aber der König verweigerte, und ihm ein Gut schenkte, wo er, so lange es ihm beliebte, sich aufhalten, und der Ruhe und Erholung genießen konnte.

Er starb am wiederholten Schlagfluße am 10. Jänner 1778 im 71 Jahre seines thätigen Lebens.

Chimani.

24.

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrete, und die Söhne und Töchter des Dorfs saßen um ihn her und höreten ihm gerne zu. Denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht seyn wird.

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann:

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brauste und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen. Dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Kümmern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstren Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht ich bei mir, also möge wohl dem Menschen ums Herz seyn, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte darauf der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchtet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte? —

Ach nein! riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach: Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie aus einem Kämmerlein, so daß man den

Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dacht' ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen seyn, der viel Gutes gethan hat.

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: Ja! wir wollen auch gute Menschen werden!

Krummacher.

25.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehrt, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupte ist graues Haar eine schöne Krone. —

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden. Der Eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden." Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich zum Schaden meines Nächsten bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt!" Der Dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet." Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und kränzten ihr Haupt mit Blumen; und die Väter segneten sie und sprachen: Wie Eure Jugend, sey auch Euer Alter! Eure Kinder seyen Euch, was Ihr uns seyd, auf unserem greisen Haare eine blühende Rosenkrone."

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie auch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

v. Herder.

26.

Die Insel O-tahiti.

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti[98], zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen, und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich, mit Waldungen bedeckt, und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzähligen Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots[58] unterscheiden, die auf den sandigten Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten, und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Canots ins Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Oeffnung des Riefs[99], und eins kam uns so nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute, mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Scherpe um die Hüften, saßen darin. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschafts-Gruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter das Hintertheil des Schiffs, und wir ließen

ihnen sogleich ein Geschenk von Glas-Korallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hinwiederum reichten uns einen grünen Pisang-Schoß, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten solchen dergestalt an's Schiff zu befestigen, daß er einem jeden in die Augen fiele. Demzufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmasts festgemacht; worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sah man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguckten, indeß daß andere, voll Zutrauens auf das geschlossene Friedens-Bündniß, ihre Canots ins Wasser stießen und sie mit ihren Landes-Produkten beluden. In weniger als einer Stunde umgaben uns hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem sich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns ging so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erschallte das willkommene Tayo! und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine so günstige Veränderung unserer Umstände. Sie brachten uns Kokusnüsse und Pisangs im Ueberfluß, nebst Brodfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glas-Korallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zeug, Fischangeln, steinerne Aexte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgeboten und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwischen uns und der Küste ab- und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermassen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an, durch die Kajüttenfenster um Naturalien zu handeln, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen, und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen, als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ungefähr von unserer Größe, blaß, mahagony-braun, hatten schöne schwarze Augen und Haare, und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein andres aber in mancherlei malerischen Formen als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Kleidung der Frauenzimmer bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken, und hinten und vornen bis auf die Kniee herabhieng. Hierüber trugen sie ein anderes Stück von Zeuge, das so fein als Nesseltuch und auf mannigfaltige, jedoch zierliche Weise, etwas unterhalb der Brust als eine Tunika [100] um den Leib geschlungen war, so daß ein Theil davon zuweilen mit vieler Grazie, über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön, als jene an den griechischen Statuen bewunderten Draperien [101], so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen sonderbaren, schwarzen Flecken geziert oder vielmehr verstellt, die aus dem Punktiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen. Bei den gemeinen Leuten, die mehrentheils nackt gingen, waren dergleichen vornehmlich auf den Lenden zu sehen, ein augenscheinlicher Beweis, wie verschieden die Menschen, in Ansehung des äußerlichen Schmuckes denken, und wie einmüthig sie gleichwohl alle darauf gefallen sind, ihre persönlichen Vollkommenheiten auf eine oder die andere Weise zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres National-Charakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Gebehrden und Handlungen hervor, und gab einem jeden, der das menschliche Herz studierte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmahle, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedener Art; einige ergriffen unsere Hände, andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weisse Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären, als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisender hersagten, so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konn-

ten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter, als diese. Alle harte und zischende Konsonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlaute. Was dazu erfordert ward, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modifikationen der Selbstlaute zu unterscheiden, welche natürlicher Weise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlaute eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und E, womit sich die mehrsten Nennwörter und Namen in Herrn Cook's erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor den Nennwörtern hergehen pflegen.

Forster.

27.

Die Hunde auf Kamtschatka.

Eine Thiergattung, die zwar in allen Ländern zu den Hausthieren gehört, aber nur in Rußland auf eine höchst sonderbare Art zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen angewendet wird, sind die Hunde, von denen man fast bei allen Nomaden zahlreiche Heerden findet, und die besonders bei Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Samojeden, Tungusen und bei einigen Stämmen der Mandschuren als Zugvieh gebraucht werden: eine Bestimmung, die sie sogar unter den Russen in der Irkutskischen Statthalterschaft (in Sibirien) haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgends aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben so wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehs oder der Pferde.

Die kamtschatkischen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauernhunden verschieden; aber hre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast gänzlich verändert. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder

verrenken, und daß sich ihre Haare von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußeren Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie besitzen so viel Kräfte, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drei erwachsene Menschen nebst anderthalb Pud [102] Gepäck mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt fünf bis sechs Pud, und ein einzelner Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert Werste [103] in einem Tage zurücklegen.

Der hohe Schnee, über welchen die Hunde, ohne einzubrechen, weglaufen, die steilen Gebirge und engen Thäler, die dichten, unwegsamen Wälder, die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder nicht fest genug zufrieren, die Stürme welche den Schnee verwehen und keine gebahnten Wege möglich machen — alle diese Umstände zusammen genommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberflusse an denselben, im Winter wenigstens verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Kultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man beträchtliche Summen auf den Ankauf derselben und auf die Schönheit ihres Geschirres.

Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, ist höchst sonderbar. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Füße, lange Ohren, eine spitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern, schon abgerichteten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Uebung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Au-

genblick beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie nämlich in dieser Jahrszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch Niemand um sie, sondern sie genießen eine völlige Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre einzige Nahrung besteht aus Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Ueberfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe, und lassen den Ueberrest liegen.

Doch diese Ruhe dauert nur bis in den October; denn dann versammelt jeder Eigenthümer seine Hunde, und bindet sie in der Nähe seiner Wohnung an, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fettes zu entladen, und dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, durch welches sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loose, das diese Thiere den Winter hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen; und doch werden ihnen erstere als die bessere Speise nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden, und leichter ermüden, wenn sie diesen Leckerbissen kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnliches Futter sind verschimmelte und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders, als mit blutendem Maule sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte rächen sie sich aber auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und so weit geht ihre Entartung, daß sie selbst um die eckelhaftesten und von allen anderen Thieren verabscheuten Dinge mit einander bis auf das Blut streiten.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung.

Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sklaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen; während dieß geschieht, strecken sie sämmtlich die Köpfe empor und erheben ein wehmüthiges Geschrei; sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an eine gefährliche Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt, oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen oder erst beim nächsten Dorfe wiederfindet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

Doch so entartet auch die Hunde auf Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, durch welche sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden können. Außer dem Vortheil, daß man mit diesen leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen, und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dieß nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn, uud erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben und sich darin zu verbergen suchen.

Durch diese und viele anderen guten Eigenschaften ersetzen die kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften; und welche Ursache sonst, als die hartherzige Tyrannei der Menschen, trägt die Schuld dieser Entartung? So groß ihre Tücke seyn mögen, so kommen sie doch dem kalten Eigennutze und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur

härtesten Knechtschaft gemißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Uebermaß seiner Leiden das frühe Alter erreicht, so fordert ihm sein unerbittlicher Herr das Letzte ab, was er noch herzugeben vermag — seine Haut; und eben der hart behandelte Sklave, der seinem Tyrannen während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm seinen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise.

Storch.

28.

Ein Gladiatorengefecht [104] im Amphitheater [55] des alten Roms.

„Die ungeheure Menge menschlicher Wesen höheren und niederen Standes, die in der Arena [105] versammelt, war so groß, daß, wenn die ganze Masse eine Bewegung machte, das Geräusch des Aufstehens oder Niedersetzens derselben vielleicht mit nichts, als dem weithinschallenden Getöse der unbegrenzten See, oder dem Stürmen eines mitternächtlichen Orkans durch die Wipfel des Forstes, verglichen werden konnte. Es war das Erstemal, daß ich ein volles Amphitheater sah, ja das Erstemal, daß ich eine so große Menschenmenge in irgend einem Gebäude bei einander versammelt erblickte. Du kannst also denken, daß diese vor mir liegende Scene fähig genug war, meinem Geiste tiefes Staunen, um nicht zu sagen, hohe Ehrerbietung, einzuprägen. Es waren nicht weniger als 80,000 Menschen hier versammelt. Schon an und für sich kann man eine solche große Masse nicht betrachten, ohne sich von einem unbeschreiblichen und unerklärlichen Gefühl der Majestät durchdrungen zu finden; am allerwenigsten aber, wenn sie in dem weiten Bezirke eines edlen Gebäudes, wie dieses, zusammengedrängt, und von allen Seiten mit Gegenständen der Zierde und des Glanzes umgeben ist, welche ein ewig bleibendes Denkmal römischer Siege, der Pracht römischer Fürsten und des kaiserlichen Luxus der Weltbeherrscher in Rom darbieten. Urtheile also selbst, mit welchen verwunderungsvollen Augen dieß alles von mir betrachtet wurde, von mir, der erst, so zu sagen, seit gestern aus der einsamen Stille eines brittischen Thales aufgetaucht war, und sich stets daran gewöhnt hatte, den zufälligen

Durchgang einiger Abtheilungen einer Legion[106] durch eine dunkle Waldstraße oder durch ein staunendes Dorf voll Barbaren für die eindruckvollste aller menschlichen Schaudarstellungen anzusehen. Trajan[107] war bereits selbst gegenwärtig, konnte aber durch nichts, als den Thronhimmel über seinem elfenbeinernen Sessel von dem andern Consul unterschieden werden, der ihm gegenüber saß. —

„Zum Zweitenmale erschallte nun der Aufruf. — Ein Thor ward rechts in der Arena geöffnet, und eine einzelne Trompete ertönte, wie es mir schien, in Trauerklängen, während die Gladiatoren mit langsamen Schritten hereintraten, jeder nur mit einem Gurt um die Lenden bekleidet, am linken Arm ein kleines Schild tragend, und ein kurzes, gerades Schwert führend, das an einem Bande vom Nacken herabhing. Sie schritten langsam und fest einher, so daß die ganze Versammlung volle Muse hatte, die Gestalten dieser Männer zu betrachten, während diejenigen, die in den Angelegenheiten der Arena Geschicklichkeit besaßen, oder zu besitzen glaubten, bei sich selbst diejenigen auszeichneten, die sie für die heutigen Sieger hielten, und über das Für und Wider mit so viel Ruhe Wetten eingingen, als ob sie jetzt eben so viele unvernünftige Thiere, oder, möchte ich lieber sagen, eben so viele empfindungslose Gegenstände eines geschickten Mechanismus betrachtet hätten. Die abweichenden Verschiedenheiten der Bildung und Gestalt, welche diese Athleten[108] darboten, erwecken auf der einen Seite eine majestätische Idee von dem Umfange der römischen Oberherrschaft, auf der andern Seite aber auch Gedanken des Schreckens an die Absichten, zu deren Ausführung diese ungeheuere Macht nur zu oft hatte dienen müssen. Der schöne Grieche mit dem Gesichte voll edler Heiterkeit, und Gliedern, nach welchen die Bildhauer jenes Landes ihre Gott ähnliche Symbols[109] anmuthvoller Macht gebildet haben mochten, ging an der Seite des gelbbärtigen Wilden, dessen Riesenmuskeln in den eisigen Wellen der Elbe, oder der Donau, gestärkt worden waren, oder dessen dickes, starres Haar der Hauch eines scythischen[110] oder scandinavischen[111] Winters zerzaust und verwirrt hatte. Auch sah man stolze Mauren und Araber, und gekrauste Aethiopier mit den Abzeichen der Strahlen südlicher Sonnen, die sich in verschiedenen Abstufungen von Schwärze in ihre Haut eingebrannt hatten. Auch unsern entlegenen Inseln fehlte es nicht an Repräsentanten[112] in

dieser Prozession des Todes, denn ich sah unter der bewaffneten Menge (und nicht ohne Gefühl besonderer Theilnahme) 2 oder 3 schlanke Barbaren, deren Brust und Schultern unverkennbare blaue und schwarze Merkmale trugen, so frisch in ihren Farben, daß ich glaubte, es könnten nur wenige Monate erst vergangen seyn, seit diese Männer nicht mehr in wilder Freiheit längs der väterlichen Hügel eines silurischen [113] oder kaledonischen [114] Haines wandelten. — Als sie so um die Arena herumgingen, wurden einige aus ihnen von der ganzen Menge mit geräuschvollem Beifalle begrüßt, zum Zeichen des Vergnügens, mit welchem man sich ihrer Thaten bei einem der früheren Feste erinnerte. Beim Anblick Anderer ertönte Zischen und Spott von einem Theile des Amphitheaters, während von andern Zuschauern ihnen Händeklatschen und Lob zuschallte. Doch den größeren Theil ließ man stillschweigend vorüberziehen. Unstreitig war bei diesen dieß der erste, ach! wer konnte sagen, ob nicht vielleicht auch der letzte Tag ihrer Theilnahme an diesem grausamen Feste.

Schnell wurden sie nun von ihren Lehrern paar und paarweise abgetheilt, und so begannen sie nach und nach Proben ihrer unglücklichen Geschicklichkeit abzulegen. — Zuerst trat Scythe gegen Scythe, Grieche gegen Grieche, Aethiopier gegen Aethiopier, Spanier gegen Spanier auf, und ich erblickte, wie sich der Sand unter ihren Füßen mit Blut färbte, strömend aus Wunden von verwandter Hand geschlagen, und doch sah man diese Zweikämpfe so blutig und schrecklich sie auch waren, nur als Vorspiele ihrer ernsteren Geschäfte des Tages an, welche in dem Streit zwischen Europäern auf der einen und Afrikanern auf der andern Seite bestanden, wobei das unverletzbare Gesetz des Amphitheaters es mit sich brachte, daß wenigstens einer von jedem Paar der Streitenden in der Arena vor den Augen der Menge sterben mußte. Anstatt vor den verzweiflungsvollen Anstrengungen der letzteren Gefechte zurückzuschaudern, schien die Gewißheit einer tödtlichen Entscheidung die Menge noch geneigter zu machen, mit angestrengter Neugier und unmenschlicherem Vergnügen darauf hinzustarren. Ist mir doch, als fühle ich es noch, wie ich, müde der verlängerten Schreckniße eines Gefechts, das endlos schien, obgleich beide Kämpfende schon mit fürchterlich klaffenden Wunden bedeckt waren, zuletzt mein Haupt senkte und die Hände

vor die Augen hielt, um mich vor der Marter zu sichern, noch länger darauf hinzusehen.

Jetzt war alles still, den athemlosen Kampf betrachtend, so daß ein Seufzer, der erste, den ich von einem der Streitenden ausstoßen hörte, so schwach und wimmernd und halb unterdrückt er auch war, doch durch das tiefe Schweigen der Versammlung laut hintönte und mich zwang, meine Augen noch einmal dahin zu wenden, wovon ich sie schaudernd abgezogen hatte. Da sah ich denn, daß einer von den beiden Kämpfern endlich das Schwert seines Gegners tief in der Brust trug, und vor ihm niedergesunken war in den Sand. Er war ein schöner junger Mann mit goldenem Haar, das sich in reichen Locken über Nacken und Stirn herabringelte, aber die Tödtlichkeit der Wunde war schon sichtbar in seinen brechenden Augenliedern, seine Lippen waren blaß, als ob das Blut aus ihnen zu der Oeffnung geflossen wäre, die das Schwert nur zu tief geschlagen hatte. Und doch zog der maurische Fechter, der mit ihm gekämpft hatte, dieses Schwert ihm aus der Brust, und stand da, stillschweigend die Entscheidung der Menge erwartend, ob er noch einmal den hilflosen Jüngling treffen, oder ihn aus der Arena fortbringen solle, daß vielleicht noch das strömende Blut gestillt, und irgend eine Hülfleistung ihm gewährt werden könne. Und es enstand plötzlich darüber ein lautstimmiger Zwiespalt, und mir schien es, als ob der Verwundete die Menge mit einem stolzen und verächtlichen Blick betrachte, wohl wissend, daß er seinen Streit so gut gekämpft habe, um ihr Mitleid zu verdienen, wissend aber auch, daß selbst, wenn es ihm freiwillig wäre gewährt worden, es zu spät gewesen seyn würde, zu seiner Hoffnung und Errettung. Vielleicht durchdrang ihn aber auch die Wuth in ihren Gesichtern und ihr lautes Geschrei mit Schmerz, füllte seine sterbende Brust mit Widerwillen. Ob nun die Menge den Stolz in seinen Mienen mit Mißvergnügen bemerkte, weiß ich nicht, aber so geschah es, daß diejenigen, die für seine Fortbringung gestimmt hatten, auf einmal schwiegen, und der Kaiser, als er um sich sah und bemerkte, wie die Daumen alle abwärts gewendet da waren (denn dieß ist, wie du weißt, ein Zeichen des Todes) sich genöthigt fand, dieses Zeichen ebenfalls zu geben, und so empfing denn von neuem der junge Mann ohne Zucken, das

Schwert des Mauren in seinem geöffneten Busen, hauchte sein Leben aus, und lag auf dem Boden der Schuld ausgestreckt in seinem Blute. Nun ertönte von Tausenden, die darauf blickten, ein freudiges Rufen, und der siegreiche Maure ward mit einem Epheukranze gekrönt, und von jungen Männern, die aus der Mitte der Versammlung deshalb hinabsprangen, feierlich um die Arena herumgeführt. Während deß schleppten diejenigen, denen solches Geschäft aufgetragen war, den Leichnam des Erschlagenen mit einem unsaubern Hacken hinweg, schütteten Sand über dessen Blut auf, und bereiteten mit schauderhafter Gleichgültigkeit den Platz wieder zu einem andern grausamen Trauerspiele derselben Art vor. Alle Zuschauer aber rund um mich her standen von ihren Plätzen auf, begrüßten einander und sprachen eben so lebhaft und allgemein, als sie vorher während des Kampfes geschwiegen hatten. Einige zahlten oder empfingen Geld, je nachdem sie die vorige Wette gewonnen oder verloren, andere lachten lustig, und schwatzten über fremde Gegenstände, als wären sie von etwas gar nicht Ungewöhnlichem Zeuge gewesen, und noch andere schienen ganz mit der kriegerischen Musik beschäftigt, welche in solchen Pausen dieses grausamen Schauspiels majestätisch und voll ertönt, schlugen den Tact auf den Sitzen vor ihnen, oder stimmten in den lauten Klang der Trompeten und Flöten mit begleitender Stimme.

Th. Hell.

29.

Der Abt Gerasimus und der Löwe.

In Palästina, nicht fern vom Ufer des Jordan, lag in einer anmuthigen Gegend ein Mönchskloster, welchem der fromme Gerasimus als Abt vorstand. Eines Tages, als der heilige Mann, versunken in tiefes Nachdenken, längs des Stromes hinwandelte, kam ein Löwe aus dem Gebüsch, und ging geraden Weges auf den Abt los. Gerasimus erschrack, und wollte dem wilden Thiere ausweichen; als dieses aber ängstlich brüllend, gleich als fleh' es um Erbarmen, mit langsamen Schritten ihm nachfolgte, blieb der Abt furchtlos stehen und wartete; denn er meinte, es müsse dem Thiere etwas Uebels widerfahren seyn, und sein gefühlvolles Herz verbot ihm, einer hülfsbedürftigen Kreatur aus dem Wege zu gehen.

Der Löwe kam heran, legte sich vor dem Abte nieder, und hielt wimmernd die eine Tatze empor. Da sah Gerasimus, daß ein Dorn sich tief in den Fuß gedrückt hatte, und daß der Fuß geschwollen und entzündet war. Und unwillkührlich erinnerte er sich der rührenden Geschichte des Sklaven Androklus, welcher, seinem Herrn entlaufen, in der Wüste einen eben so verwundeten Löwen getroffen und geheilt hatte, von welchem der Sklave, als man in der Folge seiner sich wieder bemächtigt hatte, und er zur Strafe den wilden Thieren vorgeworfen werden sollte, wieder erkannt, und aus Dankbarkeit verschont wurde. Und er that, wie Androklus gethan hatte, zog dem Löwen den Stachel aus dem Fuße, drückte den Eiter aus der Wunde, wusch sie rein, und verband sodann den Fuß mit einem Tuche. Kaum empfand der Löwe die Linderung seiner Schmerzen, so brüllte er laut vor Freuden, und legte sich darauf schmeichelnd und liebkosend zu den Füßen des Abts, gleich einem zahmen Hündlein, und der Abt, gerührt von der Dankbarkeit des Thieres, strich ihm die goldene Mähne, klopfte ihm sanft den Rücken, und gab ihm dann einen Wink, sich zu entfernen.

Allein wie Gerasimus sich anschickte, nach dem Kloster zurückzugehen, erhob sich auch der Löwe und ging neben ihm her. Der Abt winkte ihm wiederholt, und zeigte auf den Wald, allein der Löwe sah ihn bittend an, wedelte mit dem Schweife, und ließ nicht ab, ihn zu begleiten. Meinte nun auch der Abt, daß die Brüder im Kloster, wenn er den Löwen mitbrächte, in Schrecken gesetzt werden würden; so besiegte doch seine Freude über des Thieres Dankbarkeit diese und andere Bedenklichkeiten, und er nahm den Löwen mit sich, da derselbe ohnehin sich nicht abweisen ließ!

Mit Verwunderung hörten die Klosterbrüder die Erzählung des Abts, und obwohl sie anfänglich vor dem Löwen sich scheueten, so legten sie doch bald alle Furcht ab, da sie sahen, wie zahm und friedlich das Thier sich zeigte, und die ihm angeborne Wildheit gänzlich verläugnete. So blieb der Löwe im Kloster, und wenn er auch dasselbe verließ, so geschah es nur auf kurze Zeit, um im nahen Walde sich Beute zu erjagen; sobald er gesättigt war, kehrte er zurück. Und der Abt gab ihm den Namen Jordanus, weil er ihn am Jordan getroffen hatte.

Es besaß aber das Kloster einen Esel, dessen Bestimmung war, Getreide in die Mühle zu tragen, und Wasser herbeizuholen, indem man ihm zwei Eimer an einer Stange über den Rücken hing. Wurde nun der Esel auf die Weide geführt, so übergab man ihn der Aufsicht des Löwen. Dieser lagerte sich in's Grüne, verwandte keinen Blick vom Esel, und holte ihn sogleich zurück, wenn er sich etwa zu weit entfernte. Nachdem der Löwe schon lange das Amt eines Wächters getreulich versehen hatte, trieb ihn eines Tages der Hunger, seine Pflicht zu vergessen, indem er im Gebüsch einen jungen Hirsch gewahrend und ihm nachsetzend den Esel verließ.

Nun begab sich's, daß gleich nach Entfernung des Löwen ein Kameeltreiber aus Arabien des Weges zog, und den unbewachten Esel entführte. Als der Löwe von der Jagd zurückkam, und den Esel nicht mehr fand, gerieth er in große Betrübniß, eilte in's Kloster und blickte traurig den Abt und die Brüder an. Diese vermutheten sogleich, daß etwas Besonderes vorgefallen seyn müsse, weil der Löwe gegen Gewohnheit ohne den, seiner Obhut anvertrauten Esel zurückkam, und da der Abt auf den Argwohn gerieth, daß der Löwe den Esel zerrissen habe, fragte er ihn: Jordane, wo hast du den Esel? Hast du ihn zerrissen und gefressen? — Bei dieser Anrede sah der Löwe zu Boden, wie Einer, der eine schwere Schuld sich vorzuwerfen hat. Wohlan denn! sagte der Abt. Hast du dieses gethan, so sollst du auch dafür büßen, so sollst nunmehr du die Dienste uns leisten, die vordem der Esel verrichtete.

Dieß geschah auch; von dieser Zeit an trug Jordanus geduldig die Kornsäcke und Wassereimer. Als er nun einstmals vom Wasserholen in's Kloster zurückkehrte, erblickte ein Ritter, welcher dort angekommen war, das königliche Thier zu erniedrigender Dienstleistung gezwungen, und kaum hatte man ihm den Verlauf der Sache erzählt, so nahm er, vom tiefsten Mitleiden bewegt, ein Goldstück aus seinem Säckel, reichte es dem Abte und bat ihn, dafür einen Esel zu kaufen, den Löwen aber der schnöden Dienstleistungen zu überheben. Der Abt that, wie der Ritter begehrt hatte, kaufte einen andern Esel, und als dieser nun zum Erstenmale auf die Weide geführt wurde, ging der Löwe ungeheißen mit, und bewachte ihn, wie den vorigen.

Es waren, seitdem das Kloster den neuen Esel besaß, kaum einige Tage verflossen, als jener Treiber, welcher den vorigen Esel gestohlen hatte, mit diesem und einigen Kameelen zurückkehrte, um Weitzen zum Verkauf in die nahe gelegene Stadt zu führen, und es traf sich eben, daß der Löwe, den neuen Esel bewachend, sich im Schatten eines Baumes am Jordan gelagert hatte, als er den Kameeltreiber kommen sah. Den gestohlenen Esel erblicken, und im raschen Sprunge auf ihn zueilen, war Eins bei dem Löwen. Der Treiber entfloh, der Löwe aber faßte den Esel, welcher mit zwei Kameelen zusammengekoppelt war, mit seinem Gebiß am Zaume, und zog unter freudigem Gebrüll den Wiedergefundenen sammt den Kameelen mit sich fort. Nicht gering war das Erstaunen des Abts, als er seinen Jordanus in solcher Begleitung ankommen sah. Und obwohl er sich den Zusammenhang der Sache noch nicht zu erklären vermochte; so hatte er doch große Freude an der Freude des Löwen, die dieser durch lautes Brüllen und sanftes Wedeln mit dem Schweife kund gab. Auch möchte wohl für immer der eigentliche Verlauf dem Abte verborgen geblieben seyn, wenn nicht der Kameeltreiber, nachdem er sich vom Schrecken erholt, und die Spur seiner Thiere aufgefunden hatte, in das Kloster gekommen wäre, um sein Eigenthum zurückzufordern, und bei dieser Gelegenheit den Hergang der Sache umständlich erzählt hätte.

Durch diese Begebenheit wurde Jordanus dem Abte noch theurer, als er ihm schon zuvor gewesen war, und es vergingen seitdem wohl fünf Jahre, während welchen der Löw, mit Ausnahme einiger Streifpartieen in dem nahen Walde, auf welchen er jedoch nie länger als zwei oder drei Tage abwesend war, fast immer im Kloster blieb. Indessen hatten die Tage des frommen Gerasimus sich zu ihrem Ende geneigt. Einst, als eben der Löwe abwesend war, entschlief der Greis sanft und selig in den Armen seiner Brüder, und wurde von ihnen im Klostergarten begraben. Als nun Jordanus von seiner Streiferei zurückkam, und seinen Freund nirgends fand, wurde er sehr betrübt, durchsuchte mit ängstlichem Gebrüll alle Winkel des Klosters, und als er den Gesuchten nicht fand, kam er zu den Brüdern und blickte die Trauernden fragend an. Da sagte der fromme Sabbatius, welcher nach Gerasimi Hinscheiden zum Abt erwählet worden war, zum Löwen: Jordane, du findest ihn nicht,

den du suchest; unser Vater hat uns verlassen, und uns zu Waisen gemacht! — Und die Mönche streichelten ihm den Rücken, und sprachen: Beruhige dich, Jordane! wir haben ja noch mehr verloren, als du verlorst. Aber der Löwe ließ sich durch diese Worte nicht besänftigen, sondern fuhr fort, mit klaglichem Gebrüll, seinen Freund zu suchen. Da erbarmte sich endlich Sabbatius des Trostlosen, winkte ihm zu folgen, und führte ihn in den Klostergarten an die Stelle, wo Gerasimus begraben lag. Sieh, Jordane! sprach er: In dieser Erde ruht unser Vater. Bei diesen Worten erneuerte sich in der Brust des Abtes der Schmerz um den Verlorenen so heftig, daß er bitterlich weinend mit verhülltem Angesicht auf den Grabhügel sich niederwarf. Und als der Löwe den frommen Sabbatius sich niederwerfen und weinen sah, schlug er mit Gewalt den Kopf gegen die Erde, brüllte noch einmal und verstummte dann. Jetzt richtete sich Sabbatius auf, und rief: Nun, Jordane! komm mit mir in's Kloster zurück! Aber Jordanus hörte nicht und bewegte sich nicht, denn er war auf dem Grabe seines Freundes verschieden.

Gustav Jördens.

30.

Die Lazaroni.

Es giebt in Neapel zwischen dreißig und vierzig tausend müßige Leute, welche keine bestimmte Beschäftigung haben, und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermanglung der Betten liegen sie auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer [115] Gleichgültigkeit. So viele Müssiggänger sind allerdings ein großes Uebel in einem Staate; allein es hält auch schwer den Geschmack einer Nation zu ändern, und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist, einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viel tausend

Hände durch Fabriken, Handlung und Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müssiggänger muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener.

Ich konnte zwar in Neapel sehr viele übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine die unbeschäftigt waren. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müssiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuern Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Beschäftigung, ihrem Betragen, zu beurtheilen, und zu klassificiren. Ich fand diese Operation [116] hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will; die Callessaren [117], ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Caleschen, auf den großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen, und einem jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo [118] ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch manche hin und wiedergehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen.

Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht, eigentliche Müssiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail [119], um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben

trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals [120], oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit den Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr kleines Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bei längerem Aufenthalt, noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage hereingeschaft wird; und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation [121]

zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion[122] von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli[123], Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz vollgefüllt, sondern noch auf jedem mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein Paar solcher Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letzten Klasse des Volkes besonders gehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser, und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Kredenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern, in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Nascherei, Citronen und anders Obst umher; und es scheint, als wollte Jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Bret, in einem Schachteldeckel, ihre

Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern, als Beiläufer und Handlanger, beschäftiget.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte fast das Paradoxon [124] aufstellen, daß zu Neapel, verhältnißmäßig, vielleicht noch die meiste Industrie in der ganzen niedern Klasse zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man sich gern aus der freien Luft, und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und Jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte? Er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben diese Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu strenge.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer [125] Philosoph schlecht ausdauern; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt;

derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnet, sondern im Sommer unter den Ueberdächern, auf den Schwellen der Palläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt, und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deßwegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fischreiche Meer, von dessen Produkten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst- und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit, in Ueberfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice [126]) schon Jahrhunderte trägt: so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben seyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn Jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte; wozu denn freilich kein geringes Talent, und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist, als alle übrigen Klassen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen; was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker, beinahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß mit der großen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; und daß auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können: allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate [127] treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zugleich ihr Geschäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen. Auch ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella [128] lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulzinel [129] noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune. Wovon ein andermal.

v. Göthe.

31.

Lebensgenuß des Volks in und um Neapel.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben, als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten, schmücken einen jeden, der es einigermassen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Caleschen sind hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden; allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich, in völliger Kraft auf das Auge wirken: so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachenen Westen und Röcke der

Weiber von Netono, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer, langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes nnd versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete todte Kind mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch, angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten, und weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten, und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf schön ausgeputzt sey.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden, kleine Muscheln, jedes besonders, aufgetischt, und mit grünen Blättern unterlegt. Die Laden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr, als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches [130] Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite, oder die Keule stark vergoldet sey. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdann eine allgemeine Cocagna [131], wozu sich 500,000

Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze, auf das Appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das Allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden[68] über die Straßen hinüber; große Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern gebundenen Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren 30,000 verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehret wird; alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt, und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine, u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannigfaltig zu bereiten wissen, so ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht, und der geriebene Käse schmelzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Oels, besonders an Fasttagen beschäftigt, einem Jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätten dieser Friggitori[132] am Tage, des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Hei-

ligen, und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegfeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Oel; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor; wie sie aber solche vorstellen, wird Niemand errathen. —

Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perrücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden; oder man hat sie nicht immer so reichlockig haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein Jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen; so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegfeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration[133], ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

v. Göthe.

32.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes

gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet; reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne. Und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhause, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft, und von dem Fremdlinge die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gauckelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn, und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischet' er immer süßtreffenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr Spielgeräthe; immer kamen sie gelaufen, mach uns dieß und mach uns das, und wenn es fertig war, küßten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrte er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläst; lehrte sie viele Lieder: die kleinen mußten sie singen, die größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen; dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhause an der Sonne, und Alexis sein Enkel stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt hatt' er dreizehn Frühlinge gesehen; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beizustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat: die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch. Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis: du weinest mein Sohn, so sagt' er, und

sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; aber gewiß, nicht meine Reden allein können dieß: in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke gibt.

Aleris wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach! sagt' er, ich fühl es ganz; nichts ist süßer, als andern Gutes thun.

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh ichs, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts. Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe daß du mir was verhehlest, zum erstenmal vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.

Aleris weinte und sprach: O so will ich dir Alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; drum wollt ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mirs so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freud' unsres Lebens ist. Eins unsrer Schafe hatte sich verirret, ich sucht' es in dem Gebirge; und ich hörte im Gebirg eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter und legte sie auf den dürren Boden hin. Weiter, so sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen; und kein Baum, und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter! um mich her seh ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! ich murre nicht, denn immer habt ihr geholfen! So sagt' er, und kraftlos legt' er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehen, lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größte Flasche voll Milch, nnd, so schnell ich konnte, lief ich ins Gebirge zurück, und fand den Mann noch,

den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn und die Flasche voll Milch; und still schlich ich in's Gebüsche zurück. Aber bald da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ich's versuchen dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zum Kissen gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt. Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter, was seh ich! so rief er. Ach! mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, ist es nichts mehr. Doch nein, Götter! Ich wache, ich wache! Jetzt langt' er nach den Früchten. Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größesten dieser Früchte weih' ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt! So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn, ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; o segnet alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen. Jetzt ging er: o ich weinte vor Freude. Aber ich lief durch's Gebüsche den Weg ihm vor, und setzte mich an ein Ort hin, wo er vorbei mußte: Er kam, er grüßte mich und sprach: Höre mein Sohn: sage, hast du Niemanden auf diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? — Nein, Niemand hab' ich in diesem Gebirge gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber, sage mir, so fragt' ich, wie kommst du in diese Wildniß? Uebel hast du gewiß dich verirret; denn hier führt keine Straße. Uebel, so erwiedert' er, übel hab' ich mich verirret, mein Sohn; und hätte nicht

eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und Durst im Gebirge gestorben. — So laß mich nun den Weg dir weisen. Gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt' ich ihn auf die Straße. Und sieh, das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühelos war was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn es mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes that!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süßesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh ich in's Grab, laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück.

Geßner.

33.

Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender angesehener Mann, deß Name hieß Benediktus, das heißt Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn deßgleichen, so suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein, und dachte: Es sind viele die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was es wäre, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte! — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Deßgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, ging in sein Kämmerlein und sprach: Alles stehet bei mir fest und unversehrt! und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals wenn er vom Hagelschlag, Wassersnöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in das Kämmerlein und sprach: Solches hast du

dir kaufen und deinen Vorrath mehren können, und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichen Weine, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun sterben sollte, so klagten und weinten die Armen, Wittwen und Waisen und sprachen: Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benediktus von uns scheidet!

Er aber sprach: Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem was darinnen ist. Er gehöret den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus, und verwaltet es wohl und weislich. Darauf starb er uud es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet in Segen.

Krummacher.

34.

Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Häuschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte, und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinen Schwester Franziska an einem Lorbeergesträuche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost zum Abendessen, hing mit lächelndem Gesichte und verhaltenem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und kaum hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, nud ließ sich dann behutsam auf einen Schemel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschäftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf; ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen; — Gott, wie oft und wie gerne reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wimpern! — und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbeiführte, und hörte mit Erstarren, wie er von weiten rief: Mutter, sieh nur, wie Franziskas Hand blutet! Eine Natter hat sie gebissen. Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie spielen hier! Hülfe! Rettung! das war alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorübereilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte.

Junges Weib! sagte der Wanderer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch habe ich nur einen Rath: Seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nichts.

Mit diesen Worten ging der Mann vorüber und Clementine taumelte, wie vom jähen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie, das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es; und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann, und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du, Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er erst an des Vaters Stab gewunden erblickte, und stammelte! ach, die Natter war es, ja eine solche Natter hat unsere liebe Franziska gebissen!

Nun Gottlob, Gottlob! jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die Niemand tödten kann. Mit nassen Augen erreicht er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß sie lange an seine Brust, und rief mit trunkner Freude: Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank, die Schlange war nicht giftig, der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisamen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen, und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und Myrthenkränzen zieren.

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sah sich mit weit offenen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

Starke.

35.

Die ärmliche Hütte.

Der biederherzige Menschenfreund Gellert ging eines Tages aus, um ein Geschenk der Wohlthätigkeit einer armen Frau zu bringen, von der er vernommen hatte, daß sie schon seit Jahren einen siechen und zur Arbeit unfähigen Mann zu ernähren habe.

Nach langem Hin- und Herfragen fand er in einem entlegenen Gäßchen einer Vorstadt, drei Treppen hoch, auf dem Hofe, die Wohnung des Ehepaars, das er suchte. Er trat in eine Stube, die ärmlich mit Möbeln versehen war. Auf einem reinlichen Bette lag

die abgemagerte Gestalt eines bejahrten Mannes, der die Spuren langer Leiden auf dem Gesichte trug, der aber, als sich Gellert theilnehmend nach seiner Lage erkundigte, mit Ergebung gegen Gott, und mit einer heitern Dankbarkeit sich über die Gnade äußerte, die er ihm erwiesen, ihm eine so treue und rechtschaffene Gattin beigesellt zu haben.

Die Frau war mit Anfertigung einer damals beliebten Art von Stickerei beschäftigt, und hörte den Tröstungen, die Gellert an den Kranken richtete, freundlich zu. Als derselbe sich ihr aber nun näherte, und auch ihr Muth zuzusprechen anfing, versicherte sie ihm: daß es ihr daran noch nicht fehle. Gott habe ihr in ihrer langen Ehe gute Tage mit ihrem Gatten gegeben, er würde auch helfen, die bösen ertragen. Sie habe gelobt, ihrem Manne in Freud und Leid getreulich zur Seite zu stehen, und sie werde ihr Gelübde nie brechen. Da Gellert nun aber seine Gabe anbringen wollte, sprach die Frau: „Gott sey gelobt, der milde Herzen zum Wohlthun erweckt, noch aber bedarf ich der Wohlthaten nicht. Ich bin gesund arbeite gern, und erwerbe, was zur Pflege meines Mannes und zu meinem Unterhalt gehört. Ich habe nichts übrig, aber auch keine Schulden. Wollen sie Gutes thun, mein Herr, so wenden sie ihre Hülfe Personen zu, die ärmer und unglücklicher sind, als wir. Im Nebenhause, fuhr sie lebhaft fort, liegt eine blinde Wittwe erkrankt, die zwei Kinderchen und kein Brod für sie hat; — o lieber Herr, der bringen Sie Ihre Gaben. Mit Ihrer Theilnahme erschienen Sie uns als ein Freund, — dort werden Sie mit Ihrer Wohlthat als ein milder Engel erscheinen.“

Gellert, innigst gerührt von solchem Edelmuthe, in solcher Lage, sah wohl ein, daß er hier mit seinen paar Thalern nicht am rechten Orte sey, und schied von der wackern Frau mit tiefer Achtung. Auf der Treppe begegnete er einem sehr ärmlich aber reinlich gekleideten Greise in Silberhaaren, der mühsam hinaufsteigt. Gellert tritt herzu, sucht ihm behülflich zu seyn, und fragt ihn dabei, wohin er wolle? der Greis sagt: „zu meiner Wohlthäterin dort oben. Ich habe Niemanden auf dieser Welt mehr, und lebe vom Almosen. Die edle Frau dort oben läßt mich in einem Kämmerchen wohnen und schlafen, und gibt mir zu essen, Gott segne sie!“

„Ja, Gott segne sie!" rief Gellert innigst bewegt, und setzte hinzu: wie hohe Tugend verbirgt sich hier in ärmlicher Hütte; dann brachte er die Gaben seiner Wohlthätigkeit der armen erblindeten Wittwe, die er ganz in der ihm geschilderten Lage fand.

Petiskus.

36.

Die Hahnenkämpfe in England.

Jedermann weiß, was für böse und eifersüchtige Thiere die Hähne sind. Keiner will einen Nebenbuhler bei seinen Hühnern dulden. Begegnen sich zwei einander, so beginnt jedesmal ein lustiger Kampf, dem man nicht ohne Vergnügen zusehen kann. Mit struppigem Gefieder gehen sie grimmig aufeinander los, springen hoch in die Höhe, und suchen sich mit ihren Sporen zu verwunden, oder sich die Augen auszustoßen. Halbe Stunden lang hüpfen und tanzen sie um einander herum, um einen günstigen Augenblick zu erlauschen, dem Gegner einen Stoß beizubringen. Nur kurze Pausen finden statt, da picken sie zum Schein einige Körner von der Erde auf, verlieren aber den Feind dabei keinen Augenblick aus den Augen. Ehe man sich's versieht, fahren sie wieder auf einander los, und lassen nicht nach, bis einer von ihnen in die Flucht gejagt ist. Dann springt der Ueberwinder stolz auf einen Stein- oder Düngerhaufen und kräht seinen Sieg aus. Schon am folgenden Tage beginnt aber der Kampf von neuem, denn so lange der Gegner noch etwas Kraft in sich fühlt, läßt er den Muth nicht sinken.

Daß die Engländer viel Vergnügen an solchen Hahnenkämpfen finden, ist wohl kein Wunder. Bleiben ja auch wir Deutsche nicht ohne Freude und Theilnahme stehen, wenn wir Gelegenheit haben, einen mit anzusehen. Die Art aber, wie der Britte die Kampflust und den bewunderungswürdigen Muth dieser Thiere zu ihrem Verderben benutzt, ist grausam. Ein Reisender (Herr Küttner), der in England einmal Zeuge von einem Hahnenkampfe war, macht folgende Beschreibung.

Auf einem zirkelrunden Platz, der ungefähr fünfzehn Schritte im Durchschnitt hatte, und ein wenig höher war, als der übrige Boden, wurden zwei Hähne gestellt, die man auf mancherlei Art gegen einander aufhetzte. Das Volk stand um den Platz herum,

und ob es gleich größtentheils Pöbel war, wurden doch die Gesetze des Hahnenkampfes so heilig beobachtet, daß Keiner, des Drängens ungeachtet, auch nur einen Fuß über die Schranken setzte. Die Eigenthümer der Hähne waren Pächter aus der Nachbarschaft. Sie befestigten ihren Thieren lange stählerne Stifte, wie Sporen, an die Füße, und stießen sie gegen einander. Jeder wettete eine bedeutende Summe auf seinen Hahn, und die Zuschauer stellten wieder besondere Wetten unter sich an. Anfangs sieht man nicht ohne Lust zu, wie die Thiere auf einander herumspringen, wie sie sich mit den Sporen zu verwunden suchen. Wenn sie sich aber die Augen schon ausgestochen haben, wenn sie über und über voll Blut sind, dann wird das Schauspiel eckelhaft und empörend, und ich fand diese Menschen sehr unmenschlich, daß sie ihre Hähne, die sich doch kaum mehr von der Stelle bewegen konnten, immer noch gegen einander stießen. Sie thaten es nicht vergeblich, denn die stolzen und muthigen Thiere waren so sehr gegen einander aufgebracht, daß sie bei der äußersten Ermattung doch noch den letzten Sprung gegeneinander thaten. — Nun wurden sie weggetragen, gewaschen, gestärkt, und nach einer Stunde mußten sie wieder auf den Platz. Jetzt wurde das Schauspiel noch empörender. Man müßte von Natur grausam, oder von Jugend auf daran gewöhnt seyn, um Vergnügen dabei zu finden. Zuletzt ließen die Thiere ihre Köpfe zur Erde sinken; aber auch jetzt noch stieß man sie gegen einander; auch jetzt noch griffen sie sich schwankend und halb todt an, bis endlich der eine ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt liegen blieb.

Fast alle Zuschauer, unter denen ich aber kein Frauenzimmer sah, wetteten bald auf diesen, bald auf jenen Hahn, je nachdem ein jeder glaubte, daß der eine oder der andere das Feld behaupten würde. Mehrentheils stirbt der Sieger bald nach dem Besiegten.

Das Geschrei bei diesen Kämpfen ist gemeiniglich so groß, daß, wenn sich jemand zufällig einem solchen Kampfplatz nähert, er einen Haufen rasender Menschen zu sehen glaubt. Fast alle Zuschauer sind dabei interessirt; bisweilen stehen sehr ansehnliche Summen auf dem Spiele, so daß der Sieg oder die Niederlage eines so kleinen Thieres das Schicksal eines Menschen auf lebenslang bestimmt.

Selchow.

37.

Fisch- und Vogelfang in Schweden und Norwegen.

Der Fischfang an den Küsten von Norwegen und Schweden ist so ergiebig, daß man leicht von hier aus halb Europa mit getrockneten und gesalzenen Fischen versehen könnte. Wirklich machen auch die Fische den vornehmsten Artikel der Ausfuhr in den Seestädten aus. Die Fischer schneiden den gefangenen Fischen die Köpfe ab, und füttern damit ihr Vieh. Eine deutsche Kuh würde wohl schwerlich mit Fischköpfen fürlieb nehmen; in Norwegen leben fast alle Thiere von dem Meere, wenigstens an dem Gestade, und man sieht da Ziegen, die Seekräuter verzehren und Muscheln, die sie finden, zerbeißen.

Stockfische und Häringe werden besonders in großer Menge gefangen, auch der Lachs.

Gegen den Monat November erscheinen ungeheure Züge Häringe an der Westküste von Schweden. Ihre Schaaren sind so zahlreich, daß Boote und Kähne sich nur mit Mühe durcharbeiten können. Oefters sollen sie so dicht zusammengepreßt seyn, daß die Ruder, wenn man sie in das Wasser stößt, fast aufrecht stehen bleiben, als hätte man sie in Sand gesteckt. — Fische, die in so großer Menge sich einfinden, sind, wie man leicht einsieht, nicht schwer zu fangen.

Diejenigen, die sich mit dem sehr einträglichen Häringshandel beschäftigen, machen schon im Sommer alle nöthigen Anstalten zu dem Fange und zu der weitern Benutzung desselben. Aus den fettesten Häringen wird Thran gemacht; die übrigen salzt man ein, und die schlechtesten dienen zur Düngung des Landes.

Man sieht diesen Handel für so wichtig an, daß man die größte Vorsicht beobachtet, die Häringe nicht von der Küste zu verscheuchen. Sobald sie erscheinen, ist es z. B. ausdrücklich verboten, die Kanonen zu lösen, selbst zu den gewöhnlichen Begrüßungen.

In guten Jahren werden gegen 600,000 Tonnen gesalzene Häringe und 30,000 Tonnen Thran verkauft. Zu einer Tonne Thran werden 10 bis 12 Tonnen frischer Häringe erfordert. Ist der Fang ergiebig, so wird die Tonne gesalzener Häringe, die zwischen 1000

bis 1200 Stück enthält, zu zwei bis drei Thalern verkauft. Es kommen also fünf und noch mehr für einen Kreuzer. Die Tonne Thran, die ungefähr 180 große Bouteillen faßt, kostet 10 bis 12 Thaler. In schlechten Jahren ist aber der Preis von beiden oft dreimal so hoch. Der Häringsfang beginnt gewöhnlich im October, und dauert so lange fort, bis das Meer mit Eis bedeckt ist.

Der Fang der Lachse geht an den Wasserfällen der schwedischen Flüsse so vor sich. Man stellt da große Körbe an den engen Orten auf, wo der Lachs, der in großen Zügen kommt, hindurch muß, und windet sie nach kurzer Zeit in die Höhe. Immer sind sie halb voll. Dann kommt ein Fischer mit einer Keule, und schlägt, ehe er sie herausnimmt, alle todt.

Viel gefährlicher ist der Vogelfang. Die norwegischen Küsten wimmeln von Vögeln, die vermuthlich durch die große Menge Fische angelockt werden. Es befinden sich auch unter ihnen viele Eidergänse, deren Flaumen die weichen Eiderdunen sind, womit die Betten reicher Leute gefüllt werden. Will man diese Vögel in ihren Nestern erhaschen, so muß man immer die höchsten Felsen erklimmen. Oft läßt man auch einen Menschen, der auf einer Stange sitzt, die an einem Strick befestigt wird, über einen 500 bis 600 Fuß tiefen Abgrund schweben. Mit unglaublicher Fertigkeit schwingt sich dieser auf einem Seile fort, um die Nester der Vögel aufzusuchen. Erhascht er einige, so dreht er ihnen den Hals um, und wirft sie hinab ins Meer, woselbst die Kameraden solche in einem Boote auffischen. Die Taschen füllt er mit ihren Eyern an; und wenn er hinlänglich belastet ist, so läßt er sich noch einmal hinaufziehen, oder vollends in das Boot hinabsenken.

Diese kühnen Vogelfänger stürzen aber auch öfters hinab, zerschellen an den Felsen, oder kommen sonst elendiglich im Fallen um. Der Druck der Luft ist so stark, daß, wie man sagt, der Leib des Menschen oder der Thiere, die von einer so erstaunlichen Höhe herabstürzen, berstet, noch ehe er die Erde oder das Wasser erreicht, so daß die Eingeweide herausfallen. Selchow.

37.

Fischfang durch Pferde.

Die Spanier bezeichnen mit dem Namen Tremblador (Zitternmacher) alle elektrischen Fische. Es finden sich deren an der Küste

von Cumana (Neu-Andalusien) mehrere. Die Guayqueririer, als die glücklichsten und geübtesten Fischer in Cumana, führten uns zu einem fließenden Wasser, das in der trocknen Jahreszeit einen von schönen Bäumen und wohlriechenden Mimosen eingefaßten Behälter schlammigen Wassers bildet. Hier halten sich nun viele Zitter-Aale oder Gymnoten auf; zwar finden sie sich auch in den großen amerikanischen Flüßen, dem Orinoko, dem Amazonenstrom und Meta; allein die starke Strömung und das tiefe Wasser machen es den Indianern unmöglich, sie zu fangen. Sie erhalten auch öfters von ihnen beim Baden Schläge, ohne daß sie dieselben zu Gesichte bekommen, was an die unsichtbaren Schläge der Zaubermährchen erinnert. Es hält jedoch in kleinern Gewässern oder in Sümpfen schwer, Zitter-Aale mit Netzen zu fangen, wegen der außerordentlichen Behendigkeit dieser Thiere, die sich gleich Schlangen zu vergraben pflegen.

Der Barbasko, d. i. eines aus mehreren Pflanzen bereiteten Mittels, welches ins Wasser geworfen, die Thiere betäubt, wollte man sich nicht bedienen, da dadurch die Kraft der Aale geschwächt worden wäre. Die Indianer sagten daher, sie wollten die Fische durch Pferde einschläfern. Dieser Fischfang wurde auf folgende Weise vollzogen. Die Indianer holten einen Haufen ungezähmter Pferde und Maulthiere, etwa dreißig an der Zahl, die sie in den Sumpf trieben, wo sie natürlich einen entsetzlichen Lärm machten. Die Gymnoten kamen hervor, und nun begann das seltsame Gefecht zwischen ihnen und den Pferden. Die großen, wie Wasserschlangen aussehenden grünen und gelben Aale, schwammen auf die Oberfläche des Wassers und drangen unter den Bauch der Pferde und Maulthiere. Ein Kampf zwischen Thieren so verschiedener Art gewährt ein höchst seltsames und malerisches Schauspiel.

Die Indianer, mit dicken Bambusstäben und Harpunen [134] versehen, umzingelten den Sumpf, einige von ihnen stiegen auf die Bäume, deren Aeste sich wagerecht über die Wasserfläche ausdehnten. Die Aale ließen nun ihr grobes Geschütz an den Bäuchen dieser Thiere spielen und ertheilten ihnen gewaltige Schläge, indem sie ihre Batterien wiederholt entleerten. Die Pferde und Maulthiere schlugen aus, wieherten und suchten sich durch die Flucht zu retten. Die Indianer trieben sie mit wildem Geschrei und Schlägen in die Schlacht zurück; viele Pferde erlagen aber unter der Stärke der un-

sichtbaren Schläge, die sie von allen Seiten her an den empfindlichsten Organen des Lebens erlitten. Sie verschwanden, betäubt durch die Menge und Stärke der Schläge, unter dem Wasser. Mit gesträubten Mähnen, schnaubend, mit wilder Angst im funkelnden Auge, standen andere wieder auf, und suchten dem tobenden Ungewitter zu entfliehen; aber die Indianer trieben sie ins Wasser zurück. Nur einzelnen gelang es, sich der Wachsamkeit der Indianer zu entziehen, diese retteten sich ans Ufer, strauchelten bei jedem Schritte, und sanken endlich ermattet nieder. In weniger als zwei Minuten waren zwei Pferde in dem Sumpfe ertrunken. Der fünf Fuß lange Zitteraal drängt sich nämlich verschlagen unter den Bauch des Thieres und bringt ihm eine Entladung bei, welche zugleich das Herz, die Eingeweide und alle Nerven des Unterleibs trifft. Es ist begreiflich, daß die Wirkung, welche das Pferd davon erleidet, ungleich weit heftiger seyn muß, als die, welche der Schlag des Fisches im Menschen verursacht, der ihn nur an den äußersten Gliedern und den weniger empfindlichen Theilen des Körpers empfängt. Die Pferde, welche untergehen, sind wahrscheinlich nicht todt, sondern nur betäubt. Sie ersaufen aber, weil ihnen der fortdauernde Kampf der übrigen Pferde mit den Gymnoten das Aufstehen unmöglich macht.

Die Zuschauer bei diesem, europäischen Augen ganz neuen Schauspiele, zweifelten gar nicht, daß der Fischfang mit dem auf einander folgenden Tode aller Pferde und Maulthiere endigen würde. Nach und nach ließ aber die Wuth des ungleichen Kampfes nach, und die ermüdeten Gymnoten zerstreuten sich; denn sie bedürfen erst wieder einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um das wieder zu ersetzen, was ihnen an elektrischer Kraft entgangen ist. Die Pferde fingen sich daher von ihrem Schrecken zu erholen an, ihre Mähnen sträubten sich nicht mehr, ihre Augen funkelten nicht länger angstvoll. Furchtsam näherten sich nun die Gymnoten dem Ufer, wo sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen gefangen werden. Sind die Stricke völlig trocken, so empfinden die Indianer, während sie die Stricke emporheben, keine Erschütterung. In wenigen Minuten waren nun fünf Aale vorhanden, die alle nur leicht verwundet waren, und auf gleiche Weise wurden am Abende noch mehrere gefangen.

Alex. v. Humboldt.

39.

Jagdleben in Ostindien.

Die Antilopenjagd.[135] Sie wird mit Leoparden betrieben, die gezähmt, und besonders dazu abgerichtet sind. Der Leopard wird mit verbundenen Augen in einen bedeckten, von Ochsen gezogenen Karren gebracht. Der Fuhrmann setzt sich neben denselben, und lenkt das Gespann durch ein Gitterfenster, so daß er den ganzen Weg übersehen kann. Der Karren fährt ganz langsam; ein berittener Jäger folgt in einiger Entfernung nach.

Sobald nun der Fuhrmann Antilopen ansichtig wird, steckt er, zum Zeichen für Letztern, durch eine Oeffnung am Hintertheile des Karrens, ein rothes Fähnchen auf, fährt indessen immer nur langsam fort. Doch endlich hält er an, nimmt dem Leopard die Binde ab, öffnet den Karren, und läßt ihn gegen die Antilopen los. Schnaubend stürzt nun das Raubthier unter den grasenden Haufen, wählt sich seine Beute, und verfolgt dieselbe mit Blitzesschnelligkeit. Der Fuhrmann und der Jäger aber eilen möglichst hinter ihm drein.

Anfangs ist die Antilope ungleich schneller, als der Leopard, bald aber läßt sie in ihrem Laufe, vor Schreck und Ermüdung nur zu sehr nach. Ihr Verfolger dagegen hält immer gleichen Schritt, und hat sie so in Kurzem eingeholt. Jetzt wirft er sie zu Boden, packt sie bei der Kehle, und saugt ihr das Blut aus. Schnell aber eilt der Fuhrmann hinzu, wirft ihm eine Hammel-Keule vor, und bringt ihn auf diese Weise von der Antilope ab. Wenn der Leopard nun seinen Hunger gestillt hat, springt er von selbst wieder in den Wagen, und ist so zahm, wie zuvor.

Die Tigerjagd. Diese findet entweder auf dem Anstande, oder mit Hülfe von Elephanten statt. Um den Tiger auf dem Anstande zu schießen, pflegen die Jäger folgendermassen zu Werke zu gehen. Sie wählen einen der waldigen, mit Ruinen bedeckten Hügel, die der Tiger zu besuchen pflegt. Hier binden sie an das Gebüsch eine junge Ziege oder ein Böcklein an, und verbergen sich dann hinter dem alten Gemäuer, das in der Regel fast ganz überwachsen ist. Sobald der Tiger das angebundene Thier schreien hört, kriecht er eben so leise als langsam herbei. Es gehört daher ein sehr gutes Gesicht dazu, wenn man denselben bemerken will. Die Jäger

zielen nun, indem sie allen seinen Bewegungen folgen, drücken jedoch nicht eher ab, als bis ihr Anführer „Feuer" ruft. Dieß muß in demselben Augenblicke geschehen, wo sich der Tiger zum Sprunge niederduckt. Nicht selten wird er so mit drei bis vier Schüssen verletzt. Auf jeden Fall haben die Jäger immer frisch geladene Büchsen bei der Hand.

Die Eingebornen lauern dem Tiger auf folgende Weise auf. Sie bauen sich im dichtesten Theile des Waldes, zwischen den Aesten eines hohen, schattigen Baumes, ein sogenanntes Jägernest. Dieß ist eine Art Laubhütte, die bequem einen Mann fassen kann. Hier verbirgt sich der Jäger, um zu lauern, bis ein Tiger kommt. Dann schießt er ihn gerade vor den Kopf, und streift ihm auf der Stelle die Haut ab. Nicht selten aber muß er Tage lang auf seine Beute harren, er ist daher immer mit Wasser und Reis versehen. Zuweilen sind zwei solcher Jägerhütten in geringer Entfernung von einander erbaut. Die Jäger können sich also sehen, und im Nothfalle gegenseitig beistehen. In diesem Falle gehen sie auf gemeinschaftliche Kosten, und theilen Gewinn und Verlust auf gleiche Art. Alle diese Jägerhütten werden von den Eigenthümern sehr geheim gehalten, und erben oft, durch mehrere Generationen, vom Vater auf die Söhne fort. Der Gewinn der Jäger besteht in den Häuten, die sehr gesucht, und also zu hohen Preisen anzubringen sind. Dieß von der Tigerjagd auf dem Anstande, die im Allgemeinen die gewöhnlichste ist. Gehen wir nun zu der mit Elephanten über, die, als natürliche Feinde des Tigers, vortrefflich dazu zu brauchen sind. Hier hat der Jäger seinen Sitz auf dem Elephanten, und schießt von oben herab. Der Letztere läßt sich dann zugleich auf die Vorderfüße nieder, und erspähet den Augenblick, wo er seinen Feind durchbohren kann. Der Tiger dagegen bemüht sich, dem Elephanten auf den Nacken zu springen, ohne daß ihm dieses jedoch gelingen will. Nachdem er es also mehrmals, aber immer vergebens versucht hat, wirft er sich auf den Rücken, streckt die Krallen aus, und versucht, ob er den Rüssel seines Gegners damit packen kann. Allein dieser weiß wohl, daß er unterstützt werden wird. Er geht daher unerschrocken auf ihn los, tritt ihn unter die Füße, oder schleudert ihn in die Luft. In letzterm Falle fängt er ihn wieder auf, und giebt ihm vollends den Rest. Wird er dagegen gleich anfangs im

Nacken oder beim Rüssel gepackt, so ist es in wenig Minuten um ihn geschehen. Allein nur selten trägt der Tiger den Sieg davon.

Bei dieser Gelegenheit eine Anekdote, die aufbewahrt zu werden verdient. Einmal befand sich ein englischer Hauptmann, Mr. Rotton, zum Erstenmale in seinem Leben, bei einer solchen Tigerjagd. Er schoß, wie gewöhnlich, seine Büchse ab, bemerkte aber nicht, daß sein Elephant sich in demselben Augenblicke niederließ. In Folge dieser raschen Bewegung fiel er demnach herunter, und zwar so unglücklich, daß er gerade auf den Tiger zu liegen kam. Allein was geschah? Das Raubthier warf ihn auf die Seite, sprang auf, und eilte davon. So kam Mr. Rotton mit einer leichten Verstauchung ab. Man wird indessen gern glauben, daß dieß seine erste und letzte Tigerjagd blieb.

Die Eberjagd. Das ostindische wilde Schwein weicht, in mehreren Hinsichten, von dem europäischen ab. Es ist nämlich in seinen Bewegungen ungleich kräftiger und geschwinder als dieses, zugleich aber auch weit grimmiger, ohne jedoch so groß zu seyn. Dabei nährt es sich besonders von Weizen, Zuckerrohr und Mais, weßhalb es sich auch vorzugsweise in der Nähe der Dörfer aufhält. Auf sein Futter geht es indessen nur des Nachts aus; bei Tage hält es sich in den Gebüschen verborgen, womit die Ortschaften umringt sind. Ehe nun die Jagd beginnen soll, werden fünfzig bis sechzig Treiber abgeschickt. Diese nähern sich langsam im Halbkreise, rühren einige große Trommeln, schlagen mit Knitteln an die Gesträuche, und schießen sogar hinein. Die Schweine, durch den Lärm aufgeschreckt, verlassen ihr Lager, und flüchten sich auf das Blachfeld. So wie sie sich daselbst zeigen, nimmt die eigentliche Hetze ihren Anfang. Die Jäger sind zu diesem Ende alle beritten, und mit starken Wurfspießen oder Speeren bewaffnet, die an fünf Fuß lang sind.

Die ganze Gesellschaft sprengt nun, im stärksten Galopp, hinter den Schweinen drein, und wirft einen Hagel von Speeren unter sie. Kommt indessen ein Jäger einem derselben nahe genug, so stößt er ihm den seinigen in die Rippen, doch ohne zurückzuziehen; vielmehr folgt er dem Thiere desto hitziger nach. Die Schweine laufen anfangs so schnell, daß ihnen auch das beste Pferd kaum zu folgen im Stande ist. Ja, wenn sie anfangen müde zu werden, vereiteln sie dennoch die Anstrengungen der Jäger mit vieler Geschick-

lichkeit. Dieß geschieht vermöge einer Menge wohlberechneter Kreuz- und Queersprünge, was ungefähr mit dem Hackenschlagen der Hasen verglichen werden kann. In der Regel fällt ein solches Schwein nur selten auf den ersten Speerstoß, vielmehr wendet es sich gegen den Jäger um, und greift ihn selbst an. Dieser ist nun der ganzen Wuth des verwundeten Thieres ausgesetzt. Um dasselbe von sich abzuhalten, muß er also ein eben so gewandter Reiter als Waidmann seyn. Meistens gelingt ihm dieß, wenn auch zuweilen das Pferd darauf geht. Doch fehlt es auch keineswegs an Beispielen, daß selbst der Jäger um's Leben kommt.

Wir machten, erzählt ein Augenzeuge, unserer sechs zusammen, selbst eine solche Parthie, und folgten, bei dem vortrefflichen Terrain, auf dem Fuße den flüchtigen Thieren nach. Ihr schneller Lauf war, bei ihren kurzen Füßen und der Plumpheit ihres Baues, wirklich bewundernswerth. Ebenso die Geschicklichkeit, womit sie ihren Weg wählten, um ihren Verfolgern zu entgehen. Anfangs manövrirten [136] sie durchaus nicht, nur als sie sich ermüdet fühlten, nahmen sie zu dem Hackenschlagen ihre Zuflucht. Wir theilten uns nun in zwei Partheien. Die, bei der ich mich selbst befand, verfolgte ein ungewöhnlich großes, geschwindes und grimmiges Mutterschwein. Beinahe waren unsere Pferde gänzlich ermüdet, als dasselbe sich plötzlich gegen uns drehte, seine Borsten sträubte, und furchtbar zu grunzen anfing. Einer meiner Begleiter schleuderte seinen Wurfspieß dagegen ab, traf es aber nicht. Indessen erschrack es, wendete sich um, und fing von Neuem zu laufen an.

Jetzt sprengte ihm unser dritter Gesellschafter nach, und verfolgte es auf einem schmalen Fußsteige, der auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsche eingeschlossen war. Plötzlich sah er sich von dem wilden Thiere angegriffen, fing es aber sehr gewandt mit seinem Speere auf. Doch vermochte er nicht es zu verwunden, weil es denselben mit den Zähnen festhielt. So entkam es, um sich im dichtesten Gebüsche zu verbergen, so daß die Jagd aufzugeben, das Gerathenste schien.

Die großen Jagden in Bengalen. a) Die eigentliche Zeit derselben fällt in die Monate November bis Februar, wo die Hitze gemäßigt, der Himmel beständig heiter, und die Luft am gesundesten ist. Zu einer solchen Jagdparthie wird immer eine schöne Waldgegend gewählt, die zugleich an Wildpret aller Gattungen

Ueberfluß haben muß. Hier wird dann der Lagerplatz auf einer blumigen Wiese in der Nähe eines Baches, abgesteckt.

Diese Jagdgesellschaften sind nämlich in der Regel äußerst zahlreich; sie erfordern daher Einrichtungen aller Art. Acht Tage zuvor werden also sämmtliche Zelte, Geräthschaften u. s. w. auf Ochsen-Karren, Kameelen und Elephanten dahin abgeschickt. Dann schlägt man die Herrschaftszelte in einem Viereck oder Kreise auf, und ordnet die für die Dienerschaft außerhalb darum her. Alle jene Zelte sind eben so hoch als geräumig, und von gutem, dichtem Zwillich gemacht. Inwendig aber sind sie mit feinem, buntgewürfeltem Kattun ausgefüttert, so daß sie wie tapeziert aussehen. Zwischen der Decke und den Wänden bleibt eine Oeffnung, worüber jene anderthalb Fuß breit hinwegragt. So streicht die Luft hindurch, ohne daß der Thau eindringen kann. Der Fußboden wird mit feinen Bambusmatten, und darüber mit persischen Teppichen belegt. Die nöthigen Meubles fehlen natürlich ebenfalls nicht. Die für die Damen bestimmten Zelte sind immer mit drei Abtheilungen versehen. In der hintersten befindet sich ein zierliches Feldbett, nebst Zubehör. Die zweite wird als Ankleidezimmer gebraucht. Die vorderste endlich gibt das Besuchzimmer ab. In allen diesen Zelten werden statt der Thüren Tattirs eingesetzt. Mehrere eigene Diener sind mit der beständigen Anfeuchtung derselben beauftragt. Sind nun diese Einrichtungen vollendet, so wird an die Provisionen [137] gedacht. Weine, Liqueurs, Thee, Kaffee, u. s. w. kurz alle europäischen Luxusartikel werden aus Calcutta dahin geschickt; alle übrigen bezieht man aus den benachbarten Dörfern, oder von eigenen Marketendern, die sich damit fünf bis sechs Stunden weit in der Runde versehen. Auch deßhalb ist ein eigener Haushofmeister mit mehreren Gehülfen angestellt, der für alle Wirthschaftsbedürfnisse zu sorgen hat. Endlich an dem bestimmten Tage langt die Gesellschaft an. Die Herren sind zu Pferde, die Damen in Palankins [138], oder auch in ihren Curricles u. s. w., je nachdem die Wege sind. Alle haben ihre Bedienungen bei sich. Die Garderobe [139] wird auf Wagen, oder auf Kameelen nachgeführt. Meistens bricht man von Calcutta morgens sehr zeitig auf, so daß man im Lager frühstücken kann, und bis Mittag gänzlich eingerichtet ist. In der Regel hat die Gesellschaft eine starke Bedeckung von Seapoys [140] bei sich.

b. Die Tagesordnung pflegt nun folgendende zu seyn. So wie der Morgen dämmert, begeben sich die Herren, wohl beritten und wohl bewaffnet, auf die Jagd. Diese ist bald gegen die Wölfe, Hyänen und Schakals gerichtet, bald gegen wilde Schweine, Gazellen, Bisamthiere, Hasen, Füchse, Rehböcke, Hirsche, und andere Gattungen von Rothwildpret. Ein anderesmal beschäftigt man sich mit der Vogeljagd, wie es in diesen Gegenden Land- und Wasservögel in unbeschreiblicher Menge, und von unzähligen Arten gibt. Zuweilen werden auch Falken und Sperber gebraucht.

Die Waffen, deren man sich bei diesen Jagdstreifereien bedient, pflegen Flinten, Pistolen, Picken und Wurfspieße zu seyn. Ueberdieß hat jeder Jäger einen Diener bei sich, der mit einer Doppelbüchse, die zweilöthige Kugeln schießt, einem Bajonette und einem Säbel versehen ist. Dieß geschieht, damit man sich im Nothfalle gegen Tiger, Bären und wilde Büffeln vertheidigen kann. An Hunden hat man persische und europäische Windspiele, so wie spanische Spür- und Dachshunde, die äußerst wild sind.

Zuweilen nehmen auch die Damen an diesen Vergnügungen Theil. Einige als Zuschauerinen, Andere als wirkliche Jägerinen in Dianen-Kostüm.[141] Jene lassen sich entweder in Palankins tragen, oder sitzen auf kleinen, äußerst sanften Hudah-Elephantinen,[142] wie man sie nennt. Diese sind zu Pferde, und machen, mit Bogen und Köchern versehen, auf das kleinere Wildpret Jagd. Im Allgemeinen indessen pflegen die Damen sehr spät aufzustehen, und werden also nur erst kurz vor dem Frühstücke sichtbar. Dieses wird ungefähr halb 10 Uhr eingenommen, und zwar in dem großen Hauptzelte, das zugleich zum Speise- nnd Gesellschaftssaal dient. Es besteht aus einer Menge höchst nahrhafter Gerichte, denn die Herren bringen den besten Appetit von ihrer Jagdparthie mit. Das Auserlesenste, was die englische und holländische, die italienische und französische Küche liefern kann, findet sich auf diesen Tafeln vereint. Zum Schlusse werden noch Kaffee, Thee und Chokolade, nebst Weinen, Liqueurs, Confect und Früchten servirt. Die Damen wetteifern in reizenden Morgenanzügen, und überlassen sich ihrer ganzen Lebhaftigkeit.

Jetzt macht die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt nach irgend einer merkwürdigen Moschee[143], Pagode u. s. w., oder einem berühm-

ten Grabmale, Haine und Wallfahrtsorte in der Nachbarschaft. Nach ihrer Zurückkunft trennt sie sich; Herren und Damen beschäftigen sich nun auf beliebige Art. Ein Theil von jenen fischt, oder stellt kleinen Vögeln nach; ein anderer schießt nach der Scheibe, oder spielt Ball und dergleichen mehr. Die Damen zeichnen, lesen, oder sticken, oder besuchen sich, und machen zusammen Musik, je nachdem sie zu dem einen oder dem andern aufgelegt sind.

Nun folgt das Mittagsessen, das wo möglich noch glänzender, als das Frühstück ist. Hierauf halten Alle Siesta [144], und schließen sich deßhalb in ihre Zelte ein. Nach dieser wird eine Wasserfahrt auf einem benachbarten See oder Fluße gemacht. Bei der Zurückkunft beginnt die Abendunterhaltung, wozu man auch häufig Bajaderen [145] kommen läßt. Endlich um 10 Uhr wird eine ausgesuchte Collation [146] mit köstlichen Weinen aufgetragen, worauf sich, nach 11 Uhr, Alles zur Ruhe begibt. Jede dieser Jagdparthieen pflegt vierzehn Tage bis drei Wochen zu dauern, und ist immer ein sehr willkommenes Fest.

Jagd-Anekdoten. a. Das Jägerleben ist in Ost-Indien weit abenteuerlicher als irgendwo. So erinnere ich mich, daß uns einmal auf einer großen Jagdparthie die Nacht überfiel. Wir befanden uns im dicksten Walde, und waren von unsrer Cultry [147] wenigstens zwei Stunden entfernt. Der Wind erhob sich, furchtbar rauschten die Wipfel der hohen Bäume, und tausend gräßliche Thierstimmen tönten rings um uns her.

Leider hatten wir aber weder Fackeln noch Fougrito's [148] bei uns, unsere Büchsen waren daher das einzige, was uns übrig blieb. Wir schossen demnach unaufhörlich, und hielten so auch wirklich die Tiger und Schakals so ziemlich von uns ab. Indessen stürzten dennoch eine Menge wilder Schweine über den Weg und dicht bei unseren Pferden vorbei. So ritten wir langsam weiter, und verschossen beinahe unsere ganze Munition. Doch endlich erblickten wir Lichter in rascher Bewegung auf uns zu. Es war unser treuer Diener, der uns mit Fackelträgern entgegen kam.

b. Nach der hiesigen Gewohnheit ritt ich fast alle Morgen, und zwar in der frischen Kühle, auf die Jagd. Hier konnte es denn nicht fehlen, daß ich auch häufig auf Füchse stieß. Die meisten bekümmerten sich indessen so gut wie gar nicht um mich. Sie

liefen nämlich immer nur eine kleine Strecke fort, setzten sich dann gemächlich nieder, und warteten sehr gleichgültig, bis ich ganz nahe kam. Wahrscheinlich macht es der Fuchs immer so, wenn er keine Hunde zu fürchten hat.

Eines Morgens trieb ich auf diese Art, ebenfalls einen Fuchs vor mir her. Plötzlich kamen vier Krähen herzugeflogen, und machten sich hinter ihm drein. Dieß veränderte die Jagd, so daß sie augenblicklich in eine Art Hetze überging. Nicht leicht habe ich etwas Possierlicheres gesehen. Man stelle sich die Krähen vor, wie sie, halb laufend halb fliegend, hinter dem Fuchse her sind. Bald zwicken sie ihn in den Schwanz, bald in die Hintertheile, und beides mit der ergötzlichsten Emsigkeit. Reinecke läßt dieß anfangs ein Paar Mal hingehen; bald aber findet er es unverschämt, fängt an zu schmälen, und schnappt bald rechts bald links nach ihnen, ohne daß er eine erreichen kann. So dauert die Hetze fort, bis endlich das edle Thier entschlüpft, man weiß selbst nicht wohin. Bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß die bengalischen Füchse nicht den stinkenden Geruch der europäschen haben, und daß ihre Nahrung weit mehr in Körnern, Pflanzen und Früchten, als in Fleisch besteht.

c. Ein artiger Beitrag zur Naturgeschichte des Dammhirsches dürfte folgender seyn. Wir stießen oft auf große Heerden derselben, alle zusammengepreßt, und die Köpfe gegen uns gekehrt. So wie wir ihnen aber näher kamen, stob der ganze Haufe in einer Richtung fort. Jetzt ließen wir nun unsere Hunde auf ein oder das andere Hirschkalb los, das etwas davon zurückblieb. Kaum bemerkte dieß die Hindin [149], die sich immer nach demselben umsah, so kehrte sie pfeilschnell um, und flog zwischen ihrem Kalbe und den Hunden hindurch. So zog sie diese auf sich selbst, während jenes Zeit zur Flucht gewann, und entkam ihnen dann gleichfalls mit Leichtigkeit.

Einmal befanden wir uns auf dem Marsche nach Bombay. Die Colonne [150] war nur drei Mann hoch, nahm aber eine ziemliche Strecke ein. Plötzlich brach zu unserer Rechten ein ganzes Rudel Damhirsche aus dem Walde hervor, nahm seinen Lauf gerade auf uns zu, setzte über die Colonne in der Quere weg, und war uns in wenig Secunden aus dem Gesichte. Wahrscheinlich ward es von einem Tiger verfolgt, der nun seinerseits wieder die Flucht vor uns

ergriff. Das Merkwürdigste dabei war, daß kein einziger Hirsch verwundet zu seyn schien.

d. Die älteren Naturforscher behaupten bekanntlich, daß der Tiger die schwächeren Thiere schon blos mit seinen Blicken gleichsam zu bezaubern vermag. Man hat dieß in neueren Zeiten vielfach bezweifelt, ja einige haben es geradezu für erdichtet erklärt. Dessenungeachtet scheint aber wenigstens etwas Wahres daran zu seyn. Hier sind zwei Beispiele, die ich selbst als Augenzeuge verbürgen kann.

Ein Hirsch stieß mitten in seinem behendesten Laufe auf einen Tiger, der an dem Saume eines Waldes ruhig im Grase lag. Plötzlich richtete er seine wilden, funkelnden Augen auf das flüchtige Thier, und augenblicklich stand dieses still, als wäre es an den Boden gebannt. Keine, auch nicht die mindeste Bewegung mehr; es schien vor Schrecken an allen Gliedern gelähmt. So erwartete es, mit Thränen in den Augen, den Tiger, der langsam heranschlich, bis es, durch einen einzigen Biß in den Nacken, sein Opfer ward.

Aber auch die Pfauen, sowohl einzeln als in ganzen Flügen, bezaubert der Tiger auf ähnliche Weise. Ich sah einen der letztern von einigen dreißig Stück, der mit fröhlichem Geschrei, und ziemlich schnell daher kam. Zu gleicher Zeit ward ich aber auch die blitzenden Augen eines Tigers gewahr, der in einem dichten Gebüsche lag. Er hatte dieselben unverwandt auf die Pfauen gerichtet, und folgte allen ihren Bewegungen nach.

So mochten wohl einige Minuten vergangen seyn, als der Flug den gefährlichsten seiner Feinde ansichtig wurde. Ein allgemeiner Schreckensruf kündigte die Nähe desselben an. Wenige Secunden, und wie vom Hagel getroffen stürzten die Pfauen aus der Luft herab. Hier lagen sie neben und über einander, gänzlich bewegungslos. Der Tiger kam nun hinzu, würgte einen nach dem andern mit unglaublicher Schnelligkeit ab, und saugte ihnen das Blut mit äußerstem Wohlbehagen aus.

Die Vogelsteller wissen von dieser Furcht der Pfauen vor den Tigern großen Vortheil zu ziehen. Sie machen sich nämlich hohe leichte Bambusrahmen, und bespannen dieselben mit einem Stück Leinwand, worauf ein Tiger abgebildet ist. Unter diesem bringen sie eine Oeffnung an, die sich nach Belieben verschließen läßt. So

verbergen sie sich hinter dem Rahmen, und lauern den Pfauen längs den Waldungen auf.

So wie nun ein Trupp derselben ankommt, und den gemalten Tiger erblickt, steht er augenblicklich wie eingewurzelt, und ist vor Schreck gänzlich gelähmt. Der Vogelsteller greift nun durch die genannte Oeffnung heraus, und bekommt auf diese Art so viel, wie er nur haben will. Wenn übrigens ein einzelner Pfau auf einen Tiger stößt, so kommt er meistens glücklich davon. Dieser hält nämlich den geringen Fang nicht der Mühe werth.

Der Elephantenfang auf Ceylon. Ein solcher Fangplatz wird immer in der Nähe eines Waldes angelegt. Er besteht aus drei Abtheilungen, oder wie man es nennen will. Die erste geht mehrere hundert Schritte in den Wald hinein; die zweite befindet sich am Rande desselben; die dritte läuft in einen Gang aus, der nur für einen Elephanten groß genug ist. Das Ganze kommt einem ungeheuren Trichter gleich. Der Eingang zu der ersten Abtheilung, wie zu den beiden anderen ist offen, der Fangplatz selbst aber stark verzäunt. Diese Einfassung besteht aus eingerammelten Baumstämmen, die durch Bohlen verbunden sind. Längs derselben werden große Feuer angezündet, damit kein Elephant durchzubrechen im Stande ist.

Wenn nun der Fang beginnen soll, treibt man die Elephanten langsam auf den Eingang zu. Allein kaum haben sie die erste Abtheilung erreicht, so wird ihnen der Rückweg versperrt. Dieß geschieht durch eine Menge Cingalesen [151], wovon jeder eine lange Stange mit brennenden Strohwischen trägt. Auf diese Art werden die Thiere in die zweite Abtheilung getrieben, die man sogleich mit einer starken Bohlenthür verschließt. Ebenso die dritte, die auf gleiche Weise verwahrt wird. Beide Thüren sind so eingerichtet, daß dieß von Außen geschehen kann.

Jetzt fahren die Cingalesen fort, die Elephanten mit Feuer zu ängstigen, bis endlich der nächste an dem engen Gange hineingetrieben ist. Nach Maßgabe wie er darin fortschreitet, schiebt man hinter ihm eine Reihe großer Queerbalken vor. Dasselbe geschieht mit drei bis vier anderen, sobald er sich dem Thore des Ganges genähert hat. Auf diese Art wird er in eine Art von Nothstall eingezwängt. Ist dieses geschehen, so öffnet man das Thor, dessen

Flügel nach außen schlagen, so schnell, als es nur immer möglich ist. Auf jeder Seite desselben steht nun ein zahmer Elephant, der ihn, in Folge einer besonderen Abrichtung, mit dem Rüssel anpackt und festhält. So legt man ihm Sperrschlingen an, wirft ihm mehrere Seile um den Hals, befestigt diese an den Collera's [152] der beiden andern, und zwängt ihn dann zwischen dieselben ein. Jetzt läßt man ihn endlich heraus, und bindet ihn an mehreren starken Pfählen fest. Die zahmen Elephanten bleiben nun bei ihm, bis er seine Wildheit zu verlieren anfängt, was meistens nach drei Tagen geschieht. Der Fang wird übrigens so lange fortgesetzt, bis man die nöthige Anzahl beisammen hat.

Wilmsen.

40.

Der Fang der Wallroße und Wallfische im nördlichen Ozean.

Die arktischen Gewässer nähren bekanntlich die großen schwimmenden Säugthiere: Wallfische, Narwal, Pottfische, Wallroße, Delphine u. a. m., auf deren Fang mehrere europäische Nationen Schiffe ausschicken. Hier im äußersten Norden werden auch die zahllosen Schaaren von Stockfischen, Häringen und andern kleinern Fischarten erzeugt, die ganzen Ländern zur Nahrung dienen, und deren Fang mehr als eine Nation bereichert hat. So vortheilhaft aber die Fischerei auf diesen Meeren ist, so viele Beschwerlichkeiten und Gefahren sind auch mit derselben verknüpft, da die Menschen hier nicht nur mit der Stärke und List der Thiere, auf deren Fang sie ausgehen, sondern auch mit den Schrecknissen des rauhesten Himmelsstrichs, und mit ungeheuren Eismassen zu kämpfen haben. Da die großen Seethiere im weißen Meere nur selten angetroffen werden, und die Küsten des nördlichen Ozeans, wegen der Unwirthbarkeit dieser öden Gegenden, fast gänzlich menschenleer sind; so betreiben die Einwohner der Statthalterschaft Archangel und Olenez ihren Fang vorzüglich auf Spitzbergen und Nowaja Semlia; diese Inseln verdienen daher, als der vorzüglichste Schauplatz der nördlichen Fischerei, eine kurze Karakteristik, die zugleich die folgenden Nachrichten verständlicher machen wird.

Beide Inseln sind völlig unbewohnt. Wenn auch der Zufall jemals einige Unglückliche nach diesen Eilanden verschlug, so wurden

sie wahrscheinlich durch die Härte des Klima's, gegen welches sie sich nicht zu schützen wußten, bald aufgerieben. Einige holländische und englische Seefahrer, die in den ersten Zeiten der Schiffahrt auf dem nördlichen Weltmeere, auf diesen Inseln überwinterten, kamen größtentheils um, oder standen wenigstens sehr viel Elend aus. Doch ist der Aufenthalt daselbst nur denjenigen Seeleuten gefährlich, welche an weit gelinderes Klima gewöhnt sind, und nicht durch Kleidung, Nahrung und Bewegung dem Scharbock zu widerstehen wissen, der durch das träge eingeschlossene Leben in langen Wintern so leicht erzeugt wird. Die russischen Seefahrer von Archangel und Mesen, welche jährlich sowohl Nowaja Semlia, als Spitzbergen besuchen, wissen dem rauhen Himmelsstriche besser Trotz zu bieten. Man hat unter ihnen häufig Beispiele eines sehr langen Aufenthaltes in den Polarländern; ein Seemann aus Mesen, Fedor Rachmannin, überwinterte sechs und zwanzigmal auf Nowaja Semlia, welches er auch zweimal bloß im Sommer besuchte, lebte sechs Winter auf Spitzbergen, und befuhr fünf Jahre hindurch aus dem Jenisey [153] die sibirischen Küsten.

Die strenge Kälte, welche hier den größten Theil des Jahres herrscht, ist bei Nordwinden am empfindlichsten; Süd- und Westwinde bringen Schnee und Regen. Ungefähr drei Monate hindurch währt auf Spitzbergen und auf dem nördlichen Nowaja Semlia eine ununterbrochene Nacht. Den Holländern, welche im Jahre 1596 auf der Nordostküste dieser Insel überwinterten, wurde die Sonne den dritten November unsichtbar, und erschien ihnen wieder den 24. Januar, nachdem sie schon seit mehr als vierzehn Tagen eine Art von Dämmerung gehabt hatten. Diese lange Nacht wird jedoch durch das Nordlicht erhellet, welches nur in den Polargegenden in seiner ganzen Pracht erscheint. Während der Dunkelheit wüthen bisweilen acht und mehrere Tage hindurch fürchterliche, von Schnee begleitete Orkane mit solcher Heftigkeit, daß die dort überwinternden Jäger sich nicht von ihren Hütten entfernen dürfen, aus Furcht, sie nicht wieder zu finden. In dieser finstern Polarnacht berechnen die russischen Seeleute die Tage nach dem Brennen der Lampen, die sie alle 24 Stunden auf's neue mit Thran füllen.

Die vorzüglichsten Gegenstände der Seejagd um Spitzbergen und Nowaja Semlia sind die Wallfische und Wallrosse; denn obgleich

das Eismeer noch eine Menge anderer Seethiere nährt, die der menschlichen Industrie nützlich werden könnten; so scheint man doch sich wenig um sie zu bekümmern, oder ihren Fang nur gelegentlich als eine Nebenbeschäftigung zu betreiben. Jedes Jahr geht aus Archangel ein Schiff zum Ueberwintern nach Spitzbergen, und wenigstens eins, oft auch mehrere, nach Nowaja Semlia. Die Bewohner von Mesen, welche die theure Ausrüstung eines Schiffes zur Winterreise nicht so gut tragen können, als die archangel'schen Kaufleute, befahren nur im Sommer die Küsten dieser Länder.

Wallfische finden sich nicht allein in den höhern Regionen des Eismeeres, sondern sie treten auch in beträchtlicher Anzahl in den Meerbusen von Kola; aber diese nützlichen Seethiere, deren Produkte so gesucht sind, daß die Franzosen und Holländer deßhalb ganze Flotten in das Nordmeer ausschicken, entgehen noch immer der Aufmerksamkeit der russischen Küstenbewohner. — Die Leute, welche auf den Wallroßfang ausgehen, werden dazu von einem Herrn, oder Rheder, gemiethet, der sie nicht nur mit den nöthigen Fahrzeugen, Geräthschaften und Lebensmitteln ausrüstet, sondern ihnen auch entweder einen Theil am Fange, oder einen verabredeten Lohn zugesteht. Dieser letztere beträgt jedoch selten mehr als 5 bis 10 Rubel für einen Sommer; ein unbedeutender Preis, wenn man die Mühseligkeiten und Gefahren bedenkt, die mit diesem Gewerbe verknüpft sind. Mit Proviant versehen sich die Wallroßfänger gewöhnlich auf ein Jahr, weil sie oft auf ihren Fahrten zu überwintern gezwungen sind. Jedes Fahrzeug hat einen Ofen zum Brodbacken und Kochen, wozu man das nöthige Holz mit sich nimmt. Die Zeit der Abfahrt ist unbestimmt; einige gehen zu Anfange des Sommers, wenn das weiße Meer vom Eise frei wird, andere erst im Herbste in die See, vorzüglich, wenn sie auf der Fahrt überwintern wollen. Die größte Gefahr, der sie auf dem Meere ausgesetzt sind, ist die, wenn sie von den umhertreibenden Eismassen eingeschlossen werden; in diesem Falle zerbricht das Eis durch seinen Druck die Seiten des Fahrzeuges, und die Wallroßfänger haben alsdann nur die schreckliche Wahl, entweder auf der Stelle in den Wellen begraben zu werden, oder sich auf den Eisschollen umhertreiben zu lassen, bis Frost und Hunger ihrem Leiden ein Ende machen. Indessen ist es doch zuweilen, wiewohl sehr selten, der Fall, daß solche Verunglückte auf ihren

Eisschollen lebendig an's Land gebracht werden. Sobald die Wallroßfänger glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen sind, führen sie ihre Fahrzeuge in sichere Ankerplätze, wo sie gewöhnlich schon kleine Hütten vorfinden, die frühere Seefahrer hier erbaut haben, und alsdann gehen sie in den kleinen Booten, deren jedes Fahrzeug eins oder zwei mit sich führt, auf den Fang aus. Dieß geschieht gemeiniglich an dem ersten schönen Tage, weil alsdann die Wallroße gern auf dem Lande oder Eise auszuruhen pflegen; doch auch außerdem sind sie zuweilen genöthigt, ihr eigentliches Element auf eine Zeitlang zu verlassen, nämlich um ihre Jungen zu werfen, oder auch um sich vor den Bissen der Seewanzen zu retten, von welchen die Wallrosse im Sommer überaus gequält werden, und denen sie nur dadurch entgehen, daß sie in ein Element flüchten, welches diesen Insekten das Leben raubt. Alle diese Ursachen zusammengenommen versammeln oft auf den Klippen oder Eisschollen große Haufen von Wallroßen. Wenn die Fänger ein solches Lager entdecken, müssen sie die Vorsicht brauchen, sich demselben gegen den Wind zu nähern, weil diese Thiere einen so feinen Geruch haben, daß sie die Annäherung der Menschen mit dem Winde schon in großer Entfernung bemerken, und sich alsdann sogleich in's Wasser begeben, dahingegen sie im entgegengesetzten Falle ungestört liegen bleiben, wenn sie auch das Boot auf sich zukommen sehen. Außerdem haben die Wallroßfänger hiebei den Vortheil, daß sie am ehesten die Orte entdecken, wo sich ihre Beute gelagert hat, weil diese fetten Thiere, besonders im Sommer, weit umher einen widerlichen Geruch verbreiten. Wenn die Fänger das Lager erreicht haben, steigen sie sogleich aus ihren Karpassen oder Booten, schneiden den Wallrossen, bloß mit ihren Picken bewaffnet, den Weg nach dem Wasser ab, und erstechen dann diejenigen Thiere, welche sich zuerst in's Meer retten wollen. Da die Wallrosse die Gewohnheit haben, über einander wegzukriechen, so entsteht aus den erstochenen bald ein Bollwerk, welches den lebenden vollends den Weg versperrt, und alsdann fahren die Fänger mit dem Morden so lange fort, bis sie alle getödtet haben. Zuweilen wird bei einem einzigen Lager eine solche Menge angehäuft, daß die Fahrzeuge nur die Köpfe oder Zähne fassen können, und daß man sich gezwungen sieht, das Fett und die Häute zurückzulassen.

So leicht es aber auch den Fängern wird, die Wallrosse auf dem Lande zu besiegen, so gefährlich ist der Kampf mit diesen Thieren, wenn sie sich in ihrem Elemente befinden. Man darf sich nur erinnern, daß die Wallrosse gewöhnlich die Größe eines guten Ochsen haben, und daß sie außer ihren scharfen Zähnen noch mit zwei langen starken Hauern versehen sind, um das Wagstück zu beurtheilen, welches mit einem Seetreffen dieser Art verbunden ist. Wenn sich nämlich die Wallrosse ins Wasser retten, ehe sie gänzlich getödtet sind, so springen die Fänger auf's Eis, und fallen das Thier mit Harpunen[134] an, die sie ihm in die Brust oder in die Weichen zu werfen suchen, und welche an einem langen Riemen befestiget sind. Hierauf treiben sie einen Pfahl in das Eis, winden das andere Ende des langen Harpunenriemens darum, und werden nun mit der Eisscholle, auf welcher sie stehen, von dem Wallrosse auf dem Meere so lange fortgezogen, bis das Thier seine Kräfte verliert, worauf sie es mit dem Riemen auf das Eis ziehen, um es vollends zu tödten. Wenn aber die Wallrosse so nahe am Wasser liegen, daß sie hineinspringen können, ehe der Angriff geschieht; so befestigen die Fänger den Riemen, wenn sie die Harpune ausgeworfen haben, nur an die vordere Spitze ihres Boots, welche alsdann von dem Thiere so tief in's Wasser gezogen wird, daß die Fänger sich sämmlich nach dem Hinterhalte begeben müssen. Nachdem das Wallroß vergeblich versucht hat, sich von dem Riemen loszureißen, steigt es auf die Oberfläche des Wassers herauf, und beginnt einen wüthenden Kampf mit seinen Verfolgern. In diesem Falle gelingt es ihm nicht selten, das Boot mit seinen Hauern zu zersplittern, oder es wirft sich plötzlich und mit einem abgemessenen Sprunge mitten in das Fahrzeug. Dann bleibt den darin befindlichen Leuten nichts übrig, als selbst herauszuspringen, und sich so lange an den Bord des Boots zu hängen, bis andere Wallroßfahrer ihnen in ihrer verzweifelten Lage zu Hülfe kommen können. — Um die Gefahr dieser Unglücksfälle zu vermindern, nehmen die Fänger nicht nur im Voraus alle nöthigen Maßregeln, sondern es ist auch durch Einrichtungen und Gesetze genau bestimmt, was jeder von ihnen auf der Fahrt und beim Fange zu beobachten habe. Eine solche Gesellschaft besteht gewöhnlich aus einem Herrn oder Rheder, zwei Harpunirern, zwei Tonnenleuten, einem Steuermann und einigen Ruderern, von denen jeder seine angewiesene Pflicht hat.

Obgleich die Wallrosse von den kurilischen Inseln längs der ganzen russischen Küste des nördlichen Weltmeers bis nach Norwegen, Island und Grönland hin verbreitet sind, so ist dies Gewerbe doch um Nowaja Semlia und Spitzbergen am einträglichsten; daher die Wallroßfänger sich auch am liebsten dahin begeben. Viele überwintern auf diesen unwirthbaren Inseln, um mit desto reicherer Beute zurückzukehren, weil sie alsdann auf die weißen Bären, Rennthiere und Eisfüchse Jagd machen können. In diesem Falle bauen sie sich für den Winter kleine Hütten, welche zuweilen so mit Schnee überdeckt werden, daß niemand aus denselben herausgehen kann. Da auf den genannten Inseln gar kein Holz wächst, so würden die Wallroßfänger vor Kälte umkommen müssen, wenn das Meer nicht eine Menge Treibholz an's Ufer würfe, worunter sich auch zuweilen Balken finden, die zum Häuserbau tüchtig sind. Der Thran, welcher aus dem Wallroßspeck gewonnen wird, dient sowohl zum Seifensieden, als zur Bereitung des Leders und zum Lampenfeuer; außerdem machen verschiedene Künstler und Handwerker noch mannigfaltigen Gebrauch davon. — Die Wallroßhäute werden, so wie sie aus der See gebracht sind, unter freiem Himmel auf Stangen aufgehängt, bis sie steif werden, da man sie alsdann zu weiterm Gebrauch zubereitet. Man macht daraus Riemen zu Wagen, Pferdegeschirren und dergleichen; aus den Abschnitzeln wird ein sehr guter Leim für die Papierfabriken verfertigt. Eine Wallroßhaut kostet gewöhnlich drei, vier und mehrere Rubel. — Die Wallroßzähne werden theils nach St. Petersburg und Moskwa verführt, theils auch in Archangel und den dortigen Gegenden verarbeitet. Man verfertigt daselbst aus diesen Zähnen allerlei niedliches Schnitzwerk, Kästchen, Messerstiele, Kartenmarken, Schachfiguren u. dergl., die nach der Sauberkeit der Arbeit und der Weiße des Zahns mehr oder weniger im Preise stehen. Die Dichtigkeit dieser Zähne macht sie so schwer, daß zuweilen fünf der größten Hauer über ein Pud wiegen; sie sind so weiß wie Elfenbein, vor welchem sie noch den Vorzug haben, daß sie fester sind, und im Gebrauche nicht sobald gelb werden. Ein Pud der größten Wallroßzähne gilt zur Stelle zwanzig bis dreißig Rubel.

Zu eben dieser Klasse gehört in mehr als einer Hinsicht der Wallfisch. An den Küsten von Kamtschatka ist dieses große See-

thier so häufig, daß man es beim Ablaufen des Wassers oft schlafend am Meerufer gewahr wird, und daß es die Fische bis in die Häfen verfolgt. Nicht selten werden hier die Wallfische auch todt an's Land geworfen, welches die Kamtschadalen für einen sehr glücklichen Zufall halten, da der Fang derselben mit großer Gefahr und vielen Beschwerlichkeiten verknüpft ist. An der südlichsten Spitze von Kamtschatka fahren die Einwohner mit Baidaren oder kleinen Kähnen in das Meer, suchen die schlafenden Wallfische auf, die sie mit vergifteten Pfeilen verwunden, und überlassen es ihrem guten Glück, ob das Thier hierdurch getödtet und an ihre Ufer geworfen wird. In den nördlichen Gegenden dieser Halbinsel fängt man die Wallfische in großen Netzen, die aus dicken gehärteten Riemen von Wallroßhäuten gemacht, und gegen die Mündung der Meerbusen mit schweren Steinen in's Wasser gesenkt werden. Wenn das Thier sich hierein verwickelt, so kostet ihm das Bestreben, sich loszureißen, gewöhnlich das Leben, und alsdann wird es von den Fängern unter vielen religiösen und abentheuerlichen Zeremonien nach dem Ufer bogsirt[154] und geschlachtet. Unter allen Völkerschaften dieser Gegenden aber, läßt sich keine den Wallfischfang so angelegen seyn, als die Tschuktschen und die Art ihres Fanges kommt der europäischen am nächsten. Sie rudern nämlich in sehr großen Baidaren, acht bis zehn Mann stark, in die See; wenn sie einen Wallfisch treffen, so nähert sich ihm eins von diesen Fahrzeugen, und der darin befindliche Jäger stößt ihm einen Spieß in den Leib, dessen eiserner oder hölzener Hacken sitzen bleibt, dagegen der Stiel herausgezogen wird. An dem Hacken ist ein Riemen befestigt, dessen Länge mehrere hundert Klafter beträgt, und welcher aufgewickelt in dem Kahne liegt. Diesen Riemen hält der Jäger fest, und folgt, vermittelst desselben, den gewaltsamsten Bewegungen des tobenden Thieres; geht es in die Tiefe, so läßt er den Riemen nach; kommt es empor, so zieht er denselben wieder an sich, wobei eine an den Riemen befestigte Blase das Merkzeichen ist, woran er erkennt, wohin sich der Wallfisch begiebt. Sobald der Wallfisch zum erstenmale wieder aufsteigt, fällt ihn der zweite Kahn auf eben die Weise an, und dieß wird von mehreren Fahrzeugen so lange wiederholt, bis sie sich ingesammt an ihn befestigt und ihn hinlänglich abgemattet haben. Alsdann beginnen sie plötzlich ein großes Geschrei, wodurch das wüthende

Thier so irre gemacht wird, daß es gegen das Land zueilt, und sich selbst mit der größten Gewalt auf das Ufer stößt, wo es dann sehr leicht vollends getödtet wird. Auf den mehresten Inseln des russischen Archipels ist eben diese Art des Fanges gebräuchlich. Die Tschuktschen verlassen sich hiebei so sehr auf ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, daß sie von den todt ausgeworfenen Wallfischen nur das Fett benützen. — Der Gebrauch, den die Anwohner des östlichen Weltmeeres von den Produkten dieses Fanges machen, ist sonderbar und mannigfaltig. Das Fleisch des Wallfisches, so hart und grob es ist, läßt sich nicht lange halten; es wird daher entweder sogleich aufgezehrt, oder in der Luft getrocknet. Die Haut wird von dem Speck abgesondert, geschabt, geräuchert, und, um sie geschmeidig zu machen, geschlagen; man verarbeitet sie zu Riemen und Schuhsohlen, die von solcher Stärke sind, daß sie sich zu keiner Zeit abnutzen oder unbrauchbar werden. Das Fett wird in Gruben, die mit heißen Steinen angefüllt sind, von dem Thrane gereinigt, und gibt alsdann einen wohlschmeckenden Speck. Den Thran, der sowohl zum Schmelzen als zum Brennen in den Lampen dient, füllt man in die gereinigten Gedärme, die statt der Tonnen oder Fässer gebraucht werden, und in denen man überhaupt flüssige Sachen aufbewahrt. Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Baidaren zusammen, oder sie machen Fischernetze, Fuchsfallen und Wassereimer daraus. Aus den Knochen der Unterkiefer verfertigen sie Schlittenläufer, Messerhefte und Ringe zu ihrem Hundegeschirre. Die Sehnen dienen zu Bindfaden, und die Rückenwirbel werden als Stampfmörser gebraucht.

Storch.

41.

Die Tigerhöhle.

Ich war in Mexico, erzählt uns ein Reisender, und beschloß, von hier aus die wunderbaren Gebirge und Hochebenen von Quito zu besuchen. Das verweichlichte Leben in Guayaquil konnte mich nicht lange anziehn. Glücklicherweise fand ich in dieser Seestadt bald zwei Gefährten, für die von mir beabsichtigte Reise. Es war Kapitain Wharton und ein Seekadett, den er sehr liebte, Namens James Lincolm. Seine Fregatte [155] war auf der Fahrt durch den

südlichen Ocean beträchtlich beschädigt worden, und mußte nun, der nöthigen Ausbesserung wegen, einige Zeit auf der Rhede[156] von Guayaquil liegen bleiben. Diese Tage der Geschäftlosigkeit wollte Wharton benutzen, das Innere der südamerikanischen Wälder, einen Theil der Cordilleren, und das berühmte Paradies von Quito kennen zu lernen.

Ihm schien es eben so lieb, als mir, diese Reise in größerer Gesellschaft zu machen. In den Zusammenkünften, welche wir zur Berathung der Art und Weise unserer Wanderung hatten, lernte ich den Kapitain bald als einen offenen, verständigen und höchst rechtlichen Mann, der sich in seinem vielfach bewegten Leben große Erfahrungen erworben hatte, kennen und hochschätzen. Sein Liebling, der Kadett Lincolm, ein Jüngling von achtzehn Jahren, besaß eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, und legte in seinem ganzen Wesen einen überaus kühnen Charakter an den Tag, der in einer Zeit der Gefahr einen tüchtigen Beistand in ihm erwarten ließ.

Wir drei und mein Jäger Frank, ein kräftiger, treuer Bursche, und trefflicher Waidmann, verließen an einem heitern Morgen die Stadt Guayaquil. Zwei Indianer von dem friedlichen Stamme der Mayna's, welche uns zu Führern dienten, und einen Theil unsers unbedeutenden Gepäcks trugen, begleiteten uns. Wir zogen es vor, statt auf den gebräuchlichen Maulthieren, die Reise zu Fuß zu machen, um desto leichter jedes Hinderniß überwinden zu können.

Einige Tage zogen wir an dem dürren Sandufer des Flusses Guayaquil hin, das nie der Regen tränkt, und wo noch nie der Donner der Gewitter, die von den Gipfeln der ungeheuren Andes[157] aufgehalten werden, vernommen wurde. Auf dieser einförmigen Wanderung begegnete uns nichts Merkwürdiges. Ein häßlicher Nebel lag auf der Ebene, und der einzige Zeitvertreib, der sich uns zum öftern bot, war der, auf ein Krokodill zu schießen, das seinen Kopf vorwitzig aus dem Strome nach dem Ufer hin streckte. Meistens trafen bei dem durch den Nebel veranlaßten Dämmerlichte unsere Schüsse nicht, oder sie prallten von der harten Panzerhaut ab, und wurde auch einmal eins dieser Thiere verletzt, so tauchte es sogleich unter, und war unsern Blicken verschwunden.

Endlich verließen wir die Sandsteppen am Guayaquil. Nur die freundliche Erinnerung an die Gastfreiheit ihrer indianischen Bewohner, die, in ihren aus Bambus erbauten Hütten, uns immer mit der ihnen eigenen stillen Gutmüthigkeit aufnahmen, und uns mit den besten Fischen des Flußes bewirtheten, konnte uns einigermaßen mit den Unannehmlichkeiten dieser kurzen Reise versöhnen. Wir begannen nun den Fuß des Gebirges zu besteigen. Der Erdboden wurde feuchter und schlüpfriger. Bald traten wir aus dem Nebel, der uns bisher umgeben hatte, hervor, und vor unsern entzückten Blicken breitete sich eine lange Kette der Andes aus, amphitheatralisch emporsteigend bis zu den höchsten Gipfeln, durch die üppigste Fülle der bis zu unserer Nähe sich herabneigenden, in bunter Farbenmischung prangenden Wälder geschmückt. Dort hob der mächtige Chimborasso sein schneebedecktes Haupt in die Wolken, und schaute, glänzend von den Strahlen der Sonne erleuchtet, über dem duftigen Gürtel wie ein zweites Tagesgestirn herab. Dort, weiter rechts, sandte der niedrigere Gipfel des Cotopaxi eine Rauch- und Feuersäule zum Himmelsgewölbe hinauf, und unzählige andere Bergspitzen stiegen in seltsamen Formen aus den weit hingebreiteten, in endlose Ferne verschwebenden Cordilleren in die Höhe.

Mit einem Schauer der Ehrfurcht betrat ich den schmalen Pfad der uns in das Innere der mächtigen Waldung führte. Meine Gefährten mochten diese Empfindung theilen, denn einem sehr belebten Gespräche folgte plötzlich ein allgemeines Schweigen, dem jedoch der Lärm, welchen die zahllosen natürlichen Bewohner des Waldes hervorbrachten, Hohn zu sprechen schien. In dem Laubgewölbe über unsern Häuptern, das, durch wuchernde Schlingpflanzen verdichtet, dem Tageslichte nur wenige Oeffnungen bot, um hindurchzudringen, und eine matte Dämmerung zu verbreiten, sprangen neckische Affen mit wildem Geschrei hin und her, buntgefiederte Papagayen plauderten im unverständlichen, unaufhörlichen Geschwätz, Adler sandten in langen Zwischenräumen aus den Wipfeln der gewaltigen zweizeiligen Cypressen, in denen sie horsteten [158], gellende, durchdringende Töne herab, und das Gesumme der unzähligen Insekten, welche die duftenden Blüthen und reifen Früchte der Bäume umschwärmten, hielt das natürlichste aller Konzerte in einem ununterbrochenen Gange. Wir konnten uns anfangs nur mit Mühe von den Gegenstän-

den trennen, die unsere Bewunderung erregten, und unsere rothbraunen Führer, welche für die Schönheiten der Natur wenig Sinn zu haben schienen, mußten uns oft auf die Nothwendigkeit, unsere Reise zu beschleunigen, um Abends ein Obdach zu finden, aufmerksam machen. Sie beobachteten außerdem ein gänzliches Stillschweigen, waren stets bereit, auf jedes ihnen ungewöhnlich scheinende Geräusch hinzuhorchen, und setzten sonst, nach der Weise der Indianer, trüb und ernst ihren Weg fort.

Als wir tiefer in die Wälder eingedrungen waren, und uns von dem ersten allgemeinen Eindruck erholt hatten, erregten die einzelnen Merkwürdigkeiten, welche sich hier auf allen Seiten darboten, neuerdings unser Staunen. Die herrlichen Palmen mit ihren breiten gebogenen Schwertblättern, die prächtige Magnolie, der seltsame Seifenbeerenbaum, der schlanke Wachsbaum, und die immergrüne weithin Schatten verbreitende Eiche, ragten stolz über niedrigere Orangenhaine empor, in deren süßen Duft sich der aromatische Hauch der Vanille mischte. Nur an seltenen Stellen erweiterte sich der Pfad, und dann konnten wir in dem großen Raume, den unser Auge übersah, noch viele andere wunderbare Produkte des Pflanzenreichs, den schönen Liquidambar, die herrlichen Papayen, die schönblumige Königspalme, und viele tausend blühender Lianen, die den Boden mit einer undurchdringlichen Hülle bedeckten, wahrnehmen. Unter dieser Hülle, die wir nach der Weisung der Indianer nur vorsichtig betreten durften, hatten giftige Schlangen und Scorpionen ihren Aufenthalt. In dem Dickicht des Waldes hauste der Tiger, der Jaguar, und anderes Raubthier.

Kapitän Wharton, der Ostindien genau kannte, unterhielt mich durch lehrreiche Vergleichungen beider Länder, während der kecke Seekadett, James Lincolm, zum großen Verdruß der beiden Indianer, den sie jedoch nur durch Geberden äußerten, diesen vorauseilte, und ein lustiges Lied in das mannigfaltige Geräusch um uns her erschallen ließ. Je tiefer wir in den dichten Wald drangen, desto mehr nahm die Feuchtigkeit, welche uns von allen Seiten umgab, zu. Ein feiner Staubregen träufelte von dem Laubdache über uns herab, an den Stämmen der Bäume sickerte Wasser nieder, und der Teppich von Schlingpflanzen, über den wir hinschritten, bedeckte einen sumpfigen Grund. Diese Feuchtigkeit fiel

uns persönlich wenig beschwerlich, da in den für jeden Wind undurchdringlichen Waldgängen eine fortwährend gleiche, sehr warme Temperatur herrschte. Auf eine andere Weise aber drohte sie uns nachtheilig zu werden, denn als Frank auf eine uns in den Weg kommende Vicunnaziege, die ein Zufall von ihrer Heerde entfernt haben mußte, schießen wollte, versagte seine treffliche Doppelbüchse, und es fand sich bei näherer Untersuchung, daß das Pulver naß geworden und verdorben war. Das Nämliche nahmen wir auch bei unsern Büchsen und Pistolen wahr, und es wurde nun beschlossen, aus diesen sämmtlich die Schüsse zu ziehen, und nur die Pistolen des Seekadetten Lincolm, und das Gewehr des Jägers Frank auf jeden Zufall in schußrechtem Zustande zu erhalten, und damit die Feuchtigkeit nicht wiederum diese Vorsicht vereitele, die Ladung alle zwei Stunden zu erneuern.

Als es Abend, und die Sonne untergegangen war, zog eine Feuersäule leuchtender Insekten vor uns her, und verwandelte die Dämmerung, die in völlige Finsterniß überzugehen gedroht hatte, in die klarste Tageshelle. Der Gesang und das Geschwätz der gefiederten Waldbewohner schwieg, nur abgebrochen und vereinzelt ließ sich noch das Geschrei der Affen hören; aber das ferne, dumpfe Gebrüll der Raubthiere, die nach Beute suchten, wurde nun vernehmlich, und konnte auf jeden von uns, vielleicht mit Ausnahme der Indianer, seinen schaurigen Eindruck nicht verfehlen. Unsere Führer, welche bisher einen gleichmäßigen Gang beobachtet hatten, beschleunigten plötzlich ihre Schritte. Wir eilten ihnen nach, und hörten sie nach wenigen Minuten ein lautes Freudengeschrei ausstossen. Als wir sie eingeholt hatten, erkannten wir sogleich die Ursache ihres lauten Jubels, der uns, bei ihrer gewöhnlichen düstern Schweigsamkeit, in der That nicht wenig befremdet hatte, und waren nun auch unser Seits mit der Erscheinung, die sich unsern Blicken darbot, sehr zufrieden. Bei dem Scheine eines mächtigen Feuers, das wahrscheinlich die zahlreichen Raubthiere der Umgegend entfernt halten sollte, bemerkten wir auf einem geräumigen, rings vom Walde umgebenen Platze ein kleines indianisches Dorf. Sechs Hütten schwebten auf Bambusstämmen in der Luft. Zu jeder dieser Wohnungen führte eine schwankende Leiter von Rohr, und die Dächer waren von dicht verbundenen Schlingpflanzen gebildet. Ein In-

dianer, der sich in der Nähe des Feuers befand, und welchem ohne Zweifel die Sorge, dieses zu unterhalten, oblag, erwiederte das Geschrey unserer Führer im gleichen Tone, und diese zeigten uns nun an, daß wir hier, bei den Genossen eines ihnen befreundeten Stammes, unsere Nachtherberge finden würden. Jener Indianer war indessen herbeigekommen, und brachte uns, nachdem er mit einer eben so traurigen Miene, wie unsere Führer uns bisher gezeigt hatten, einige Worte mit diesem gewechselt, zu der größten der vor uns liegenden Hütten. Wir fanden im Innern derselben nichts, was sie von den gewöhnlichen Wohnungen der Indianer dieser Gegenden unterschieden hätte. Mann und Frau, deren rothbraune Leibesfarbe vom Scheine des in der Mitte der Hütte brennenden Feuers, an dem sie saßen, einen höhern Glanz erhielt, blickten stumm und traurig in die Flamme, und erwiederten langsam und feyerlich den Gruß, welchen unsere Führer ihnen in einem indianischen, uns unbekannten Dialekte boten.

Es wurden uns nun von der Frau gedörrter Mais, und das berauschende, aus derselben Frucht bereitete Getränk Chica geboten; wir aber zogen vor, uns des Vorraths zu bedienen, den wir mit uns führten, und auch von den Indianern wurde nicht verschmäht, was ihnen Frank auf unser Geheiß darreichte. Nach einem erquickenden Schlafe, verließen wir in der ersten Frühe des Morgens die indianische Wohnung, die uns ein gastliches Obdach gewährt hatte. Wir betraten wiederum den Schattengang des Waldes. Alles war froh belebt, wie am gestrigen Tage, und manche nur dem tiefen Innern der Wälder eigene Erscheinung, erregte unsere Aufmerksamkeit. Wir waren noch nicht weit gegangen, als uns ein Ereigniß begegnete, das leicht dem muntern Seekadetten das Leben hätte kosten können. Er war, wie immer, fröhlich voran. Da sah er etwas, wie die ausgehöhlte Rinde eines dünnen Baumstammes, quer über den Pfad hin, vor sich liegen. Der kecke Jüngling berührte es mit seinem Wanderstabe, um es zur Seite zu schleudern. Kaum aber hatte er dieses gethan, so erkannte er, daß er den Zorn einer scheußlichen Schlange gereizt hatte, die sich nun mit einem klappernden Getöse zusammenringelte, die grünen Augen starr auf ihn heftete, und sich bereit machte, auf ihn loszuschießen. Unerschrocken, aber betroffen, und unentschlossen, was er in diesem entschei-

denden Augenblicke thun solle, stand James Lincolm dem Unthiere gegenüber; da fuhr, schnell wie der Bitz, der ältere unserer zwei indianischen Führer an ihm vorüber, und traf die Schlange mit einem Schlage seines dicken Bambusrohrs so geschickt auf den Kopf, gerade zwischen die drohenden häßlichen Augen, daß sie diese für immer schloß, und nach einer krampfhaften Bewegung, mit der sie sich in ihrer ganzen Länge ausstreckte, kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab.

Die Indianer erhoben ein Triumpfgeschrei, und wir sahen nun diese zwei Menschen, die sich bisher nur kalt und düster gezeigt hatten, sich mit einer wahren Wuth über den getödteten Feind hinwerfen, ihm schnell den Kopf mit den schrecklichen Giftzähnen abschneiden, und mit großer Gewandtheit die Haut vom ganzen Leibe des Thieres ablösen. Sie wurden während dieses Geschäftes gesprächig, und berichteten uns, in kaum verständlichem Spanisch, dieses sey die giftigste aller Klapperschlangen, die sogenannte Schauerschlange, die man nur höchst selten in den Wäldern antreffe, und deren Fleisch von allen Indianern als der köstlichste Leckerbissen geschätzt werde. So sehr wir sie auch zur Fortsetzung der Reise antrieben, so konnten wir sie doch nicht zurückhalten, schnell ein Feuer von trocknem Rohr anzuzünden, einige Stücke des Schlangenfleisches dann zu rösten, und augenblicklich, mit großer Gierde, zu verzehren. Sie würden sich sogar mit den rohen Ueberbleibseln beladen haben, wenn unser ernstlich ausgesprochener Wille sie nicht daran verhindert hätte.

Der Wald, durch den wir unsern Weg fortsetzten, wurde nach einigen Stunden lichter, und wir traten bald an einem Bergabhange in's Freie. Hier eröffnete sich plötzlich eine entzückende Aussicht vor uns, von der sich unsere trunkenen Blicke nur schwer trennen konnten. Wir waren bisher immer aufwärts gestiegen, und befanden uns, ohne in der Umhüllung des Waldes durch äußere Gegenstände darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn, bereits in einer beträchtlichen Höhe. Jetzt konnte unser Auge diese ermessen, indem es an den gegenüber liegenden ungeheuren Felsenwänden, die mit weit hinaufsteigenden üppigen Wäldern wechselten, und von unzähligen, wie Silberfäden herüberglänzenden Wasserfällen durchschnitten waren, ein entscheidendes Verhältniß fand. In einer tiefen Schlucht, zu deren Boden dicht neben unserm schmalen Pfade eine mächtige

Felsenwand sich herabsenkte, schäumte ein gewaltiger Strom, dessen Rauschen wir schon fernher vernommen hatten, in wilden Fällen herab. Von der andern Seite des Weges her breiteten hohe Cedern, und der weiß glänzende Marienbaum, ein schattiges Dach über uns hin. Orange und Vanille überströmten uns mit süßen Wohlgerüchen, und unsere Begleiter, die neckischen Affen, die wir hier genauer beobachten konnten, als im Innern des Waldes, sprangen mit seltsamen Bewegungen von Ast zu Ast, neben uns her. Der Hintergrund des sich langhin vor uns ausstreckenden Thalkessels wurde durch den König des Gebirgs, den himmelstürmenden Chimborasso, geschlossen.

An dieser Stelle, die uns den reichsten Wechsel der Aussicht, und unter dem Schatten der Bäume, so wie durch den Luftzug des Stromes eine erquickende Kühlung darbot, beschlossen wir die Mittagsstunden zuzubringen. Unser Mundvorrath wurde ausgepackt, und wir genossen im Schatten einer reichblättrigen Palme unsere Mahlzeit, während die Indianer, welche in einiger Entfernung von uns am Boden saßen, durch Trank und Speise, die wir ihnen reichen ließen, nicht den traurigen Gedanken an die Entbehrung des zurückgelassenen köstlichen Schlangenfleisches verbannen zu können schienen.

Wir waren nach unserm einfachen Mahle in einer lebhaften Unterhaltung über alles, was sich in diesem Augenblicke darstellte, begriffen, als plötzlich der ältere der beiden Indianer uns ein Zeichen gab, zu schweigen, und mit an den Boden gelegtem Ohre auf ein uns durchaus unvernehmliches fernes Geräusch zu horchen schien. Wir schwiegen Alle, und sahen in gespannter Erwartung dem fernen Beginnen des Indianers entgegen. Nach wenigen Momenten stand er leise auf, und winkte uns zu folgen. Er führte uns gerade in den Wald, indem er die Zeichen, still und behutsam zu seyn, wiederholte. So leise als möglich zerbrach er die Zweige, die uns im Wege waren. Oft stand er still, und horchte wieder in die Ferne. Nach einer kurzen Wanderung vernahmen nun auch wir das Hülfsgeschrei einer weiblichen Stimme. Wir gingen rascher vorwärts. Kaum konnte der feurige Lincolm von uns zurückgehalten werden, sich voreilig einer unbekannten Gefahr allein entgegen zustürzen. Hier sollten wir Zeugen einer empörenden Grausamkeit werden, oder vielmehr Werkzeuge der Vorsehung, durch welche sie

eine arme unschuldige Indianerin, die wir an einen Baum gebunden, von bewaffneten Spaniern umringt, erblickten, aus den Händen dieser Wüthriche erretten wollte. Einige Schüsse, und die Pfeile, welche unsere Indianer abschossen, waren hinreichend, die Spanier in die Flucht zu jagen, nachdem sie einen der Ihrigen hatten fallen sehen. Der Seekadett löste sogleich die Bande der jungen Indianerin, und kaum sah sie sich befreit, so fiel sie vor ihrem Retter nieder, um ihm ihren glühenden Dank auszudrücken.

Nach einiger Zeit gelang es uns, das lebhaft bewegte Kind zu beruhigen. Auf unser näheres Befragen erfuhren wir, daß sie sich Yanna nenne, und mit ihren Eltern und Stammverwandten ein tief im Walde verborgen liegendes Dorf bewohne. Sie habe am heutigen Morgen ihre Wohnung verlassen, um im Walde Cocabeeren, deren sich die Indianer unter einander als Münzen bedienen, zu sammeln. Bei diesem Geschäfte sey sie, ohne es wahrzunehmen, weiter von dem Wohnplatze ihrer Eltern abgekommen, als gewöhnlich, und plötzlich von den wilden Männern überfallen, und von diesen mit den grausamsten Martern bedroht worden, wenn sie ihnen nicht sogleich den Weg zu ihrem Dorfe zeige. Sie aber habe die räuberische Absicht der Spanier erkannt, und sich durchaus geweigert, ihrem Verlangen Genüge zu leisten. Das Uebrige war uns bekannt. Wir mußten den Muth des jungen Mädchens bewundern, das — fast noch ein Kind — eher den martervollsten Tod geduldig leiden, als die Seinigen verrathen wollte.

Yanna ließ nun mit Bitten, sie zu ihren Eltern zu begleiten, nicht ab. Nach einer kurzen Besprechung mit unsern Führern, die zu unserm Befremden schweigend, und indem sie, mit einer unter diesen Indianern gebräuchlichen Ehrenbezeugung, die rechte Hand auf's Herz legten, vor dem Mädchen gestanden hatten, entschlossen wir uns, in Yannas Begehren zu willigen. Der Umweg war unbedeutend, und da das Mädchen, wenn wir es verließen, leicht wieder in die Gewalt ihrer Peiniger hätte gerathen können, so schien es uns gleichsam eine Pflicht, ihr fernern Schutz bis in ihre Heimath zu gewähren. Die Indianer schienen ohnehin aus irgend einem geheimen Beweggrunde diese Abweichung von unserm Wege gern zu sehen, und hatten sich alle Mühe gegeben, sie uns wohlgefällig zu machen. Wir hatten einen Indianer nach unserm Ge-

päck ausgeschickt, welcher bald damit zurückkehrte. Auch der andere Führer fand sich bald, der indessen mit der den Indianern eigenen Vorsicht und Gewandtheit das benachbarte Buschwerk auf Händen und Füßen durchkrochen hatte, um nachzusehen, ob die entflohenen Spanier etwa in der Nähe verborgen seyen, und die Richtung des Weges beobachten könnten, den wir einschlagen würden, mit der Versicherung ein, daß von den Buschkleppern auch nicht die geringste Spur mehr wahrzunehmen sey.

Wir folgten nun der Leitung unserer Geretteten. Diese schritt anfangs langsam am Rande des Waldes hin, und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit jeden Baum von beträchtlichem Umfange. Endlich blieb sie bei einer thurmhohen Wachspalme stehen, an der sie, wie ihre freudeleuchtenden Blicke sagten, ein Zeichen wahrgenommen hatte, das wir jedoch bei aller Anstrengung nicht zu bemerken vermochten. Sie warf noch einmal scheu und forschend die glänzenden Blicke über den Waldraum, und nach der Gegend hin, wo die Spanier verschwunden waren. Dann wand sie sich zwischen dem Palmenstamme und einer neben diesem stehenden Ceder durch, indem sie uns aufforderte, ihr auf diesem Wege zu folgen. Wir mußten auf ähnliche Weise uns noch zwischen mehrere Bäume, an denen Yanna gewisse Merkmale aufsuchte, hindurchdrängen, und befanden uns dann plötzlich auf einem gangbaren Waldpfade. Noch vor Abend gelangten wir zu dem Dorfe, welches Yanna's Eltern bewohnten. Wir waren erstaunt, hier eine bedeutende Anzahl von Wohnungen zu finden, die sämmtlich den Stempel einer bei den Indianern ungewöhnlichen Zierlichkeit trugen, und von bedeutendem Umfange und ansehnlicher Höhe waren. Freilich waren auch diese Häuser von Bambus zusammengesetzt, und ruhten, um sie vor den Schlangen und Raubthieren zu bewahren, auf hohen Pfählen, allein die Formen der von Rohr geflochtenen Dächer hatten etwas ganz Eigenthümliches, wie ich mich nur erinnere, an alten maurischen Gebäuden in Spanien gesehen zu haben. Yanna führte uns auf ein Gebäude zu, das, in seiner Breite und Höhe, ein wahrer Pallast von Bambus genannt werden konnte. Indem wir uns diesem näherten, und das Mädchen, nach der Sitte der Indianer, ein Freudengeschrei ausstieß, um die Ankunft von Gästen anzuzeigen, blieben unsere Führer unter einem eifrigen Gespräche, in der uns unver-

ständlichen Sprache ihres Stammes, in einiger Entfernung hinter uns zurück.

Die Verirrung von Fremden in diese Gegend mochte etwas sehr Seltenes seyn, denn in wenigen Augenblicken sahen wir uns von sämmtlichen Bewohnern des Dorfes, die uns mit neugierigen aber gutmüthigen Blicken betrachteten, umringt. Alle Genossen dieses indianischen Stammes, Männer und Weiber, waren fast von so weißer Leibesfarbe, wie die Europäer. Auch zeichneten sie sich durch schlanken und kräftigen Wuchs, und durch eine regelmäßige Gesichtsbildung vor andern Indianern aus. Die Weiber ließen die langen schwarzen Haare über den Rücken herabfallen. Alle aber ohne Unterschied des Geschlechts, trugen goldne Ohrenringe, wodurch wir an die frühern Urbewohner von Peru, welche den grausamen Verfolgungen der Spanier unterlegen waren, erinnert wurden. Bald hatte Yanna unter dem Haufen der uns Umgebenden einen Mann und eine Frau aufgefunden, zu denen sie in ihrer Sprache sehr lebhaft, und mit ausdrucksvollen Geberden sprach. Wir irrten nicht, indem wir diese Leute für ihre Eltern ansahen, und vermutheten, daß sie diesen die Begebenheit mittheilte, die uns mit ihr zusammengeführt hatte. Während Yanna redete, hatten wir Gelegenheit, ihre Eltern genau zu betrachten. Beide unterschieden sich durch eine gewisse Würde in ihrer Haltung, und durch einen seltsamen, aus rothen Federn bestehenden Kopfputz, von den übrigen Bewohnern dieser Waldgegend. Alle Genossen des Stammes hatten auch, als jene Beiden in den Kreis getreten waren, sich ehrfurchtsvoll zurückgezogen, und wir konnten, sowohl aus dem auszeichnenden Kopfputze, als aus diesem Benehmen, den Schluß ziehen, das Yanna's Vater das Oberhaupt dieses in Abgeschiedenheit von der übrigen Welt lebenden indianischen Völkchens sey. Kaum hatte Yanna ihren Bericht geendet, so traten ihre Eltern in großer Bewegung auf uns zu, warfen sich vor uns nieder, und küßten unsere Kleider und unsere Hände, so viele Mühe wir uns auch gaben, sie von diesem Verfahren abzuhalten. In spanischer Sprache strömten die innigsten Danksagungen von ihren Lippen. Der ganze Haufe war mit ihnen zugleich auf die Kniee gesunken, und wir sahen uns hier mit einemmale, zu unserem nicht geringen Befremden, zum Gegenstande der Verehrung eines zahlreichen Indianerstammes gemacht.

Der erste Sonnenstrahl des nächsten Morgens rief uns von unserm Lager auf, und ermahnte uns zur weiteren Wanderung. Unsere freundlichen Wirthe suchten uns durch Bitten zu bewegen, unsern Aufenthalt bei ihnen zu verlängern; Yanna sprach so beredsam, daß es schwer war, ihr zu widerstehen; allein unsere Reise war so genau berechnet in ihrer Dauer auf die Verhältnisse Wharton's, daß wir durchaus keinen Tag verlieren durften. Wir schieden. Herzliche Wünsche für unser Wohl begleiteten uns, und ach! wir ahneten nicht, wie bald, und unter welchen traurigen Umständen wir zu diesen friedlichen Wohnungen zurückkehren würden.

Vor dem Hause fanden sich unsere Führer wieder zu uns. Ehe wir den Wald betraten, sahen wir uns noch einmal nach dem gastlichen Dörfchen um. Viele versammelte Indianer riefen uns in einem kläglichen Tone einen Scheidegruß nach; Yannas weißes Tuch flatterte in den Lüften. Wir verließen ungefähr nach einer Stunde wiederum das schattige Waldgebiet, und traten aufs neue an den Bergrand der weiten Schlucht hinaus, die gestern Mittags schon, an einer weiter unten befindlichen Stelle, zu unsern Füßen gelegen hatte. Hier zeigte sich die Natur noch großartiger und wilder, als dort. Die kahlen Felsenrippen des ungeheuern Gebirges traten nackt, und wenig mehr von herabsteigenden Waldungen unterbrochen, an den Tag. Die Schlucht an der wir hinwanderten, hatte sich beträchtlich erweitert, ihre mächtigen Felsenwände zogen sich, indem sie sich dem Abgrunde näherten, immer mehr zurück, und der gewaltige Strom, über dem wir auf dem steinigen Abhange schwebten, strömte in furchtbaren Cataracten[159], deren Donnergebrüll jeden unserer Laute verschlang, ins Thal hinab. Nach und nach verschwand der Wald, der noch immer die eine Seite unsres Pfades begrenzt hatte, und auch hier stiegen nun Thurm hohe Felsen empor, welche den Weg, den wir zu nehmen hatten, so nahe an den Rand der in die Fluth hinablaufenden Bergwand drängten, daß wir nur einzeln, und mit der größten Vorsicht, oft sogar mit Lebensgefährlichen Sprüngen unsere Wanderung fortsetzen konnten. Der breite Fuß des Chimborasso zeigte sich in immer größerer Ausdehnung vor unsern Blicken; sein schneebedeckter Gipfel aber glänzte nicht mehr in ungetrübter Heiterkeit, wie am gestrigen Mittag, zu uns herüber. Eine dichte Nebelhülle verbarg ihn, und senkte

sich immer tiefer herab. Unsere Indianer hielten das für kein gutes Zeichen, und erklärten, daß Sturm und Gewitter eine unausbleibliche Folge dieser Erscheinung seyen. Von der furchtbaren Gestalt, in welcher sich solche Naturereignisse in den Cordilleren zu zeigen pflegen, war uns viel Zurückschreckendes berichtet worden. Dennoch wünschte sie unsere Neugierde herbei, und jene grausen Schilderungen konnten diese nur in einem höhern Grade erregen. Nur zu bald wurden unsere verwegenen Wünsche erfüllt. Das Nebelgewölk um den Gipfel des Chimborasso hatte bald auch die ganze Breite seines Fußes bedeckt. Ueber unserm Haupte stiegen drohende Wetterwolken auf. Die Atmosphäre, in der wir wandelten, war glühend, und dabei so feucht, daß die Werke in unseren Taschenuhren von Rost anliefen, und still standen. Der Fluß zu unseren Füßen brauste wüthender, seine Wassermasse vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, und machte den Felsen unter uns erbeben. Im höhern Gebirge mußten schon furchtbare Regenströme gefallen seyn. Aus den Felsenspalten, welche sich in dem aufsteigenden Gestein an der einen Seite unseres Weges befanden, stürzten plötzlich reißende Bäche hervor, die kleine Baumstämme und Gesträuch, und eine Menge von Schlangen und großen Kröten, welche dem Drange des Wassers nicht widerstehen konnten, mit sich führten, und in einem ungeheuern Schwunge, in den breiten, fast zu einem See anschwellenden Fluß der Schlucht, hinabschleuderten. Oft strömte ein solcher schnell entstandener Bach mit einem Male auf einen von uns los, und wir hatten Mühe, uns gegen seine Gewalt auf den Füßen zu erhalten, und den trockenen Weg wieder zu gewinnen. Noch seltsamer schien es uns, daß mehrere Mal dicht hinter, oder gerade vor uns, aus den Schlingpflanzen, die sich über den Pfad hinrankten, ein solcher Bach vor unsern Augen entsprang, und sich in den großen Strom stürzte.

Nun ließ sich auch der Donner vernehmen, mit einer Gewalt und einem Wiederhalle in den hohen Gebirgen, wovon wir keine Ahnung gehabt hatten. Es war, als stürzten alle ungeheuren Felsenmauern um uns zusammmen, und dieses entsetzliche, unbeschreibliche Krachen drohte uns unserer Besinnung zu berauben. Blitz folgte auf Blitz. Ueber uns, um uns, unter uns, — Alles ein Feuermeer, das gräßliche Rollen des Donners, ohne Unterbrechung,

das Getöse des schwellenden Stromes immer näher zu uns empor-brausend!

Es fing an zu regnen. Unsere Führer hielten es nun durchaus für nothwendig, eine Zufluchtsstätte aufzusuchen, die uns hinlänglichen Schutz gegen das, wie sie versicherten, erst im Entstehen begriffene Wetter, geben könne. Während wir unter einem Felsenvorsprunge ein nothdürftiges Obdach fanden, eilte einer von ihnen voraus, um das ersehnte Asyl 16° zu erspähen. Der Andere äußerte indessen auf unsere nähern Erkundigungen, daß die drohendsten Anzeichen zu einem außerordentlichen Naturereignisse vorhanden seyen, daß wahrscheinlich einige Ausbrüche der Vulkane in der höhern Gebirgsregion dieses veranlaßten, und wir bei dem völligen Ausbruche des Wetters, in diesem Felsenthale, das die Gewitterwolken nicht sobald weiter ziehen lasse, in der größten Gefahr schweben würden. Nach einer halben Stunde, in der sich der herabfallende Regen beträchtlich vermehrt hatte, kehrte der andere Indianer zurück. Er hatte eine geräumige Höhle gefunden, die uns völlige Sicherheit versprach. Sie war höher gelegen, als die Stelle, auf der wir uns in diesem Augenblicke befanden, und schien deshalb gegen das Eindringen des sich allenthalben sammelnden Wassers geschützt. So lautete der Bericht des zurückkommenden Indianers. Wir begaben uns sogleich auf den Weg dahin. Mit großer Beschwerlichkeit, und selbst mit bedeutender Gefahr, schritten wir über den schlüpfrig gewordenen Felsenpfad hin. Als wir uns um eine hervortretende Klippe wandten, sahen wir, so viel es der Regen, und der freilich noch nicht sehr dichte Nebel erlaubte, einen von dem unsrigen abführenden breiten Pfad zu unserer Seite, der gerade bergan nach einer waldigen Berghöhe führte. Die Felsen blieben hinter uns; so schnell, als der abschüssige und nasse Boden erlaubte, erklimmten wir die Anhöhe, und folgten nun unsern Führern auf einem mehr betretenen Wege, als es gewöhnlich die Gebirgspfade in den Andes sind, in das Dickicht des Waldes.

Noch hatte der Regen nicht durch das dicke Laubdach, das sich über unsern Häuptern wölbte, durchdringen können. Die Indianer versicherten uns aber, daß, wenn er sich nach und nach in den breiten Blättern der hohen Palmen und Bananen angesammelt habe, und diese endlich die immer zunehmende Last nicht mehr zu tragen ver-

möchten, er dann mit einer Gewalt herabstürze, die die Wanderung im Walde eben so gefährlich mache, als auf offenem Wege. Das Leuchten der Blitze war unaufhörlich, und umgab uns, indem es das Laub des Waldes durchdrang, mit einer seltsamen grünlich glänzenden Helligkeit. Zu dem furchtbaren Gebrülle des Donners gesellte sich noch das Getöse eines wüthenden Orkans, der sich stoßweise erhob, und Früchte und Blätter auf unsern Pfad herabschleuderte. Durch das ängstliche Geheul der Affen, und das Schreien der schutzsuchenden Papagayen, und anderer Vögel, wurde die Scene noch seltsamer und schrecklicher. Dennoch schien keiner von uns Furcht zu empfinden, und das Neue dieser Lage dünkte uns anziehender, als ihr Gefährliches uns schreckte.

Wir waren noch nicht weit gegangen, als der Indianer, der uns das Daseyn eines Zufluchtsortes angezeigt hatte, auf eine niedrige und schmale Oeffnung deutete, die sich an dem Fuße eines mit Bäumen und einzelnen Felsenstücken bedeckten Hügels unsern Blicken darbot. Dieses sey, wie der Führer weiter berichtete, der Eingang in eine ziemlich geräumige Höhle, in der wir vollkommen sicher bleiben könnten, bis das Wetter vorübergezogen sey. Da in diesem Augenblicke die Vorhersagung der Indianer in Erfüllung ging, und das Wasser in solcher Masse, und mit solcher Gewalt aus dem Laubgewölbe herabfiel, daß es uns zu Boden zu werfen drohte, so folgten wir dem Beispiele unserer amerikanischen Reisegefährten, die sich durch jene Oeffnung bereits in das Innere der Höhle begeben hatten.

Nachdem der steile Boden vor dem Eingange mit Mühe von uns erklettert war, und wir zugleich auf unserer Hut hatten seyn müssen, nicht an die tief sich herabneigende Decke zu stossen, traten wir in eine geräumige Halle von ansehnlicher Höhe. Das Gewölbe, unter dem wir standen, verengte sich zwar gleich über unsern Häuptern, stieg aber dann in einer ansehnlichen Felsenspalte, durch deren obere Oeffnung das falbe Leuchten der Blitze hereindrang, und eine seltsame Dämmerung verbreitete, sehr hoch hinauf. Die Höhle schien sich in einem schmalen Gange noch weiter in den Hügel zu erstrecken, wir aber empfanden keine Begierde, dieses näher zu untersuchen. Durch die Oeffnung, welche sich in dem Gewölbe befand, hatte auch bereits der Regen sich einen Weg gesucht, allein

das Wasser sammelte sich in einer weit zurückliegenden Vertiefung des Bodens, so daß es uns auf den höhern Stellen in der Nähe des Eingangs nicht beschwerlich fiel.

Noch immer tobte das Wetter so gewaltig, daß wir uns vor seinem übertönenden Getöse nicht durch Worte verständigen konnten, und jeden Gedanken an eine gesellige Mittheilung aufgeben mußten. Wenn wir glaubten, die empörte Natur habe ihre Kräfte erschöpft, und müsse nun endlich aufhören, ihre mächtige Stimme im Donner und Sturm vernehmen zu lassen, so überzeugte uns bald der zunehmende Sturm und der stärker rollende Donner von ihrer übermächtigen Gewalt, die in jenen Regionen keine Schranken kennt. Zwischen dem Donnergebrüll unterschieden wir das Getöse der vom Sturme entwurzelten und niederstürzenden Bäume, das Toben der entfesselten Waldströme, das Angstgeschrei der Thiere des Waldes. Indessen wurde es, da die Blitze nur noch selten und sehr matt leuchteten, so düster in der Höhle, daß wir einige Schritte vom Eingange nichts erkennen konnten. Wir waren eben im Begriffe, uns durch die Oeffnung hinauszubegeben, um im Freien die Rückkehr unserer Indianer zu erwarten, als ein Stöhnen und seltsames Brummen im Hintergrunde der Höhle unsere Schritte zurückhielt, und unsere ganze Aufmerksamkeit rege machte. Wharton und ich horchten nach jener Gegend hin. Der verwegene Seekadett aber, und mein Jäger Frank tappten und griffen sich bereits an den Wänden der verdächtigen Stelle näher.

„Was wollt ihr thun?“ rief der Kapitain, als er ihr Unternehmen bemerkte. „Es ist gefährlich, sich so unbedachtsam einem unbekannten Etwas entgegenzustellen. Kommt gleich zurück! In diesem Lande lauert das Verderben in tausend neuen Gestalten.“

Die beiden kühnen Burschen hatten ihn nicht vernommen. Sie waren in die Tiefe der Höhle gedrungen, und kehrten bald mit Ausrufungen des Erstaunens zurück. Jeder von ihnen trug in den Armen ein junges, seltsam gezeichnetes Thier von der Größe einer Katze, aber von stärkerem Knochenbaue, und mit großen scharfen Schneidezähnen versehen. Die Augen der jungen Thiere leuchteten grünlich, starke Krallen waren an ihren Pfoten, und die blutrothe Zunge hing spielend aus dem Munde herab. Kaum hatte Wharton die Thiere erblickt, so rief er mit allen Zeichen und dem Tone des

höchsten Entsetzens: „Fort von hier sogleich, oder wir sind Alle verloren! Unser Unglück hat uns zu dem Lager" — Er wurde durch das furchtbare Angstgeschrei unserer Indianer unterbrochen. Diese stürzten, wie ich durch die Oeffnung bemerkte, den Weg, den sie eingeschlagen, hatten, wieder zurück. Ein schreckliches Wort aus ihrem Munde enthüllte mit einem Mal die gefährliche Lage, in der wir uns befanden. „Ein Tiger! Ein Tiger!" hallte es mit Zettergeschrei durch den Wald. Des Kapitains unvollständige Rede war nun ergänzt, unser Unglück hatte uns zu dem Lager des blutgierigsten aller Raubthiere geführt. Das wüthende Thier mußte den Indianern auf den Fersen seyn. Mit ungemeiner Schnelligkeit und Gewandtheit erkletterten sie zwei hohe Cederstämme, die in der Nähe des Höhleneinganges standen, und verbargen sich in ihren Wipfeln. Nach einer vorübergehenden Bestürzung, die mich für einige Augenblicke unthätig machte, griff ich schnell nach meinem Gewehre. Wharton aber hatte seine ganze Kälte und Besonnenheit wieder gewonnen, und, indem er selbst sogleich Hand anlegte, forderte er uns auf, ihm einen großen Stein, der in unserer Nähe lag, vor die Oeffnung des Einganges wälzen zu helfen. Das Gefühl der dringenden Gefahr steigerte unsere Kräfte. Schon hörten wir das furchtbare Gebrüll des herannahenden ergrimmten Raubthieres. Wir waren unrettbar seine Beute, wenn es eher den Eingang erreichte, ehe uns dessen Sperrung gelungen war. Da sprengte es in ungeheueren Sätzen heran, da sahen wir, wie es sich bückte, um durch die Oeffnung hereinzuschlüpfen, aber in diesem verhängnißvollen Augenblicke war auch unser Werk vollbracht, und der schwere Stein, der durch seine Lage auf dem nach außen hin abschüssigen Boden, an Gewicht gewann, stand seinem Eindringen im Wege.

Zwischen dem Stein und der obern Wand des Einganges, war eine Spalte geblieben, durch diese sahen wir einen Theil von dem Kopfe des Tigers, und seine feurigen Augen, die sich wie Räder drehten, starrten zu uns herein. Sein gräßliches Brüllen hallte furchtbar in dem Gewölbe der Höhle wieder, und wurde durch das heisere Brummen der Jungen, die Lincolm und Frank weit hinweggeschleudert hatten, erwiedert. Vergebens bemühte sich unser blutlechzender Feind, den Stein, der ihm den Eingang verwehrte, mit seinen Krallen zu packen und zu bewegen; vergebens versuchte er,

indem er seinen Kopf dawider stemmte, ihn mit dem ganzen Andrange seines Körpers von der Stelle zu schieben. Diese mißlungenen Versuche und die Besorgniß um seine Jungen, steigerten seine Wuth. Sein Gebrüll wurde zu einem entsetzlichen, das Innerste durchschneidenden Geheul, und seine immer mehr erglühenden Augen schossen Blitze in die Nacht unseres Aufenthaltes. „Jetzt ist es Zeit, nach ihm zu schießen," sagte Wharton mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Nehmt nur die Augen auf's Korn, dann geht die Kugel gerade in's Gehirn, und das Unthier stört uns nicht mehr." Doch mit Schrecken wurden wir inne, indem wir losdrückten, daß das Pulver naß geworden und verdorben war. Diese Entdeckung versetzte uns in die höchste Bestürzung. Vergebens suchten uns die Indianer draußen zu Hülfe zu kommen, indem sie ihre Pfeile auf den Tiger abschossen; nur einer traf endlich, und verwundete das Thier dicht am Auge, so daß der Pfeil in der Wunde stecken blieb. Doch bald befreite es sich von dem Pfeile, dem ein Strom von Blut aus der Wunde folgte, und legte sich auf's neue vor die Oeffnung.

Um unsere Gefahr auf's Höchste zu steigern, mußte Frank durch seinen rohen Jägersinn verleitet werden, die beiden Jungen mit einem Stricke zu erwürgen, und sie mit dem Ende seines Büchsenlaufes dem alten Tiger hinauszuschieben, bei dessen entsetzlichem Geheul wir erbebten, und den unsinnigen Frank verwünschten, der aber keine Spuren von Besinnung und Reue zeigte, sondern nur die Betäubung der Todesangst und des Schreckens.

In diesem Augenblicke verkündigte uns ein schreckliches Geschrei der Indianer ein neues drohendes Uebel. Ein zweiter Tiger näherte sich in ungeheuren Sprüngen, indem die Gesträuche und jungen Bäume unter seinem wilden Anlaufe zusammenbrachen. Es war die Mutter der erwürgten Jungen, und ihr Geheul übertraf an Furchtbarkeit Alles, was wir bisher gehört hatten. Auch in der Anstrengung, mit welcher sie den Eingang der Höhle zu erstürmen suchte, als ihre weit geöffneten dampfenden Nasenlöcher durch die Witterung[161] ihr die Mörder ihrer Jungen verrathen hatten, erkannten wir bebend die Größe ihrer Wuth, und unsere Gefahr. Als diese Anstrengungen vergeblich waren, sprang sie unter entsetzlichem Geheul auf den Fuß des Hügels, dann mit blitzesschnellen Sprüngen hinauf und hinab an dem Felsstücke, welches unsere Brustwehr bildete,

so daß wir kaum ihre Gestalt wahrnehmen konnten. Auf einmal setzten sich Beide, nachdem sie einige Augenblicke neben einander, wie in Berathung still gestanden hatten, in Trab, und waren, indem sie nach derselben Seite forteilten, unseren Augen entschwunden. Ich konnte mich nicht enthalten, in dieser Entfernung unserer racheschnaubenden Gegner eine Aussicht auf unsere Erlösung zu erblicken, und äußerte dieses laut. Wharton aber schüttelte ernst das Haupt, und sagte: „Schmeicheln Sie sich ja nicht mit der Hoffnung, daß diese Thiere eher von uns ablassen werden, als bis sie überzeugt sind, der Tod habe ihre Rache übernommen und ausgeführt. Diese Höhle bleibt unser Grab. Von hier ist kein Entrinnen, und die Stunden, die wir noch zu leben haben, sind gezählt." Ungeachtet dieser Versicherung des Kapitains, schien doch schon im nächsten Augenblicke ein Hoffnungslicht unsere verzweiflungsvolle Lage zu erhellen. Wir hörten uns, von außen her, bei Namen nennen, und sahen zu unserm Erstaunen die beiden Indianer vor dem Eingange der Höhle stehen. Mit dem ganzen lebendigen Geberdenspiel, welches der Indianer nur, wenn seine Leidenschaften erregt worden sind, anwendet, und das gegen seine sonstige ruhige Schwermuth so auffallend absticht, forderten sie uns auf, unsern Kerker zu verlassen, und mit ihnen den einzigen möglichen Rettungsversuch zu wagen. Dieser bestand in eiliger Flucht, während der Tiger und die Tigerin den Hügel umkreiseten, um einen andern Durchgang in das Innere der Höhle zu suchen, ehe sie zurückkehren, und dann gewiß ihr festes Lager vor dem Eingange wieder nehmen würden.

Keiner von uns zauderte, der Aufforderung unserer Führer zu entsprechen. Mit großer Geschwindigkeit ward der Stein von der Oeffnung hinweggewälzt, und wir krochen nun so schnell als möglich aus unserm Grabe hervor. Wharton war der Letzte. Er hatte sein gutes Doppelgewehr nicht im Stiche lassen wollen, während wir Uebrigen nur bemüht waren, den Schreckensort auf das eiligste zu verlassen. Als wir uns sämmtlich im Freien befanden, war jedes fernere Verweilen von der höchsten Gefahr. Aus der Ferne hörten wir jetzt wiederum das Brüllen der Tiger, und wir folgten gern dem Beispiele der Indianer, die im schnellsten Laufe nicht den Pfad, welchen wir gekommen waren, sondern einen andern, welcher als Fortsetzung von jenem seitwärts führte, einschlugen. Durch die

Baumstämme, welche der Sturm in den Weg geschleudert hatte, und durch die Schlüpfrigkeit des Bodens, wurde uns die Flucht sehr erschwert. Besonders hatte Wharton, der, wie die meisten alten Seemänner, eine gewisse Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit des Ganges besaß, große Mühe, vorwärts zu kommen, und wir mußten seinetwegen zum öftern unsern eiligen Lauf unterbrechen. Obgleich dem Seekadetten alle Leichtigkeit und Gewandtheit der Jugend eigen war, so hielt er sich doch, aus Anhänglichkeit und Ergebenheit an seinen Obern, immer in dessen Nähe, und theilte so mit diesem die Gefahr, bei der zu erwartenden Verfolgung der Tiger, zuerst deren Angriff ausgesetzt zu seyn.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde lang in dieser Weise unsere Flucht fortgesetzt haben, als wir in's Freie gelangten, und der Wald hinter uns blieb. Wir standen am Abhange eines kahlen Hügels, und der Pfad führte nun an den Rand einer Bergspalte, welche die verengte Fortsetzung der uns bekannten Schlucht seyn mochte. Ein lautes Geschrei der voraneilenden Indianer schlug plötzlich an unsere Ohren. Ihr geübterer Sinn hatte sie früher vernehmen lassen, was wir erst einige Augenblicke nachher gewahrten und erkannten. Das Knacken junger Baumstämme im Walde, ein Gebrüll, das sich in immer größerer Nähe wiederholte, verrieth uns, daß die Tiger unsere Spur aufgefunden hatten, und uns verfolgten. Mit der Hast der Verzweiflung stürzten wir den Pfad hinab, nach der Felsenspalte hin. Ueber dieser schwebte eine jener luftigen Binsenbrücken, die nur auf beiden Seiten des Abgrundes mit Stricken von Schlingpflanzen befestigt, bei jedem Tritte hin und her schwanken, und nur von dem leichten Fuße eines Indianers, oder dem eines Mannes, der jene Gegenden vielfach durchwandert hat, mit Sicherheit betreten werden. Tief unten rauschte der Waldstrom, und tausend Felsenzacken starrten drohend an den hinabsteigenden Wänden empor. Mein Jäger und ich hatten auf unseren Jagdfahrten in den mexikanischen Gebirgen schon zum öftern solche Brücken überschritten, und eilten daher, indem wir vorsichtig die Mitte hielten, ohne Schwierigkeiten unsern Führern nach. Auch der gewandte James flog mit der Leichtigkeit eines Rehes über das Binsengeflecht hin. Nur Wharton, der es langsam betreten hatte, stand noch in der Mitte des stark schwankenden Uebergangpunktes, und

war bemüht, das verlorne Gleichgewicht wieder zu gewinnen, als die beiden Tigerthiere am Rande des Waldes erschienen, und, als sie uns erblickten, mit wüthendem Gebrüll, und in mächtigen Sprüngen den Hügel herabstürmten. Mit einer raschen Bewegung befreite sich Wharton aus seiner unangenehmen Lage, und erreichte den Rand der Felsenspalte. Wir waren, unsern Führern folgend, einen felsigen Hügel, der vor uns lag, hinangeklettert. Nur James Lincolm war an der Binsenbrücke stehen geblieben, und erleichterte seinem Kapitain das Betreten des festen Bodens. So nahe nun auch die furchtbaren Thiere uns schon waren, so verlor Wharton doch seinen Muth und seine Besonnenheit nicht. Er kniete am Rande der Felsenspalte nieder, und durchschnitt mit seinem Degen so schnell als möglich die Stricke, welche die Binsenbrücke an dieser Seite befestigten. Sein Werk war vollbracht, ehe noch unsere blutgierigen Verfolger an dem jenseitigen Rande der Spalte anlangten, und die Brücke fiel auf unsere Seite herab, während sie an der gegenüber befindlichen Felsenwand, durch die dort noch unbeschädigten Stricke gehalten, in senkrechter Lage hängen blieb.

Kaum hatte sich der Kapitain, dem wir Alle für die von ihm in's Werk gesetzte Vorsichtsmaßregel den größten Dank schuldig waren, vom Boden aufgerafft, so stürzte die Tigerin herbei, und machte auch ohne weitere Verzögerung sogleich den Versuch, die Felsenspalte zu überspringen. Es war ein furchtbar schöner Anblick, das gewaltige Thier hoch in der Luft über einem Abgrunde schweben zu sehen. Dieses Schauspiel ging mit Blitzesschnelle vorüber. Die Kraft des Thieres war zu dem ungeheuren Sprunge nicht hinreichend gewesen. Es stürzte in die Tiefe, und indem an den Felsenzacken sein Gebein zerschellte, drang sein Jammergeheul herzdurchschneidend zu uns herauf. Der Tiger, welcher seiner Gefährtin auf dem Fuße nachgefolgt war, ließ sich durch ihr Schicksal nicht abschrecken. An seinem lautern Brüllen, an dem Schaume, der seinem Rachen in großen Blasen entquoll, konnten wir seine gesteigerte Wuth erkennen. Er war glücklicher, als die Tigerin. Es gelang ihm, mit einem riesenmäßigen Sprunge den diesseitigen Rand zu erreichen, so daß er sich mit den Krallen der Vordertatzen in diesen einklammern konnte, und nun bemüht war, die Hinterfüße nachzuziehen. Bei Erscheinung dieser neuen Gefahr, brachen die

Indianer, nach ihrer Sitte, in ein wildes Geschrei aus, und setzten sich in Bereitschaft, ihre gewöhnliche Zuflucht in Erkletterung hoher Bäume zu suchen. Ehe sie aber diese Absicht ausführen konnten, wurde Aller Gefahr auf eine eben so unerwartete, als für uns traurige Weise ein Ende gemacht. Wharton, der sich noch zunächst der Spalte befand, trat dem Tiger muthig entgegen, und stieß ihm seinen Degen bis an das Gefäß in die Brust. Das Thier aber ward durch diese Verletzung noch nicht gänzlich seiner Kräfte beraubt. Es war ihm gelungen, eine seiner Hinterpfoten auf den Rand der Spalte zu bringen, und, indem es nun dem Kapitain, der seinen Degen mehrere Male in der Wunde umkehrte, dicht gegenüber war, schlug es die Krallen der rechten Vordertatze in den Schenkel seines Gegners. Aus der furchtbaren Verletzung rann Wharton's Blut in Strömen herab. Dennoch, und wie sehr auch der Tiger bemüht war, ihn zu Boden, oder mit sich in den Abgrund zu reißen, verlor der muthige Kämpfer die Besonnenheit nicht. Er ergriff mit der linken Hand einen jungen Baumstamm, der neben ihm stand, und hielt sich fest an diesen, während er mit der rechten den Degen stark in des Tigers Brust drängte, und mit zurückgebogenem Oberkörper dem Rachen des wüthenden Thieres auswich. Dieses Alles war das Werk weniger Augenblicke. Die Indianer, Frank und ich, eilten von unser höher gelegenen Stelle herab, um dem Kapitain beizustehen. Früher aber, als wir zu diesem gelangen konnten, hatte sich James ihm zur Seite gestellt. Der Jüngling hatte das Gewehr des Kapitains, das neben ihm am Boden lag, ergriffen, und führte nun mit dem Kolben einen so furchtbaren Streich auf den Kopf des Tigers, daß dieser die erschlaffenden Tatzen von dem Kapitain und von dem Felsenrande losließ, und betäubt in den Abgrund stürzte. Aber der heldenmüthige James war bei dieser That über das Maaß der zu verwendenden Kräfte geschritten. Auch ihn riß der gewaltige Schwung, mit dem er den Schlag nach dem Thiere geführt hatte, unaufhaltsam vorwärts. Er taumelte einige Male am Randes des Agrundes hin und her, seine Hand suchte irgend einen Haltpunkt zu fassen — Alles vergebens! Eben als ich nahe genug zu sein glaubte, um ihn sogleich ergreifen, und zurückreißen zu können, glitt einer seiner Füße am Rande ab, er schwebte noch einige Augenblicke über dem Abgrunde, dann stürzte auch er dem erschlagenen Feinde in die Tiefe nach.

Ein schreckliches Geheul unserer Indianer gab mir die Besinnung zurück, die ich für den Augenblick verloren. Der fürchterlich zerrissene Wharton lag in tiefster Ohnmacht am Rande der Spalte. Die Indianer wußten mit herbeigeholten Kräutern das Blut sehr geschickt zu stillen, und ihn mit unsern Tüchern zu verbinden. Der Kapitain blieb bewußtlos, sein Odem ging schwer, sein Puls schlug fieberhaft.

Der Abend war hereingebrochen. Wir mußten uns entschließen, die Nacht auf dem kahlen Felsenhügel, wo wir uns befanden, zuzubringen. Die Indianer bereiteten von Moos und Blättern ein weiches Lager, auf welches wir mit der größten Vorsicht den Verwundeten brachten. Frank hatte seine Jagdflasche mit Rum bei sich. Von diesem flößte ich dem Kapitain ein, ohne jedoch ein Zeichen der zurückkehrenden Besinnung wahrzunehmen. Unsere Führer hatten Holz und Reisig herbeigeschleppt, und zündeten jetzt auf die unter den Wilden gebräuchliche Weise, durch das Reiben zweier dünner Stäbchen, ein Feuer an, das während der Nacht die Raubthiere von unserm Lager entfernt halten sollte. Auch brachten sie aus einem nahen Gehölze einige Früchte herbei, die Bestandtheile einer Mahlzeit, welche die traurigste meines Lebens war.

Kein Schlaf kam während dieser angstvollen Nacht in meine Augen. Mit dem ersten Sonnenstrahl standen die Führer, welche sich erst kurz vor Anbruch des Tages niedergelegt, und etwa eine halbe Stunde geruht hatten, vor mir, erklärten, es sey unter diesen Umständen nichts anderes zu thun, als den Verwundeten nach dem Dorfe zurückzutragen, das Yanna's Eltern bewohnten, und dann mit Hülfe der dortigen Indianer, nach der Leiche des verunglückten Seekadetten zu suchen. Ich hatte gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden, nur konnte ich nicht einsehen, auf welche Weise wir über die Felsenspalte, die durch Whartons kluge Besonnenheit unsere Schutzwehr geworden war, auf jene Seite gelangen sollten, wo der Wohnort des uns befreundeten Stammes lag. Die Vorsicht unserer Indianer hatte für Mittel zur Ueberwindung dieses Hindernisses gesorgt. In kurzer Zeit war eine neue Brücke fertig, und nun legten sie Wharton auf eine Tragbahre, die sie während der Nacht geflochten, und mit weichem Moose bedeckt hatten. Leichten Fußes eilten sie mit der ansehnlichen Last über die Brücke hin. Frank

und ich folgten, und blickten mit Grausen in die Tiefe, deren Grund unsere Blicke nicht erspähen konnten.

Wir erquickten den Verwundeten auf der traurigen Wanderung mehrere Male mit frischem Quellwasser und mit Wein. Erst gegen Abend erreichten wir das gastfreie Dorf. Unsere indianischen Freunde zeigten die lebhafteste Theilnahme an den Unfällen, welche uns betroffen hatten. Der ganze Stamm hatte sich um uns versammelt, und brach in ein entsetzliches Klagegeschrei aus, als wir James Linkolms schreckliches Ende berichteten. Yanna zerfloß in Thränen. Ihre Brüder rüsteten sich sogleich zu einem Gange in die Tiefe der Felsenspalte, um die Leiche des Verunglückten aufzusuchen. Viele ihrer Stammgenossen erboten sich, sie zu begleiten, und noch vor Anbruch der Nacht entfernte sich, unter Anführung eines unserer Indianer, der Haufen, dem sich die weinende Yanna, unserer Vorstellung, und aller Bitten ihrer Eltern ungeachtet, beigesellte. Die Fortgehenden hatten sich mit Fackeln, aus alter Leinwand und aus dem Safte der Wachspalme zubereitet, versehen. Ich war endlich in einen tiefen Schlaf gefallen, aus welchem mich die eintönigen Klagegesänge der mit James Leiche zurückkehrenden Indianer erweckten. Den schrecklich zerschellten Körper hatten sie auf die äußere Seite der beiden Tigerhäute gelegt, die sie über die Tragbahre gebreitet hatten. Mit meiner Zustimmung wurde der Verunglückte auf dem nahen Begräbnißplatze der Indianer beerdigt. Die gebräuchlichen Todtengesänge schallten durch die Lüfte, Yanna opferte, wie es eigentlich nur die Wittwen der Indianer zu thun pflegen, ihren besten Schmuck, das herrliche schwarze Haupthaar und gab es der Leiche mit in die Gruft. Dann kehrte sie mit einer Fassung, die ich nicht erwartet hatte, zu ihren Eltern heim, und schien wieder so sorglos und unbefangen, als zuvor.

Ich entschloß mich, Wharton mit Hülfe der bereitwilligen Indianer nach Guayaquil zu bringen, wo sich bei allen Engländern die liebreichste Theilnahme zeigte, und nicht vernachläßigt oder gespart wurde, um den Unglücklichen zu retten. Doch schon am dritten Tage hatte er sein Ziel erreicht, und stieß kurz vor seinem Tode noch die Worte aus: „Da steht mein alter Freund der graue Tod, der nach mir verlangt," indem seine Augen auf einen Punkt hinstarrten. Nachdem ich ihn zur Erde bestattet hatte, verließ ich sogleich Guayaquil, und kehrte über Mexiko nach Europa zurück, um manche Erfahrung, aber auch um manche traurige Erinnerung reicher. —

Wilmsen.

Dritte Abtheilung.

1.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die Engel seiner Eigenschaften, die höchsten Wächter seines Reiches, um seinen verborgenen Thron.

„Erschaffe ihn nicht! sprach der Engel der Gerechtigkeit; er wird unbillig gegen seine Brüder, hart und grausam gegen den Schwächern handeln."

„Erschaffe ihn nicht! sprach der Engel des Friedens. Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder erwürgen."

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen; so fuhr der Engel der Wahrheit fort, und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest."

So sprachen die Engel aller Eigenschaften Jehovah's[162], als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes und liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Kniee umfaßte. „Bilde ihn, sprach sie, Vater, zu deinem Bilde, einen Liebling deiner Barmherzigkeit und Güte. Wenn alle deine Boten ihn verlassen, will ich ihn suchen, und ihm beistehen, und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Eben weil er schwach ist, will ich sein Herz mitleidig machen, und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er die Billigkeit und Gerechtigkeit beleidigt, so sollen die Folgen seines Irrthums selbst ihn sanft zurückführen und liebreich bessern."

Der Vater der Menschen erhörte sie, und bildete den Menschen. Ein fehlbar schwaches Geschöpf; aber in seinen Fehlern selbst ein

Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer ihn nie verlassenden bessernden Liebe.

Erinnere dich deines Ursprungs, o Mensch, wenn du gegen Andere hart und unbillig bist. Barmherzigkeit hat dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Brust gereichet.

v. Herder.

2.

Abrahams Kindheit.

In einer dunkeln Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle ward das Licht Gottes in ihm; er dachte fleißig nach und sprach zu sich; „Wer ist mein Schöpfer?"

Als er nach sechzehn Jahren endlich hinaustrat und zum erstenmale Himmel und Erde sah; wie erstaunte er, und freute sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „Wer ist Euer Schöpfer?"

Eben ging die Sonne auf, und er fiel nieder auf sein Angesicht. „Das, sprach er, ist der Schöpfer Himmels und der Erde; denn seine Gestalt ist so herrlich!" —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab, und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht ist's jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dienet." Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „wer ist der Gott, des Himmels und der Erde?" und Tharah zeigte ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen," sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seyd, so nehmet euer Opfer." —

Aber die Götzenbilder standen da und regten sich nicht. „Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Ich will jetzt als ein Knabe handeln, vielleicht belehre ich ihn." Da nahm er seinen Stab und zerschlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand, und lief zum Vater hin, und sagte: „Erschrick nicht, Vater, dein oberster Gott hat alle seine Brüder getödtet." Und als nun Tharah zornig

ward, und sprach: „Du spottest meiner! wie kann er das, da meine Hände ihn gebildet haben?" siehe, da nahm Abraham das Wort und redete zu ihm: „Zürne nicht, mein Vater, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund sagte. Traust du deinem Gotte nicht zu, daß Er vermöge, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte; wie wäre Er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde schuf?" — Tharah verstummte auf des Knaben Wort. —

v. Herder.

3.

Das kluge und tugendhafte Weib.

Rabbi Meir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule, und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller [163], legte sie auf ihr Bett, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr geworden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths [164], trank und fragte abermals, wo sind mein Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge; als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe, antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wieder zu geben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen nicht. — — Darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand, und sprach:

Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobet! — Der Name des Herrn sey gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es, wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Engel.

4.

Seltene Gerechtigkeitsliebe.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brod vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz, und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? nicht? — ja! — und du eine Tochter? — ja! Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte

der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwunderung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in euerm Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

Engel.

5.

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit sich, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen die Frucht zum erstenmal. Deßhalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater! sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen. —

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt! —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt, und bin weggegangen. —

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drei: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thrän' im Auge. Krummacher.

6.

Der himmlische Schäfer.

In der Nacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die beiden ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter Eva im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen, die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzet hatte, waren in bluthrothe vollere Rosen verwandelt, die sie auf der Erde noch nicht kannte. Sie wollte sie brechen, aber jede Rose zerfiel unter ihren Händen. Und auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich rings umher, und eine Stimme der Verzweiflung war unter ihnen, bis endlich alle sich in süße Töne verloren, in Töne, die sie noch nie gehört hatte auf der Erde. Und eine schöne Aue lag vor ihr, schöner als selbst die Aue des Paradieses; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt, ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu

ihr, wollte sich ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand und Eva erwachte. Sie sah die Morgenröthe blutig aufgehen, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfeste.

Die Brüder brachten ihre Opfer, und die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam Abel nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn rings umher, und fand nur seine zerstreute, traurige Heerde. Er selbst lag, wie ein Opferlamm, erschlagen am Altar; die Rosen um denselben waren mit seinem Blute gefärbet, und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf ihres Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmale das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener schöne Schäfer, den sie in diesem neuen Paradiese sah. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und liebreiche Töne entflossen seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, schaue hinauf. Da sind noch andere Auen, schönere Paradiese, als du in Eden[165] sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süße Töne verwandeln." — Das Gesicht verschwand, und gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihren Thränen gewaschen und mit den Rosen von seinem Altar bekränzt hatte, wie sie ihn im Traume gesehen, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angesicht einer schönen Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel, und suchten ihren Schäfer unter den Sternen.

v. Herder.

7.

Die Seeschlacht bei Lepanto.[166]

Der Sammelplatz für die Flotte der Christen war der Hafen von Messina, wo sich auch das venetianische Geschwader, welches bei Kandia gelegen hatte, mit den Schiffen der übrigen verbündeten Mächte vereinigte. Bald sah man dort die Auftritte des vorigen Sommers erneuert, und unter unnützen Verzögerungen verstrich eine Zeit nach der andern, bis Famagusta[167] gefallen war. Jetzt endlich fing man an, sich der langen Unthätigkeit zu schämen, und die ganze Flotte segelte ab von Messina, um die türkische aufzusuchen, welche einen vergeblichen Versuch, Korfu zu überfallen, gemacht, und jetzt

in dem Meerbusen von Lepanto, da, wo vor Zeiten die alte Korinth prangte, die Anker geworfen hatte.

Die christliche Flotte bestand, ungerechnet die geringeren Fahrzeuge und Lastschiffe, aus 208 spanischen, venetianischen, päpstlichen, maltesischen, savoyischen und florentinischen Galeeren[168], unter welchen sich vorzüglich sechs sogenannte Galeassen durch ihre colossale Bauart auszeichneten. Die Venetianer bedienten sich hier zum ersten Male dieser neuen Art von Schiffen, welche man zuvor noch nie auf den Gewässern des Meeres erblickt hatte. Sie waren um ein Dritttheil größer, als die mächtigsten Galeeren, und führten 300 Ruder. König Philipp II. kaufte in der Folge einige davon, ließ sie mit der berüchtigten unüberwindlichen Flotte auslaufen, und sie fanden bei dem unglücklichen Zuge derselben ihren Untergang in den Wellen. —

Ein Heer von 24,000 Kriegern aus verschiedenen Nationen machte die Besatzung der christlichen Flotte aus. Mehrere Fürsten und Grafen wohnten dem Zuge als Freiwillige bei. Die Geschichtschreiber zeichnen unter ihnen vorzüglich folgende aus: den in der Folge so berühmten Feldherrn Alexander Farnese, Prinzen von Parma, der mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien, um die Erstlinge seines künftigen Kriegerruhms im Kampfe mit den furchtbarsten und unversöhnlichsten Feinden der Christenheit zu erringen; den Prinzen Paul Jordan Ursini, den Grafen von Santafiora und den Marquis von Requesenz, jetzt als Malteser-Ritter[169] auf den Schiffen seines Ordens, und späterhin Statthalter des Königs von Spanien in den empörten Niederlanden. Geschütz und Lebensmittel waren im Ueberflusse vorhanden. Johann Andreas Doria und Johann von Cordova führten die spanischen Galeeren, Augustin Barbarigo und Veniero die venetianischen; Marco Antonio Colonna war Befehlshaber der päbstlichen, und Justiniani Anführer der maltesischen Schiffe. Den Oberbefehl über die ganze vereinigte Flotte hatten die Bundesgenossen dem berühmten Don Juan von Oestreich, dem größten und glücklichsten Feldherrn seiner Zeit, anvertraut.

Dieß waren die Feldherrn und die Macht der christlichen Flotte. Die der Osmanen[170], welche anzugreifen, jene, wie oben erwähnt ward,

den Hafen von Messina endlich verlassen hatte, übertraf die erstere um eine kleine Anzahl Galeeren. Der kampfdürstende und erfahrne Hali führte sie als Groß-Admiral. Unter ihm standen der Pascha[171] Pertew, Mehemet, Pascha von Negroponte, Sirok, Pascha von Alexandrien, und Kilji Ali, Befehlshaber des algierischen Hülfsgeschwaders, bekannt unter dem Namen Ulazzali, ein Calabrese von Geburt, und der kühnste und entschlossenste Seemann seiner Zeit. Sobald der türkische Groß-Admiral die Nachricht von dem Auslaufen und dem Heranzuge der Christen empfing, ließ er die Anker lichten[172], und durchbrach mit vollen Segeln die Wogen, um den Lauf der Feinde zu beobachten. —

Unweit der curzolarischen Inseln, da, wo sich das uralte Vorgebirge Actium erhebt, und die Nachwelt an den entscheidenden Seesieg Augusts über seinen Mitbuhler um die Herrschaft der römischen Welt erinnert, — in dieser ewig merkwürdigen Gegend kamen die feindlichen Flotten einander zu Gesicht. Die ganze Meeresfläche, so weit das Auge reichte, war mit Schiffen bedeckt. Beide Theile brannten vor Begierde, ihre Kräfte in einem entscheidenden Kampfe zu messen. Ungesäumt ordneten sie sich zur Schlacht.

Hali theilte die osmanische Flotte in drei Haufen. Er selbst nebst Pertew hielt mit 160 Galeeren die Mitte; Mehemet und Sirok standen mit 80 Galeeren auf dem rechten Flügel, und der kühne Ulazzali mit seinem Geschwader nahm den linken ein. Die ganze Stellung hatte die Form des zunehmenden Mondes.

Der türkischen gegenüber bildete die christliche Flotte ihre Schlachtordnung. Doria hatte mit 50 Galeeren den rechten, und Barbarigo mit einer gleichen Anzahl den linken Flügel; der Oberbefehlshaber selbst nebst Colonna, Veniero, Justiniani und der Blüthe der Ritterschaft befanden sich in dem Mittelpunkte der Flotte. — Zwischen Don Juan und Veniero herrschte ein Mißverständniß. Der Erstere zürnte mit Recht auf diesen, weil er einen spanischen Hauptmann, der sich seinen Befehlen widersetzt, und einen an ihn abgeschickten Officier erstochen hatte, eigenmächtig hatte aufhängen lassen. Jetzt im Angesichte des Feindes und im Begriff, einen Kampf auf Tod und Vernichtung zu wagen, verzieh Don Juan dem venetianischen Admiral seine Verletzung der Kriegsgesetze, und Beide versöhnten sich feierlich.

Der Morgen stieg flammend über das Meer herauf. Beide Flotten hatten sich bis auf tausend Schritt einander genähert und begrüßten sich mit einer Ladung aus dem schweren Geschütze. Jetzt läßt Don Juan die geweihte Flagge des Kreuzes am Bord seiner Galeere aufpflanzen. Das Erscheinen dieses Zeichens ist für die Christen die Loosung zum Angriff. Donnerndes Schlachtgeschrei steigt auf von allen ihren Schiffen; gleich einem tausendfachen Wiederhall brüllen die türkischen Galeeren es nach.

In diesem Augenblick beginnt die Schlacht, von allen, die in neueren Zeiten auf dem wilden Elemente des Meeres gekämpft wurden, die größte und blutigste. Sie stellt ein nie gesehenes, gräßliches Schauspiel dar. Alle die schrecklichen Trabanten [173] der Grausamkeit und Mordgier, welche in der Brust des Kriegers die letzten Funken der Menschlichkeit ersticken, Fanatismus [174], Rache, Ruhmsucht und Hunger nach Raub und Beute, kämpfen hier auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth. Tod und Zerstörung ist die Loosung bei Türken und Christen. Dabei sind alle Werkzeuge des Mordens und der Vernichtung von alter und neuer Erfindung, Bogen, Wurfspieße, Schwerter, Speere und Enterhacken [175], Kanonen und Musketen, in Bewegung und Thätigkeit. Kein Kampf aus der Ferne, keine künstlichen Wendungen und Bewegungen um den Vortheil des Windes. Die geringen Kenntnisse jener Zeit von der Kunst des Seekrieges und die Erbitterung der Streitenden verstatten kein regelmäßiges Gefecht. Man eilt nur, im nahen Handgemenge die Gluth der wilden Leidenschaften abzukühlen. Fast alle Schiffe entstern eines das andere. Jedes derselben wird der Schauplatz eines eigenen blutigen Gemetzels.

Auch Alexander Farnese, der Telamonide [176] unter den Helden seiner Zeit, jetzt noch ein feuriger Jüngling, springt, hingerissen von Muth und jugendlichem Ungestümm, einer der Ersten auf eine feindliche Galeere. Ein breites Kampfschwert mit beiden Händen schwingend, stürzt er sich unter die Feinde, und bahnt seinen Kriegern, die kaum zu seiner Unterstützung nacheilen können, den Weg zum Siege.

Bald sind alle Fahrzeuge mit Todten und Verwundeten bedeckt. Schauerlich wimmert die Todesklage der Sterbenden aus den blutgerötheten Wogen herauf, wo sie zwischen den Leichnamen

ihrer Waffenbrüder einem ähnlichen schrecklichen Schicksale entgegengerissen werden. Vergebens ist ihr Jammergeschrei und ihr Flehen um Rettung; es verhallt, wie leise Laute, in dem Sausen und Brüllen und Donnern der Schlacht. Ganze Schiffe sinken berstend in den Abgrund oder fliegen krachend zur Luft auf. Und immer noch ist es ungewiß, auf welche Seite der Sieg sich wenden wird, bei der Anstrengung einer fast gleichen Masse von Kräften und der gleichen Tapferkeit und Wuth der Kämpfenden. Endlich gelingt es nach langem und heftigem Kampfe dem unerschrockenen Barbarigo, welchem in dieser Schlacht die Unsterblichkeit des Heldentodes bestimmt ist, die Galeere seines Gegners Sirok in den Grund zu bohren, und durch den Verlust dieses Führers Verwirrung und Schrecken über den rechten Flügel der Osmanen zu verbreiten.

Aber am furchtbarsten wüthet die Schlacht im Mittelpunkte der Flotten, da, wo die Oberbefehlshaber selbst kämpfen. Ihre Galeeren stossen auf einander, wie zwei düstere, verderbenbringende Wetterwolken. Auf der einen steht Hali, der Groß-Admiral der Osmanen, an der Spitze von 400 der besten Janitscharen[177]; ihm gegenüber führt Don Juan eine fast gleiche Anzahl spanischer Veteranen[178], welche damals noch für die trefflichsten Krieger Europa's galten, ins Treffen. Beide Theile kämpfen mit einer Beharrlichkeit und Erbitterung, welche, erzeugt durch Fanatismus und Nationalhaß, hier durch die Furcht vor einer endlosen Sklaverei und dort durch die Aussicht auf unendlichen Ruhm genährt werden. Lange dauert unentschieden der schreckliche Zweikampf der beiden Galeeren. Schon liegt ein großer Theil der Kämpfenden zu Boden gestreckt. Schwächer und schwächer ringt Don Juan's Schiff gegen die vereinte Wuth der Wellen und des Feindes. Da wird Hali plötzlich durch eine Kanonenkugel daniedergeschmettert. Dieser Zufall entscheidet. Die Spanier entern die feindliche Galeere, werfen sich hinein und metzeln die über den Tod ihres Anführers bestürzten Türken wie wehrloses Schlachtvieh nieder. Herabgerissen vom Hauptmaste wird Mahommeds Fahne und das Panier des Kreuzes aufgepflanzt. Hali's Haupt, auf eine Pike gesteckt, sieht vom Hintertheil des Schiffes herab, und lautschallendes Siegsgeschrei wälzt sich bei diesem Anblick von den Schiffen der Christen empor.

Das Schicksal des Tages hing an dem Unglück des feindlichen

Hauptschiffes. Schrecken des Todes verbreitete sein Verlust über die ganze türkische Flotte. Die christlichen Ruderer auf demselben ergreifen den günstigen Augenblick des allgemeinen Entsetzens, zersprengen ihre Fesseln und vermehren dadurch die Verwirrung unter den Feinden. Eine Galeere nach der Andern wird von den Christen angegriffen, erobert, gegen die Wolken gesprengt, in den Abgrund gebohrt. Die ganze Fläche des Meeres ist mit Leichnamen und Trümmern bedeckt. Niedergewürgt ohne Mitleid und Schonung werden Wehrlose, Verwundete und Kämpfende. Mit so empörender Rache vergalten hier die Christen ihren Feinden die auf Cypern verübten Gräuel. Höher und glänzender würde die Fackel ihres Ruhmes leuchten, hätten sie jene verhindert, statt sie nun zu rächen.

Noch zwei schreckliche Stunden dauerte das Morden, dann war die Niederlage der Osmanen allgemein. Vielleicht wäre es um ihre ganze Flotte gethan gewesen, hätte nicht der kühne Ulazzali einen Theil derselben gerettet. Dieser entschlossene Seemann, der sich an diesem für seine Waffenbrüder so unglücklichen Tage mit Ruhm bedeckte, stand während des Treffens wider Doria's Galeeren und focht mit günstigem Erfolge; indeß seine Gegner — wenn die Beschuldigungen einiger Geschichtsschreiber gegründet sind — wenig Eifer und guten Willen für die Sache der Verbündeten zeigte. Ja, der tapfere Calabrese bemächtigte sich sogar in der wilden Verwirrung der Schlacht einiger venetianischen Schiffe, obgleich die gigantischen [179] Galeassen ihm furchtbaren Widerstand entgegenboten. In der Folge des Kampfes entrissen ihm die siegreichen christlichen Galeeren den größten Theil der gemachten Eroberungen wieder; und da er endlich die Schlacht für seine Nation unwiederbringlich verloren sah, so zog er sich mit 28 Galeeren, dem Ueberreste der zahlreichen und mächtigen osmanischen Flotte, und mit einigen Prisenschiffen [180] im Angesichte der Sieger mit so bewundernswürdiger Ordnung und Standhaftigkeit zurück, daß sein Rückzug ihm rühmlicher ward, als eine gewonnene Schlacht.

So endete der Würgetag bei Lepanto, dessen glücklicher Ausgang für die Christen einem günstigen Südwinde zuzuschreiben ist, der sich beim Anfange des Treffens zum Vortheil derselben erhob. Seit der entsetzlichen Niederlage, welche Sultan Bajazeth der

Zweite von dem Mongolen Timur erlitt, hatte die Osmanen kein so schrecklicher Schlag getroffen. Ueber 20,000 Türken wurden getödtet und 3468 zu Gefangenen gemacht; 94 von ihren Schiffen wurden verbrannt, und 130 fielen nebst 117 größeren und 256 kleineren Kanonen in die Hände der Sieger; überdies befreite dieser Tag 15,000 christliche Sklaven aus türkischen Ketten.

Aber auch die Verbündeten hatten ihren Sieg theuer erkauft. Sie verloren 10,000 Mann, welche theils in der Schlacht fielen, theils nachher an den empfangenen Wunden starben, und 15 Galeeren. Unter den Todten von höherem Range betrauerten die Venetianer vorzüglich den trefflichen Barbarigo. Auch verwundet waren viele vornehme und merkwürdige Männer, unter andern Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quixote[181], welcher unter Marco Antonio Colonna diente, während der Schlacht sehr tapfer focht und durch einen Schuß die linke Hand verlor.

Die eroberten Galeeren führte Don Juan nach Messina und von da wie im Triumphe nach Neapel. —

Remer.

8.

Die Schöpfung der Raupe.

Als die ersten Menschen um ihrer Schuld willen aus Eden verbannet waren, und schon der fromme Abel unter der schweren Hand seines Bruders sein Leben ausgehaucht hatte, trat der Todesengel vor Jehova und sprach: Das Urtheil des Todes ist über die Erde ausgesprochen, und der Mensch zeiget sich seines Schicksals würdig. So verleihe mir denn die Gewalt, einige Geschöpfe zu Dienern des Verderbens hervorzubringen, und andere umzuschaffen, daß sie mich in meinem Werk unterstützen.

Jehova winkte Erhörung. Da schwebte der Engel des Herrn hernieder, und gab dem Löwen die furchtbare Kralle, und den nach Blut lechzenden Rachen; sein Gebrüll erschütterte zum erstenmal das Gefild, und statt des gekräuselten Haares, das seinen Hals geschmückt hatte, rollte die gelbe Mähne von seinem Nacken. Der Tiger und Leopard, die bisher unter den Lämmern geweidet hatten, bekamen das fleckige Fell und mit ihm die tückische Blutgier. Geier und Adler schrieen in den Lüften, und brachten in ihren zackigen Klauen

Tod und Verderben in die Thäler hinab. In den Felsenritzen lauerte die giftgeschwollene Natter.

Der Schutzgeist der Erde trauerte. Es war ein Zwiespalt in der Natur. Selbst der Engel des Todes erschrack vor seinen Gebilden. Aber er tröstete sich selber und sprach: Schaffet sich nicht der Mensch selbst seine Welt? Er verschmähete die Ruhe und den Frieden, und wollte den Kampf statt der Herrschaft. Wie kann ich denn anders als schrecklich seyn, auf entweiheter Erde? —

Er sprach's und wies den schrecklichsten Ungeheuern die Wüste zum Aufenthalt an, und die Stunden der Nacht zum Rauben. — Denn bei den Himmlischen ist auch die strenge Gerechtigkeit nie ohne Liebe.

Darauf schwebte der Engel des Verderbens zu den Wohnungen der ersten Menschenfamilie, und ließ sich hernieder in einen kleinen Garten, wo Mirza, Abels geliebte und traurende Schwester, Bäume und Blumen erzog. Es war ein kleines Bild von Eden, voll kühler Schatten und lieblicher Wohlgerüche und Blüthen.

Sinnend stand hier der himmlische Bote, gerührt von der Unschuld und Liebe Mirza's. Muß ich der frommen Dulderin noch ein neues Leiden schaffen? sprach er. — Nun es sey! Dem frommen Sinne entblühet auch aus Leiden Freude. — Und gehört sie nicht auch zu dem Geschlecht der Gefallenen? Die Saat der Sünde ist ewig! Auch hier habe die Vergänglichkeit ihre Diener!

Er neigete seinen Stab, und aus dem Staube, den er berührte, quoll eine gefräßige Raupe. Sie begann sogleich die Pflanzen ringsumher zu verzehren, und zernagte Blätter und Blüthen des nächsten Bäumchens.

Bald darauf kam Mirza in ihr Gärtchen und erschrack, als sie die Verwüstung an Blättern und Blüthen entdeckte. Da sie aber näher hinzutrat, und das seltsame Thier mit dem nagenden Gebiß an den Zweigen erblickte, erschrack Mirza noch mehr, und lief zu ihrem Bruder Seth. Siehe, sprach sie, eine Schlange verzehret mein Gebüsch, und sitzet an den Zweigen.

Da kam Seth in das Gärtlein, und nachdem er die Raupe beschauet, sprach er: Nicht doch, Mirza! die Furcht hat dir das Thier schrecklicher vorgebildet. Die Schlange kreucht auf ihrem Bauch; dieses Thier aber hat Füße und ist ein anderes Gewürm, das wie

ein Schaf von den Blättern lebt. Ich will es zertreten! — Darauf schüttelte der Knabe den Baum, daß die Raupe zur Erde fiel.

Ach nein, flehete Mirza, erschlag es nicht! Essen wir nicht auch die Frucht des Baumes? Das Thier weiß nicht, daß es mein Gärtchen und meine Freude ist. Darum erschlag es nicht. Ich will ihm geben, daß es genug habe und den Pflanzen nicht schade.

Da sagte der Knabe: Sind uns denn nicht die Thiere unterthan, und in unsere Gewalt gegeben?

Aber es ist doch besser, antwortete Mirza, Milde und Sanftmuth üben, denn Gewalt. So laß ihm das Leben!

Darauf machte Mirza ein Gehege um die Raupe und gab ihr von den Blättern und Blüthen der Bäume am Abend und Morgen, mehr denn sie verzehren konnte. —

Als der himmlische Bote dies sah, da ward er gerührt und sprach: Der Mensch hat doch nicht ganz das göttliche Ebenbild verloren. Er vermag selbst dem Feinde wohlzuthun, und Böses mit Gutem zu vergelten. — Der Engel stand sinnend; darauf sprach er: Es ist billig, daß dem Guten das Schöne begegne! — Er berührte das nagende Gewürm mit seinem Stabe. Die Raupe empfing die wundersame Kraft, sich selbst ihr Todtengehäuse zu bauen. — Alles dieses geschah um die Zeit der Abenddämmerung.

Am andern Morgen in der Frühe trat Mirza in ihr Gärtchen, und blickte in das Gehege der Raupe, aber sie fand sie nicht. O sie wird noch schlafen, sagte sie in kindlicher Weise, aber ich will sie nicht wecken, sondern Blätter sammeln, so lange noch der Thau darauf liegt. — So sammelte sie Blüthen und Blätter. Denn Mirza hatte das Thier durch Wohlthun liebgewonnen, und sie trug die ganze Natur an ihrem Herzen, seit Abel nicht mehr mit ihr wandelte. —

Als Mirza nun mit den Blüthen und Blättern hinzutrat, fand sie ein Gehäuse, glänzend und schön, wie ein silberfarbenes Gewölk. Und sie stand und erstaunete, und sie rief ihrem Vater und der Mutter sammt allen Genossen des Hauses und sprach: Sehet, welch ein Geschöpf hab' ich erzogen! Jetzt ist es todt und ruhet in einem wundersamen Grabe. — Wer weiß, ob es nicht von neuem hervorkommt.

Also redete Mirza, mit prophetischem Geiste. Sie wußte aber nicht, daß sie die Gabe der Weissagung hatte.

Adam aber, ihr Vater, sagte: Wer mag solches ergründen! Anfang und Ende ist vor den Augen der Menschen verborgen. Doch mag das neue Ereigniß nicht ohne Lehre und Weisheit seyn. Wohlan, lasset es uns in unsere Hütte tragen!

Also trugen sie die Hülle des Thiers in ihre Wohnung. Mirza aber sprach: Ich freue mich nun, daß ich sein bis an den Tod gepfleget habe.

Also lag nun die Hülle des unbekannten Thieres in der Wohnung der Menschen, ihnen ein Bild Abels, des Erstentschlafenen. Als sie nun eines Morgens versammelt waren, und von dem Tode redeten mit wehmüthigem Herzen, siehe, da erhob sich plötzlich ein leises Säuseln und das Todtengehäuse bewegte sich von selber. Nun traten sie alle hinzu und schaueten auf die Hülle voll stiller Erwartung.

Da zerbarst plötzlich das silberfarbige Grab und siehe, es kam ein lebendes Wesen hervor aus dem engen Gehäuse, und zitterte und entfaltete ein doppeltes Flügelpaar. Die Flügel aber waren blau, gleich wie Saphir und das Gewölbe des Himmels, wenn es klar ist, und mit einem goldnen Saum rings umgeben, und jeder Fittig war eine Spanne lang und breit. Und auf dem zerborstenen Gehäuse lag ein röthlicher Tropfen, wie Blut. Das neugeborne Thier aber schwebte mit säuselnden Flügeln hinaus über den Düften der blühenden Bäume.

Da erfüllete heilige Bewunderung und Freude die Herzen der ersten Menschen, und sie dachten an Abel den Erstling der Entschlafenen. Und ihre Augen wurden eröffnet, daß sie die Gestalt Abels sahen wie eines Engels.

Und sie vernahmen die Stimme des Todesengels, welche sprach: Sehet, aus dem Tode keimet Leben, und Tage wandeln sich in Ewigkeiten. Dem reinen Sinn und kindlichen Glauben wird gegeben, die Wahrheit im Bilde zu schauen.

Seit diesem Tage trauerte Mirza nicht mehr um Abel, und die ersten Menschen gedachten von nun an des Todes mit freudiger Hoffnung.

Krummacher.

9.

Tugend eines Christen.

Zwei Brüder, Wolfgang und Raimund, beide in Deutschland geboren und erzogen, schifften sich nach Malta ein. Der Vater hatte früh schon den Jüngsten als Maltheser-Ritter einschreiben lassen, und des Jünglings schwärmerischer Sinn zog ihn unwiderstehlich nach dieser Insel, um dort dem Orden zu dienen. Wolfgang liebte den Bruder zu innig, als daß er sich von ihm hätte trennen mögen. Er verkaufte seine Besitzungen, nahm sein bedeutendes Vermögen zusammen, begleitete seinen Bruder Raimund nach Malta, und kaufte dort schöne Ländereien. Er ward ein glücklicher Gatte und Vater, und, während der Bruder oft gegen die Korsaren[182] zur See focht, erschuf er sich mit frommem, häuslichem Sinne ein kleines Paradies. Aus gefahrvollen Kämpfen zurückkehrend, fand Raimund hier immer Ruhe und Erholung, und wenn er nun von den überstandenen Gefahren erzählte, sich der erkämpften Siege freute, und nicht unterließ, seinen Haß gegen die Ungläubigen laut auszusprechen, und einen ewigen Krieg gegen sie zu geloben, dann suchte ihn oft der sanftere Wolfgang zu überzeugen, daß man wohl auch andere Waffen gegen sie gebrauchen müsse, als das Schwert. — So hatten sie viele Jahre schon auf Malta gelebt, als der Orden einen Hauptanschlag gegen die Korsaren, die ihm kürzlich mehrere Schiffe genommen hatten, beschloß. Auch Raimund ging mit in diesen Kampf, aber er kehrte nicht wieder zurück. Die christlichen Ritter erfochten zwar große Vortheile, verloren jedoch auch Manches, wozu besonders das Schiff gehörte, auf welchem Raimund stritt. Augenzeugen, welche den Händen der enternden Seeräuber auf einem kleinen Boote glücklich entkommen waren, behaupteten, daß jenes Schiff erst nach dem Verluste aller darauf fechtenden Ritter genommen worden, und daß auch Raimund gefallen sey. Heiß und innig beweinte Wolfgang den geliebten Bruder. Dieser aber war nicht todt; es wartete seiner ein härteres Schicksal. Die Seeräuber bemerkten kaum das noch zögernde Leben in dem schwer verwundeten Ritter, als sie es sorgfältig zu erhalten und ihn zu heilen suchten, um ihn auf dem Sclavenmarkte zu Algier mit frechem Hohne auszustellen. Seine hohe, kräftige Gestalt zog die Augen

der Käufer auf sich; ein junger, vornehmer Türke, Eid Mulei, zahlte die hohe, von den Korsaren gefoderte Summe, und nahm ihn mit den Worten: „Du sollst mir tüchtig arbeiten müssen, Christensclave; nicht umsonst habe ich für dich eine solche Summe ausgegeben!" mit sich. Er hielt dieß schreckliche Versprechen. Von unbarmherzigen Aufsehern auf's Grausamste behandelt, ohne Hoffnung, durch Lösegeld die Freyheit wieder zu erlangen, wünschte er sich oft den Tod. Einst war der stolze Eid Mulei bei der Arbeit seiner Sclaven gegenwärtig; da warf er sich in Verzweiflung vor ihm nieder, und bat ihn um den Tod. „Ich weiß," entgegnete Mulei, „man kann sich auf dich verlassen; selbst meine Aufseher loben dich unter den Sclaven. In voriger Nacht hat sich einer meiner Gärtner selbst entleibt; du sollst seine Stelle ersetzen!" Raimund mußte gehorchen, und sich glücklich preisen, denn er kam nun aus dem elenden Behältnisse der übrigen Sclaven, stand nicht mehr unter den Peitschenhieben erbarmungsloser Aufseher, sondern unter des Gebieters unmittelbarer Aufsicht. Oft unterhielt sich Mulei mit seinen höhern Sclaven, und suchte sie, als eifriger Muhamedaner, durch alle Künste der Ueberredung, wie durch Drohungen und Versprechen, zum Uebertritt zur muhamedanischen Religion zu bewegen. Mancher Unglückliche hatte schon seinen heiligen Glauben verläugnet, aber bei Raimund blieb jeder Versuch vergeblich. Oft zürnte Mulei über die kräftigen Worte, mit welchem der Ritter seine Anträge von sich wies, doch faßte er dabei eine hohe Achtung für Raimund, der treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllte. So verflossen mehrere traurige Jahre, in denen er sein Schicksal als Mann und Christ ertrug. Aber unter den übrigen Sclaven gährte der Geist der Empörung. Acht verschworen sich mit einem Aufseher, einem gewissenlosen Renegaten[183], dem kein Band mehr heilig war. Sie wollten ihren Herrn ermorden, seine großen Kostbarkeiten rauben und auf einem bereitliegenden Fahrzeuge entfliehen. Raimund befand sich eines Abends in einem entlegenen Theile des Gartens, und begoß hier seine schönen Blumen, die stillen Vertrauten seines Grames. Nicht fern von ihm stand, hinter einer dichten Feigenhecke, ein schönes Gartenhaus, der einsame Lieblingsaufenthalt seines Herrn. Da vernahm er plötzlich von dorther ein lautes Getöse und ängstliches Wimmern. Rasch durchbrach er die dichte Hecke, und

eilte dem Orte zu. Im Gartenhause lag Mulei überwältigt am Boden; die Verschworenen hielten ihn fest, während der Renegat ihm auf der Brust kniete, und ihn mit einer Schnur zu erdrosseln suchte. „Halt ein, Verräther!“ rief Raimund und schmetterte ihn mit seinem schweren Grabscheite zu Boden. „Fort, ihr Verwegenen!“ so wandte er sich zu den übrigen, „durch Mord und Verrath darf kein Christ die Freiheit erkaufen! so trieb er die erschrockenen, noch unbewaffneten Empörer hinaus. Mulei hatte sich indessen wieder erholt; man hatte ihn im Schlummer überfallen. Zitternd richtete er sich vom Boden auf, und mit den Worten: „Großmüthiger Retter meines Lebens!“ sank er an die Brust seines Sclaven, doch dieser wies jeden Dank, jede Belohnung von sich. Mulei war von Raimund's edler, großherziger Gesinnung tief ergriffen; er führte ihn in seinen Palast, und während er den Aufrührern eine furchtbare Rache schwur, drang er mit rührender Innigkeit in seinen Retter, daß er bei ihm bleiben, Alles mit ihm theilen und ein Muhamedaner werden sollte. Doch ernst erwiederte Raimund, er werde nie das Heiligste verläugnen, und, da ihn Mulei noch heftiger beschwor, nur Etwas von ihm zu fordern, da bat er ihn um Gnade und Freiheit für jene Mitverschworenen, deren Martertod schon beschlossen war. Der Türke gewährte dem Retter seines Lebens diese Bitte, und schenkte ihm überdieß freiwillig die eigne Freiheit. „Nimm dir,“ sprach er, „von meinen Schätzen, so viel dir gelüstet; ziehe heim in dein Vaterland, und denke an den dankbaren Eid Mulei.“ Raimund empfing freudig das Geschenk seiner Freiheit, verschmähte jedoch alle übrigen ihm dargebotenen Schätze, nahm nur sein Sclavenkleid, als Andenken jener traurigen Jahre, mit, und schiffte sich mit den acht Freigelassenen nach Malta ein. Froh trat er in das Haus seines Bruders, der täglich an ihn gedacht, von ihm erzählt hatte, und froh ward der todt Geglaubte empfangen. Als er seine Schicksale erzählt hatte, reichte ihm der Bruder die Hand, und sprach: „Selig sind, die an dem Herrn festhalten! Die Tugend eines Christen ist doch siegreicher, als ein Schwerdt!“ Und die Mutter und die Kinder falteten die Hände, und sprachen: „Amen!“ — Raimund's Rückkehr erregte großes Aufsehen. Die acht Freigelassenen unterließen nicht, ihren Retter zu preisen, und der Orden ertheilte ihm die höchsten Ehrenstellen.

Wieder hatten die Ungläubigen den Christen großen Schaden zugefügt, die Ritter segelten wohlgerüstet hinaus, und kehrten mit vielen Gefangenen zurück. Der Großmeister stand in dem Vorhofe seines Palastes, und ließ die Gefangenen an sich vorüberführen; neben ihm stand Raimund, jetzt Kommenthur [184]. Gedankenvoll betrachtete er die Türken, und gewahrte plötzlich unter ihnen Mulei's bekannte Züge. Er ließ auf der Stelle seinen Bruder rufen, und dieser kaufte den Gefangenen um einen hohen Preis vom Orden. Wolfgang führte den düstern Mann nach Hause, brachte ihn in ein bequemes Gemach, nahm ihm seine Fesseln ab, erquickte ihn mit Speisen, und ließ seine Wunden sorgfältig verbinden. Wolfgang's kleine Enkel brachten ihm Früchte und Blumen, und sahen ihn mit den frommen, himmelblauen Augen gar mitleidig an. Nach mehreren Tagen forderte ihn Wolfgang auf, ihm an die Arbeit zu folgen. Er führte ihn in seine reizenden Anlagen, wo sie bereits eine Menge Arbeiter beschäftigt fanden. Doch hier war kein in Ketten geschmideter Sklave; hier schwang kein unmenschlicher Vogt die Peitsche; Frohsinn und Fleiß waren die Aufseher, und statt der Seufzer und Jammertöne, an welche Mulei's Ohr gewöhnt war, hörte man nur Scherz und fröhliche Lieder. „Willst du mir wohl jene Weinranken aufbinden und die reifen Trauben abnehmen helfen?" sagte Wolfgang liebreich zu Mulei. Dieser trat rasch hinzu, als könne er so freundlich erbetene Hülfe nicht abschlagen, und arbeitete emsig mit. Durch so liebreiche Behandlung, die ihm von Wolfgang selbst und dessen guten Angehörigen ununterbrochen zu Theil ward, fühlte sich Mulei innig gerührt, bald verschwand sein früherer Gram, und die Sehnsucht nach seiner Heimath machte der Liebe zu Wolfgang's Familie Platz. Mehr und mehr lernte er den Werth der christlichen Religion schätzen, wiewohl Wolfgang allen Schein vermied, den Muhamedaner bekehren zu wollen. Denn, wie Raimund sagte, sollte er erst das Christenthum mit ihnen empfinden lernen, und dadurch zur Aufnahme in den christlichen Bund reifen. Wolfgang's Enkel erzählten ihm oft von unserm Erlöser und Jener belauschte ihn einst, wie sie ihm ein einfaches Crucifix von Ebenholz zeigten, welches eine der Enkelinen von der Großmutter zum Geburtstage erhalten hatte. „Aber du armer Mann," sprach das Kind, „du kennst den Heiland wohl noch nicht,

der hier ans Kreuz geschlagen ist? Ich will dir von ihm erzählen." — Und hiermit begann das Kind seine einfache rührende Geschichte, in welche die übrigen Geschwister manchen schönen gehaltvollen Spruch mit einflochten, den Christus gesagt hatte, und den sie auswendig konnten. Mulei hörte sehr bewegt zu. Er ließ sich willig erzählen, was er schon wußte, denn aus dem Munde der Kinder klang es ihm viel rührender, und füllte sein Herz mit Trost. Auf's Tiefste erschüttert ergriff er das Crucifix und drückte weinend das Gesicht darauf. — Da trat Wolfgang auf ihn zu, und sprach, als habe er von ihrer Unterredung nichts vernommen: „Du bist nun ein Jahr bei mir, ich habe dir zeigen wollen, wie wir nach den Vorschriften unserer Religion unsre Feinde behandeln. Du hast das Leben und Wirken einer christlichen Familie gesehen; jetzt bist du frei; du kannst in deine Heimath zurückkehren, wann es dir gefällt." Mulei schwieg betroffen, und starrte auf das Crucifix in seiner Hand. Aber die Kinder hiengen sich an ihn und riefen: „Nein, du sollst uns nicht verlassen! Du sollst bei uns bleiben, denn dort hat dich doch Niemand so lieb, als wir!" Da stürzte er weinend in die Arme des Greises, und rief: „Ja, behaltet mich hier! Stoßt mich nicht wieder hinaus in die leere, lieblose Welt! Ich will ein Christ werden, wie du es bist!" — Da trat Raimund hervor. „Mulei!" rief er, die Arme ansbreitend. Der erkannte ihn wieder, und sie hielten sich lange sprachlos umfaßt. „Du bist mein Schutzgeist," sagte Mulei endlich. „Du hast mir einst das Leben, jetzt aber die Seele gerettet." Der fromme Kommenthur aber schüttelte sanft das Haupt und antwortete: „Nicht ich; der Herr nur ist mächtig in den Schwachen und Christus allein ist der Weg und die Wahrheit und das Leben!"

v. Houwald.

10.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oestreich.

Im Jahre 1314 wurde durch eine doppelte Kaiserwahl großes Unglück über Deutschland gebracht. Der eine Theil der Churfürsten wählte den damaligen Herzog Ludwig von Bayern, der andere Friedrich den Schönen, einen Sohn des ermordeten Königs Al-

brecht, zum Kaiser. Beide Fürsten suchten nun ihr Recht geltend zu machen; beide bemühten sich einander zu vernichten, und hieraus entstand ein achtjähriger Verwüstungskrieg, durch welchen Schwaben, Bayern und die Länder am Rhein unbeschreiblich litten.

Um die Mitte des Monats September 1322 kam es zwischen Beiden zu einer hitzigen Schlacht. Friedrich der Schöne drang über Salzburg in Bayern ein, und lagerte sich bei Mühldorf am Inn, während sein Bruder, Herzog Leopold von Oestreich, eine solche Stellung nahm, daß er dem Feinde nöthigenfalls in den Rücken fallen konnte. Nicht ohne Sorgen sahen die Bayern die Menge von Landesknechten, Schützen und Reisigen, die sich in Friedrich's Lager bewegten. Ludwig war viel schwächer an Mannschaft und noch schwächer an Geld und Lebensmitteln; den Tag vor der Schlacht hatte er in seiner Kassa nur noch eilf Pfund Silbergeld. Krone und Leben hingen an dem Kampfe, der nun beginnen sollte. War es rathsam, ihn bei so ungleichen Kräften zu wagen? Man hatte damals großen Glauben an Sterndeuterei; Ludwig zog daher die Sterndeuter zu Rath; sie machten ihre Beobachtungen, und sprachen für das Unternehmen, weil die Gestirne günstig ständen.

So wurden denn sogleich in größter Eile alle Anstalten zum Treffen gemacht; denn Friedrich mußte geschlagen werden, ehe Leopold Zeit hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Friedrich, welcher Nachricht von dem erhielt, was in dem feindlichen Lager vorging, fertigte augenblicklich Eilboten an seinen Bruder ab, damit sie ihn sogleich herbeirufen möchten. Allein die Pflichtvergessenen ließen sich aufhalten durch den köstlichen Wein der Mönche des Klosters Fürstenfeld, die es mit Ludwig hielten. Als sie sich nun toll und voll getrunken und den Rausch ausgeschlafen hatten, waren nirgends ihre Pferde zu finden, weil die Klosterknechte sie heimlich los gemacht und in Freiheit gesetzt hatten. Darum erfuhr Herzog Leopold zu spät die Gefahr, die seinem Bruder drohte, und blieb ruhig vor der Burg des Grafen von Montfort stehen, der es mit Kaiser Ludwig hielt.

Indeß brach der entscheidende Tag an. Bei dem Dorfe Ampfing (welches etwa 16 Stunden von München entfernt ist) ging Ludwig mit seinem Heere über den Inn und stellte es dem Feinde gegenüber in Schlachtordnung; sein Freund aber, der Burggraf

Friedrich von Nürnberg, legte sich mit seinen Reitern am andern Ufer des Flußes in Hinterhalt.

Der wichtigste Mann in Ludwigs Heere, der die ganze Anordnung zur Schlacht machte, war Seifried Schweppermann, ein erfahrner Nürnberger Krieger. Ihm hatte Ludwig die Leitung des ganzen Feldzuges überlassen. Von Person war dieser Held ganz unansehnlich, desto furchtbarer aber an Hülfsmitteln und voll Geistesgegenwart und Tapferkeit in Gefahren. Darum stand er auch ungemein hoch in der öffentlichen Meinung.

Unter seiner Oberanführung begann die Schlacht. König Ludwig befand sich in gemeiner Rüstung im Mitteltreffen bei der Sturmfahne, umgeben von der Schaar seiner Getreuen. Sein Gegner Friedrich aber prangte an der Spitze seiner Leibwache auf einem stolzen Rosse in vergoldeter Rüstung, mit einem Helme geschmückt, auf welchem der Reichsadler sich erhob. Durch seine edle Gestalt und die Pracht, mit welcher er erschien, kündigte er sich sogleich als das Haupt seines Heeres an. Schweppermann bemerkte ihn, zeigte ihn seinen Reitern, und gebot ihnen, diesen goldenen Ritter ja nicht aus dem Auge zu verlieren.

Friedrich focht auf dem linken Flügel, und seine Ungarn eröffneten die Schlacht. Mit wildem Geheul stürzten sie auf den Vortrab der Bayern los, so daß Menschen und Pferde stutzten und der rechte Flügel der Feinde in Unordnung gerieth. Der Kampf wurde nun allgemein, und bald war die Erde mit Todten und Verwundeten bedeckt. Das Glück schien die Oestreicher zu begünstigen. Schnell aber machte Schweppermann eine unerwartete Schwenkung mit dem ganzen Heere, so, daß die Feinde Sonne, Wind und Staub in's Gesicht bekamen. Die Bayern benutzten ihren Vortheil und stürmten auf ihre Gegner. Schon fingen die Hartbedrängten an zu weichen, als sie einen langen Zug Reiter mit Oestreichs Banner das Thal heraufsprengen sahen. Wer konnte zweifeln, daß es der sehnlichst erwartete Herzog Leopold sey? Ein schallendes Jubelgeschrei ertönte durch die wankenden Reihen; alle fühlten sich vom neuen Muthe belebt; allein — o Schrecken! — es war nicht Leopold, es war der Burggraf von Nürnberg, welcher plötzlich mit seinen Reitern aus dem Hinterhalte hervorgebrochen war, und den Ungarn in den Rücken fiel. Was da laufen und und reiten konnte

ergriff die Flucht. Fünfhundert gefangene Böhmen entwaffneten ihre Wächter, und stürzten sich rachedurstend unter die feindlichen Haufen. Noch immer aber kämpfte Friedrich mit Löwenmuth. Eine Menge getödteter Bayern, die er eigenhändig erlegt hatte, lagen um ihn her; er und die Tapfern die an seiner Seite fochten, drohten Alles niederzuhauen, was sich ihnen näherte. Friedrich's Pferd fiel; aber noch immer wehrte er sich hinter den Leichnamen seiner Feinde, bis endlich nach einem langen Kampfe ein tapferer bayerscher Anführer, dessen Namen schon furchtbar klang — Albert Rindsmaul — Meister über ihn wurde. In dem Augenblick, da er sich überwältigt sah, kam der Burggraf von Nürnberg angesprengt. An ihn ergab sich Friedrich, nachdem die Schlacht zehn Stunden gewüthet hatte, und neben vielen tausend Menschen 5000 todte Pferde auf der Wahlstatt lagen.

Der Gefangene sollte nun dem Kaiser vorgestellt werden. Er gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung; denn er glaubte seinen Feind eigenhändig niedergehauen zu haben, und dieß war ihm bis jetzt der einzige Trost in seinem Unglück gewesen. Gebeugt und zaghaft erschien er vor ihm: denn er sah tiefen Demüthigungen und der rauhesten Behandlung entgegen. Ludwig aber empfing ihn mit Würde und Freundlichkeit, und sprach, indem er ihm die Hand bot, die Worte: „Vetter, wir sehen Euch gern, sehr gern.“ Was zwischen ihnen bei dieser ersten Unterredung weiter gesprochen wurde, sagt die Geschichte nicht. Dem hohen Gefangenen wurde aber erst ein Aufenthalt in dem Schlosse Dornberg angewiesen, und später wurde er dem Vicedom[185], Weigel von Lengenfeld, zur Aufsicht übergeben, welcher ihn in seine Burg Trausnitz (nicht weit von der Stadt Amberg in Bayern) in Verwahrung brachte.

Nach der heißen Schlacht setzten sich die ermüdeten Sieger an die Tafel zu einem dürftigen Mahle. Es war nichts zu haben, als Brod und eine Schüssel voll Eyer, und zwar von Letzteren nur so viel, daß auf den Mann ein Ey kam, doch aber noch ein einziges übrig blieb. Nun fragte sich's wer dieses bekommen sollte. Ludwig nahm es nicht für sich; er legte es mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit seinem Feldherrn Schweppermann auf den Teller. „Dem Mann ein Ei,“ sagte er, „und dem Schweppermann zwei!“

Kaiser Ludwig gerieth nun in große Mißhelligkeiten mit dem

Papste, welcher es mit seinem Gegner hielt und ihn aller Rechte auf das deutsche Reich für verlustig erklärte. Des gefangenen Friedrich's Bruder, Leopold, suchte diesen günstigen Umstand zugleich zu benutzen, und machte Anstalt, den Willen des Papstes zu vollziehen; allein ohne Erfolg. Da dieser Versuch mißlang, wandte er sich mit freundlichen Geberden an Ludwig, sendete ihm die Reichskleinode[186], und bat um Befreiung des Bruders; denn so lange dieser in des Gegners Händen war, konnte nichts Ersprießliches vorgenommen werden. Er that noch mehr, er gewann einen Kerkerknecht Friedrich's, welcher versprach, ihn aus seiner Haft zu entlassen; Friedrich aber widersetzte sich diesem Versuche heimlicher Befreiung.

Bald darauf erlangte er auf eine viel edlere Art seine Freiheit wieder. Ludwig, welcher, arm an Geld und an Menschen, sich nach Ruhe sehnte, ritt hinaus auf die Trausnitz, ließ sich in Friedrich's Gefängniß führen, und bot ihm Befreiung und Versöhnung an, unter der Bedingung, daß er der Kaiserkrone entsagen, und ihm Beistand wider den Papst leisten sollte. Friedrich, welcher der Gefangenschaft müde war, und eben so gut als Ludwig das Unglück einsah, welches die Fortsetzung ihres Krieges über Deutschland bringen würde, versprach und unterschrieb, was man von ihm verlangte. Unverzüglich wurde er hierauf in Freiheit gesetzt, und reiste nach Wien zurück.

Herzog Leopold bezeugte große Freude über des Bruders Befreiung; als er aber die Bedingungen des Vertrages vernahm, wollte er Nichts davon hören, und wandte sich an den Papst mit der Bitte, denselben, als erzwungen, für ungültig zu erklären. Dieß geschah auch; allein Friedrich, der mehr Gewissen und Ehrliebe hatte, wollte ritterlich seinem gegebenen Worte treu bleiben; und da er durch seinen Bruder abgehalten wurde, das zu thun, was er versprochen hatte, so machte er sich auf, und kehrte freiwillig in sein Gefängniß zurück.

Ludwig der nun aus Friedrich's eignem Munde erfuhr, was vorgegangen war, wurde tief gerührt von einem so seltenen Beweise unverbrüchlicher Treue und Redlichkeit. Er sah ein, daß in der Seele eines Fürsten wie Friedrich kein Falsch wohnen könne, daß er seines ganzen Vertrauens, seiner ganzen Achtung werth sey, und

daß sie nicht geschaffen seyen, sich als Feinde zu verfolgen, sondern als Freunde zu lieben. Darum öffnete er ihm seine Arme, schloß ihn an sein Herz, benetzte ihn mit seinen Thränen, ließ ihn an seinem Tische essen, in seinem Bette bei sich schlafen, und nahm ihn zum Mitregenten an. Es wurde von ihnen ein neuer feierlicher Vertrag unterzeichnet, nach welchem beide gemeinschaftlich regieren und römische Kaiser heißen sollten.

So erlangte Friedrich durch Edelmuth, was er durch Waffengewalt vielleicht nie würde erzwungen haben. Er blieb Ludwig's Mitregent bis an seinen Tod, der im Jahre 1330 erfolgte.

Ludwig lebte nach ihm noch siebzehn Jahre. Er wurde im Jahre 1347 ganz unvermuthet auf einer Bärenjagd von dem Tode überrascht. Vom Schlage getroffen, sank er vom Pferde und starb in den Armen eines Bauern unweit des Klosters Fürstenfeld. Ein vierzig Fuß hoher Obelisk[187] bezeichnet den Ort, an welchem er fiel.

Jerrer.

11.

Die Ungarschlacht auf dem Lechfeld.

Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unübersehbare Ebene aus, zehn Stunden Weges lang zwischen den Strömen Lech und Wertach; ohne Baum und Strauch, nur mit kurzem Gras bewachsen. Dieß ist das Lechfeld; wie eine Wasserfläche gleich; vielleicht einst See; rings von einem Hügelrein umufert, auf welchem Dorfschaften ruhen. Dieß ungeheure Blachland[188], für Bewegungen reisiger Schaaren bequem, machten die Ungarn zum Wahlplatz. Ihr Lager stand bei Gunzenlech.

Wie der König in die weite Blache hinabtrat, gab er seinem Heere die Schlachtordnung. Den Vortrab mit dem Rennfähnlein sollte Konrad der Rothenburger, Herzog von Franken, machen mit vielem reisigen Zeug; ein tapferer Kriegsmann. Als ihn die Krieger erblickten, war große Freude, und schon jeder des Sieges getrost. In drei Schlachthaufen bildeten die Bayern das Vordertreffen. Sie führte Graf Eberhard von Ebersberg. Jederzeit sind ihre Banner bei den Reichsheeren im Vorzuge gegen den Feind gestanden. Dann folgten die Sachsen, ein zierlicher, kriegerischer Menschenschlag, mit langen Speeren, kurzen Schilden, großen Messern

an den Hüften. Bei ihrem Schlachthaufen der König selbst: vor ihm hergetragen der Engel im Reichsbanner[189], umgeben vom Speerwald des Heeres. Dann kam Herzog Burkard der kühne Held, mit zwei Schlachthaufen der Schwaben. Eine Schaar von tausend Böhmen hütete im Nachzug Feldgeräth und Troß. Sie befehligte ihr Herzog Boleslaw.

Als so das Heer dahin zog, stieß zu demselben auch von Augsburg Graf Theobald, des Bischofs Bruder, und Bischof Udalrich selbst mit vielem Adel und Stadtvolk, zu Roß und Fuß, unter dem Banner der Stadt.

Die Ungarn frohlockend, sieggewohnt, säumten nicht; setzten über den Lech zum linken Ufer; umschwärmten lange mit beweglichen Schaaren die deutschen Haufen, und stürzten dann jählings beutelüstern, mit gräßlichem Geschrei, auf die Böhmen und deren Gepäck im Nachtrab. Diese alle wurden von ihnen nach wilder Gegenwehr niedergeschossen, zersprengt; dann warf sich der Ungarn gesammte Macht auf die Schlachthaufen der Schwaben. Nach männlichem Streit erlagen auch diese der ungestümmen Uebermacht. Da ihre Fähnlein wankten, änderte der König schnell seine Ordnung; beschied Herzog Konraden mit dem fränkischen Haufen, und ließ ihn zur Unterstützung der Schwaben rennen. Er selbst, nachdem er sein Gebet gethan, und dem heiligen Laurentius das Gelübde, ein Bisthum zu gründen, wenn die Schlacht siegreich ende, schwang sich auf's Roß mit Schild und heiliger Lanze, und führte die wohlversuchten Sachsen in's Getümmel. Im Sturmlauf rückten die Bayern nach.

Fest hielten die Deutschen Mann an Mann. Die Ordnung der Madscharen[190] ward getrennt; ihre Menge immer enger gegen den Lech zusammengedrückt, daß ihnen die Schnelligkeit der Rosse nicht mehr half; der Speer der Deutschen sicher traf. Siegreich schwebte der Reichsengel über dem ungeheuern Kampf, der das Schicksal zwei großer Völker entschied.

Viele deutsche Helden sanken. Auch Theobald, der edle Graf von Kyburg und Dillingen, und Reginald sein Vetter. Und als Konrad von Franken, der wackre Degen, im Kampf des heißen Sommertages frische Luft zu schöpfen, die Bande des Panzerhemdes löfete, durchbohrte seinen Hals ein Pfeil. Mit schweren Wun-

den ging Herr Starchant, der muthige Bischof von Eichstätt, aus dem Streit; desgleichen von Regensburg der Bischof Michael. Dieser war schon unter den Todten gelegen; neben ihm ein blutender Ungar, der sich noch im Sterben am Bischof des Plünderns freuen wollte. Dadurch genas Herr Michael von der dumpfen Betäubung, tödtete den Heiden, und kam glücklich zu den Seinen.

Des Ungarvolkes Niederlage war unbeschreiblich groß. Wer nicht durchbohrt ward, stürzte in die Fluten des Lechs; wer nicht ertrank, ward bei Thierhaupten und andern Orten vom bayerischen Volke erschlagen. Mehrere der ungarischen Wojewoden[23], gefangen nach Regensburg geschleppt, ließ Herzog Heinrich dort vor dem Osterthor aufhenken; andere wurden verstümmelt, gekreuzigt, mit langsamer Qual getödtet; andere haufenweis in große Löcher gethan und lebendig begraben. Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar. Reich beschenkte davon der König den tapfern Bischof Udalrich, welcher zu Augsburg eine Zuchtschule und ein Frauenkloster gebaut hat, darin er der Erschlagenen von Adel Kinder und Wittwen gethan. Auch der Bayern Kriegsfürst, Graf Eberhard, brachte seinem Kirchlein zu Ebersberg die Erstlinge vom Ungarraube, viel goldne und silberne Ketten und goldne Glöcklein, welche die vornehmen Madscharen zu unterst an ihren ausgezackten Kleidern zu tragen pflegten.

Seit diesem Tage lief großes Schrecken und Wehklage durch's ganze Ungarland. Das Volk daselbst verschanzte sich voll Furcht, und zitterte vor dem deutschen Namen.

Nun berief, nach dem großen Siege, Herzog Heinrich zu Regensburg die Stände Bayerns zu einem Tag, und ließ das Salbuch[191] lesen. Es sprach Tod aus über jeden Bischof und Priester, der mit Feinden des christlichen Glaubens gehalten. Dieser Schuld und des Meineides an König und Reich klagte man Herolfen an, den Erzbischof zu Salzburg, der die Kirchenschätze an die Ungläubigen vergeudet. Und Herolf büßte schwer. Ihm ward nachgestellt, bis er zu Mühldorf fünf Rittern in die Hände fiel. Da wurden ihm die Augen ausgestochen.

12.

Die Schlangen.

Kein Theil der Naturgeschichte sollte dem Menschen unbekannt bleiben; am allerwenigsten aber sollte man sich durch die Häßlichkeit oder Schädlichkeit eines Thieres abhalten lassen, es näher kennen zu lernen; denn immer wird man, was für ein Thier es auch seyn mag, Neues und Merkwürdiges erfahren. Auch von den Schlangen, diesen so verschrieenen Thieren, will ich doch zeigen, daß es möglich ist, Etwas von ihnen zu erzählen, was merkwürdig und lehrreich ist, und gewiß Jeden begierig machen wird, noch mehr davon zu hören. —

Du wirst wohl, mein lieber Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben? Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinsten ist? oder die hübsche, braun glänzende Blindschleiche; oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun, das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter und Natter würdest du schwerlich eine andere in Deutschland finden können. Gottlob! wirst du vielleicht sagen. Nun gut, ich gebe dir Recht; aber dann kennst du auch die Schlangen so wenig, als wenn der versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen, als das Huhn, die Gans, die Ente, den Canarienvogel und allenfalls den Spatz gesehen hat. Was sagst du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß du sie vielleicht für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art davon, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen und munteren Sprüngen gern zu; denn sie ist ganz unschädlich, kaum 4 bis 6 Zoll lang und so dick, wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie feine Pünktchen, würdest du kaum bemerken, wenn sie dir nicht ein guter Freund zeigte.

Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika, und laß dir erzählen, was dort einmal geschehen ist. Achtzehn Spanier, die den ganzen Tag über in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen einst am Abend in einen dichten Wald; er-

müdet von den Strapazen des Tages beschließen sie, daselbst zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager dienen. Sie machen ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu können; ermüdet setzen sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem abgefallenen Laube hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer geschürt, da wankte es unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich fortbewegt. Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und alles flieht vor dem Unthier mit wüstem Geschrei. So groß ist die größte unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 30 bis 40 Fuß lang und anderthalb dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle anderen Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elephant unter den Land- und der Wallfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 20 bis 30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten, noch übertrifft.

Aber du wirst dich, lieber Freund! wundern, daß die Schlange anfangs so geduldig sich zum Sessel brauchen ließ? Hast du dir vielleicht schon einmal den Magen überfüllt? Dann hast du sicher gleich nach dem Essen eine Unbehaglichkeit bei dir verspürt, die dich unfähig machte, sogleich etwas Vernünftiges mit deinem Verstande vorzunehmen; und selbst dein Körper war nicht so zum Springen und Hüpfen aufgelegt, als vor Tische. In einem ähnlichen Zustande, nur in weit höherem Grade, mußte die Schlange gewesen seyn. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß wie die eines ordentlichen Hühnerhundes sind. Keine Schlange zerkaut ihre Speise; ihre Zähne scheinen ihnen nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen.

Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht zerkautes Rind mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen! Die Wände des Magens mögen noch so hart, und der Magensaft zur Auflösung noch so scharf seyn: auf jeden Fall gehört eine große Anstrengung der innern Theile des Thiers dazu; kein Wunder, daß es von außen in eine Art von Starrsucht verfällt und ruhig da liegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung aufgeschwellt ist. Begiebt sich nicht auch sogar der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeschäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt, und ballt sich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zusammen, wenn er sich vollgestopft hat? Er sitzt dann da, ohne zu sehen und zu hören, steckt seinen Kopf ganz in die Schultern zurück, so daß alle nackten Theile seines Halses verschwinden, und läßt die Flügel hängen, so daß sie ihm die Beine verbergen; alle seine Federn starren dann nur so von ihm weg.

Aber nicht die Größe und diese Starrsucht allein macht die Schlangen merkwürdig. Ihr ganzer Körperbau ist wunderbar eingerichtet. Es erstaunt wohl jeder, wenn er von den großen Schlangen hört, daß man sie leicht mit einem einzigen Schlage auf den Kopf tödten kann. Aber Nichts ist begreiflicher; die Hirnschale der Schlangen ist wie ein Dreieck gestaltet, dessen Spitze nach hinten zu liegt; sie bedeckt das Gehirn des Hinterkopfes nicht, und durch einen einzigen leichten Hieb mit einem Stock ist es verletzt und die Schlange todt. Ihr Skelet ist das einfachste, das sich denken läßt: eine Rückenwirbelsäule (ein Rückgrath) mit Rippen ohne alle Knochen für Flügel, Beine oder Arme; und doch bewegt sich das Thier ohne diese Glieder so schnell wie ein Pfeil!

Ja, es schwimmt auch und lebt gern im Wasser. Oft setzen die Schlangen von einer Insel zur andern über und wandern z. B. in Westindien von einem Meerbusen in den andern. Ihre Lunge ist ganz zum Untertauchen gemacht; bei den meisten Schlangen nimmt sie die Hälfte des Körpers ein, bei manchen zwei Drittheile, und liegt mit den übrigen Eingeweiden in derselben Höhle, läßt aber die Luft nicht durchgehen. Mit einem Athemzuge füllt die Schlange die ganze Lunge mit Luft, und nur nach und nach giebt sie sie wieder von sich; sie braucht lange nachher keinen zweiten Athemzug zu thun. Die Fische verstehen die Kunst, durch ihre Kie-

men auch unter dem Wasser die nöthige Luft sich zuzubereiten, sie haben darum keine Lungen und können immerfort unter dem Wasser bleiben. Der gewöhnliche Aufenthalt der Schlangen ist das Land; doch müssen sie auch zuweilen im Wasser leben; sie können dann lange darunter bleiben, aber die Kunst der Fische verstehen sie nicht; sie müssen immer von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche nach Luft schnappen.

Man sagt, die Schlangen haben rothes, kaltes Blut, das heißt: die Wärme ist nicht sehr bemerkbar; ganz kalt ist es niemals. Das Herz hat aber auch nur eine Herzkammer, welche das Blut durch die Pulsadern in die entferntesten Spitzen des Körpers treiben soll. Der Umlauf des Blutes kann nicht sehr schnell, die dadurch hervorgebrachte Wärme nicht sehr bedeutend seyn. Leicht müßte daher die Schlange erstarren, zumal da die Wärme sich aus ihrem langgedehnten Körper leichter, als aus einem kugelrunden, verlieren muß.

Aber die Natur, die für Alles so herrlich sorgt, hat auch der Schlange einen Pelz gegeben, der den Mangel der innern Wärme ersetzt. „Einen Pelz?" wirst du fragen, lieber Leser, „wo ist der? ich sehe ihn nicht." Die Natur hat aber tausend verschiedene Mittel, sage ich dir, um ihre Zwecke zu erreichen; hier hat sie den Pelz unter die Haut gelegt. Es ist eine dicke Fettlage, mit welcher fast alle Schlangen umwickelt sind; sie hält sie warm und geschmeidig. Bei manchen, z. B. bei der Klapperschlange, ist sie oft so dick, daß man ein Oel daraus bereitet, indem man es an der Sonne schmelzen läßt. Von den meisten Schlangen verzehren es die Wilden mit dem größten Appetit.

Und wie schön ist die äußere Decke bei so mancher Schlange mit Schuppen, Schilden und Farben geziert! Mehrere Wilde schmücken sich damit, und in Florida und Mexiko wird die Carmoisin-Schlange ganz allgemein zum Putze um den Hals oder in die Haare geflochten getragen. Fast sollte man sagen, daß die giftigsten unter ihnen am meisten verführerisch gekleidet wären. Aber das merkwürdigste dabei sind unstreitig die Ringe am Bauche; jeder ist gleichsam eine Art von Glied, das die Schlange wie einen Fuß gebrauchen kann, je nachdem sie ihn hebt oder andrückt. Aber wie ist es möglich, daß sie alle die Bewegungen damit machen kann? Nur dadurch, daß ein jeder seinen Muskel hat, der ihn in Bewegung setzt;

und wie viele solcher Ringe hat eine jede Schlange? Die Natter nicht unter hundert, die Riesenschlange nahe an dreihundert. Nur dieß Eine bedenke, und du wirst über den künstlichen Bau auch der gemeinsten Natter staunen; aber was sagst du zu der Gattung der Amphisbänen[192] unter den Schlangen, die diese Ringe so gut rückwärts wie vorwärts bewegen, so schnell rückwärts wie vorwärts laufen können?

Aber gesetzt auch, wir wüßten es gewiß, was einige Naturforscher nur vermuthen, daß nur einige Schlangenarten ihre Bauchschuppen zum Gehen gebrauchen: so müssen wir die Schnellkraft aller bei ihren Sprüngen bewundern. Indem sie ihren Körper in mehrere Windungen falten, und diese nun alle auf einmal plötzlich mit der größten Geschwindigkeit ausstrecken, können sie, indem sie dieß schnell hinter einander wiederholen, in kurzer Zeit einen Raum zurücklegen, wie verhältnißmäßig fast kein anderes Thier mit gleicher Eile. Aber gewöhnlich sind sie listig genug, um auf den ersten Sprung sogleich ihre Beute zu erhaschen; ihre Schwanzspitze gebrauchen sie wie einen elastischen Fuß, auf dem sie sich aufrichten und fortschnellen. Einige Schlangen, wie die Brillenschlange, können sich Viertelstunden lang auf der Schwanzspitze in die Höhe gerichtet erhalten; sie ringeln sich schneckenförmig darüber, bald gerade aufwärts, bald seitwärts oder vorwärts; das nennt man denn einen Schlangentanz.

Nicht alle Schlangen sind giftig; die giftigen aber stechen — das ist ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, sondern sie sprühen ihr Gift durch zwei besondere Zähne aus. Diese sitzen vorn an der obern Kinnlade, sind hackenförmig gebogen, wie die Klauen der Katzen, und können, wie diese, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgestoßen werden; sie sind hohl, und haben an der Spitze ein Loch, unten aber stehen sie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung. Beißt nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jenes Loch an den beiden Giftzähnen das Gift in die Wunde. Bei manchen Schlangen tödtet dieser Biß auf der Stelle, bei andern erfolgt der Tod erst einige Zeit nachher; bei noch andern bringt der Biß blos Geschwulste hervor oder tödtet nur zuweilen. Die Wilden essen selbst giftige Schlangen ohne Nachtheil, wenn diese

nicht etwa sich selbst gebissen haben. Nun noch einige Schlangengeschichten zum Beschlusse meiner Erzählung.

Ein Pächter in einer nordamerikanischen Colonie trat einst beim Mähen einer Wiese auf eine Klapperschlange, die sich sogleich gegen ihn aufbäumte, und in einen seiner Stiefel biß. Zum Glück hieb er sie mit der Sense durch, da sie ihren Anfall wiederholen wollte. Einige Zeit nachher, als sich der Mann zu Bette gelegt hatte, empfand er heftige Herzensangst, schwoll entsetzlich auf, und starb fünf Stunden nachher, ohne daß man ihm zu Hülfe kommen konnte. Der Tod des Mannes hatte nicht den mindesten Argwohn erweckt, und sein Sohn bediente sich einige Tage nachher seiner Stiefel. Bald darauf bekam er eben dieselben Zufälle und starb noch vor Anbruch des Tages. Ein Nachbar kaufte nachher diese Stiefel, und es erfolgte gleiche traurige Wirkung. Zum Glück wurde bei diesem betrübten Vorfalle der beste Arzt der Colonie herbeigerufen. Sobald dieser kam, erschrack er über alle die besondern Vorfälle, die ihm erzählt wurden, entdeckte glücklich die Ursache und gab die besten Mittel zur Wiederherstellung. Da man die fatalen Stiefel sorgfältig untersuchte, so zeigte sich's, daß die Giftzähne der Schlange darin stecken geblieben waren, und daß das kleine Bläschen, welches das Gift enthält, noch daran saß. Vater und Sohn hatten sich beim Anziehen derselben unmerklich an den Beinen geritzt, und das war die Ursache ihres Todes geworden.

Zum Glück sind diese Schlangen leicht auszurotten, weil sie sehr träge sind, und selbst die Kinder sich nicht scheuen, sie mit Steinen und Prügeln todt zu machen. Ihre größten Feinde sind die Schweine, denen ihr Biß, vielleicht wegen des dicken Fettes, gar nichts schadet.

Es ist bekannt, daß die Liebe der Thiere zu ihren Jungen oft macht, daß sie ihren eigenen Tod nicht scheuen, um nur die Ihrigen zu retten. So hat man auch in Nord-Amerika beobachtet, daß mehrere kleine Vögelchen während der Brütezeit sehr oft die Beute der Schlangen werden. Nähert sich z. B. die Schlange dem Neste eines Baltimore-Vogels, eines carolinischen Fliegenfängers, eines Zaunkönigs oder eines Rebhuhns, welche alle ihre Nester nahe an der Erde haben, so bietet die erschrockene Mutter alles auf, um ihren Jungen das Leben zu retten. Sie hüpft auf die Schlange

zu, springt wieder zurück, und sucht durch dieses Annähern und Entfernen ihren Feind mit sich selbst zu beschäftigen; ja, sie greift ihn zuweilen selbst, ihrer Schwächlichkeit ungeachtet, mit Angstgeschrei und Verzweiflung an. Die Schlange sucht sich indessen der Jungen im Neste zu bemächtigen; hiedurch steigt die Bangigkeit der Mutter immer höher, und ihr ängstliches Hin- und Herspringen, ihr trauriges Wimmern und ihr convulsivisches [193] Bewegen dauert fort; ja, sie wird zuweilen wirklich das Opfer ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Herr Rittenhouse in Nord-Amerika hörte einst den Gesang des rothgeflügelten Pirols; er vermuthete sogleich, daß eine Schlange dem Vogel das Angstgeschrei abzwinge. Er warf einen Stein nach der Stelle, und der Vogel flog zwar davon, kehrte aber sogleich wieder zum Orte zurück. Beim nähern Hinzutreten fand Herr Rittenhouse das Vögelchen auf dem Rücken der Schlange sitzend, das voll Wuth auf ihren Kopf loshackte, während diese ihre Jungen ruhig verschlang. Kaum hatte Herr Rittenhouse die Schlange getödtet, so flog das Vöglein auf immer davon.

St. John, ein nordamerikanischer Landmann, saß einst ganz allein in seiner Laube vor dem Hause, das mit einem Wassergraben umgeben war. Er hörte ein außerordentliches Geräusch und stieg auf einen Baum, um bequemer sich umsehen zu können. Da sah er, daß eine schwarze sechs Fuß lange Riesenschlange eine beinahe eben so große Wasserschlange auf einer Fläche, wo erst kürzlich Hanf abgeschnitten war, verfolgte. Es währte nicht lange, so hatte sie diese erreicht, und in dem Augenblick waren sie auch zusammengeflochten. Mit den Schwänzen stemmten sie sich an die Erde, und vorn bissen sie sich mit der äußersten Wuth. Ein sonderbares Schauspiel, diese beiden wüthend kämpfenden Schlangen! Die platten Köpfe und die funkelnden Augen waren rechte Bilder des Zorns. Nach einigen Minuten aber machte sich die Wasserschlange von ihrem Feinde los, und flüchtete nach dem großen Graben. Die Riesenschlange, halb aufgerichtet, halb kriechend, verfolgte sie lebhaft, bis sich die Wasserschlange genöthigt sah, eben dieselbe Stellung anzunehmen, und sich zur Wehr zu setzen. Was für listige Wendungen sie aber da machten, um sich einander einen tödtlichen Streich zu versetzen, läßt sich nicht beschreiben. Doch suchte die Wasserschlange sich immer mehr ihrem Elemente zu nähern. Sobald die schwarze

das merkte, schlang sie sich mit dem Schwanze um einen dicken Stamm, der ihr zur Stütze diente, und nun wickelte sie sich der andern um den Hals, daß sie nicht entfliehen konnte. In tausenderlei Biegungen wanden sie sich in wenigen Augenblicken um einander herum; in dem Augenblick, da sie am heftigsten kämpften, wurden ihre Hälse außerordentlich dünn, das übrige des Körpers blies sich aber in schnellfolgenden wellenförmigen Bewegungen auf. Die Wasserschlange preßte dadurch den Körper ihres Feindes so, daß ihm die Augen fast ganz aus dem Kopfe quollen, und schon schien der Streit entschieden, als auf einmal die schwarze wieder die Oberhand bekam. Beide stürzten nun in's Wasser.

Allein dieß neue Element benahm ihrer Erbitterung Nichts; sie wälzten sich bald auf dem Grunde des Wassers herum, und ragten dann wieder über die Oberfläche hervor, zusammengeflochten wie beim ersten Angriff. Indessen hielt die schwarze Riesenschlange beständig ihren Kopf über den Kopf der andern, und erstickte sie glücklich. Sobald sie das merkte, verließ sie dieselbe ganz plötzlich, ging in das Feld zurück und verschwand.

Während der Reisernte auf der Küste Malabar in Ostindien ging ein kleines Kind, das seine Eltern, welche auf's Feld gegangen waren, allein zu Hause gelassen hatten, vor die Hausthür, um sich wenig Schritte davon unter den Schatten einiger Bäume auf ein Paar Palmblätter zu leger. Es war ihm heiß, es war müde und schlief ein. Die Eltern, welche am Abend hungrig von ihrer Arbeit zurückkehrten, sahen ihr Kind ruhig schlafen; sie wollten nun das Abendbrod bereiten, und es dann erst wecken. Bald darauf hörten sie halberstickte Töne von ihrem Kinde, glaubten aber, es seyen Aeußerungen einer kleinen Unpäßlichkeit, welche das Kind am Morgen gehabt hatte. Da es aber nicht aufhörte zu jammern, so sprang der Vater hinaus, und sah zu seinem Schrecken, daß eine große Schlange es schon halb verschluckt hatte. Wie der Vater und die Mutter, die auch sogleich herbeikam, erschracken, läßt sich leicht denken! Sie waren in der größten Verlegenheit ihr Kind zu retten; hätten sie die Schlange erzürnt, so würde sie das arme Würmchen nur noch mehr zerfleischt haben. Der Vater besann sich schnell, holte einen Säbel und theilte die Schlange glücklich auf den ersten Hieb in zwei Stücke. Da sie aber nicht in demselben Augenblick starb,

so kniff sie noch einmal ihre Zähne in den zarten Körper, und das arme Kind starb wenige Minuten darauf unter den jämmerlichsten Schmerzen. K. Ritter.

13.

Beschreibung des Bienenschwarms.

Die wilden sowohl, als die zahmen Bienen halten sich in großen Gesellschaften, die aus etlichen tausend Mitgliedern bestehen, zusammen; man nennt eine solche Gesellschaft einen Schwarm. In jeder Gesellschaft befinden sich dreierlei Bienen, die nicht nur in ihrer äußern Gestalt, sondern auch in ihrem innern Bau von einander verschieden sind.

Die erste und vornehmste ist die Königin (Mutterbiene, der Weiser), welche die ganze Gesellschaft zusammenhält, und nach deren Tode oder Entfernung dieselbe in eine gänzliche Unthätigkeit geräth, und sich allmählig zerstreuet, wofern nicht ihre Stelle bald durch eine neue Königin ersetzt wird. Sie ist zwar nicht die größte Biene, hat aber einen gestrecktern Leib, als die Uebrigen, eine lebhaftere, etwas röthliche Farbe, kürzere Flügel, die kaum den halben Hinterleib bedecken, hohe braune Füße, und einen langen Stachel. Dieses Stachels bedient sie sich nur im äußersten Nothfall, wenn sie gedrückt oder sehr geneckt wird. Sonst kann man sie ohne Gefahr auf der Hand herumkriechen lassen, denn da von ihrem Leben das Wohl der ganzen Gesellschaft abhängt, und mit einem Stich gewöhnlich auch der Verlust des Stachels und der Tod verbunden ist, so hält ein geheimer Naturtrieb sie von einem leichtsinnigen, für sie und ihr Reich gefahrvollen Gebrauch ihrer Waffe zurück. So wenig aber ein Schwarm ohne eine Königin, bestehen kann, so wenig wird doch mehr als eine geduldet. Sobald durch einen Zufall sich zwei oder mehrere in einem Stock einfinden, so entsteht gleich ein allgemeiner Aufruhr. Man nimmt Eine in Schutz, und bringt die andern um, oder der Haufe theilt sich, und es bildet sich unter Anführung jeder einzelnen Königin ein neues Reich. Die Ehrfurcht, welche die gemeinen Bienen gegen ihre Königin bezeugen, ist außerordentlich. Ein ansehnliches Gefolg begleitet sie überall, wo sie hingeht, und scheint kein anderes Geschäft zu haben, als der Königin aufzuwarten. Diese Begleiter reichen ihr von Zeit

zu Zeit Honig dar, und putzen und streicheln sie mit ihren Rüsseln. Und in welche Gegend des Stockes sie hinkommt, da verbreitet sie neues Leben und neue Thätigkeit; man arbeitet dann, beseelt durch die Gegenwart der Königin, noch einmal so rasch.

Nächst der Königin sind die Drohnen oder die männlichen Bienen zu bemerken, welche sich durch ihre Größe, woran sie alle Uebrigen im Stock übertreffen, leicht unterscheiden lassen. Sie haben sehr große Augen, die beinahe den ganzen Kopf einnehmen, kurze Flügel, einen kürzern und feinern Rüssel und gar keinen Stachel. Von Ansehen sind sie viel rauher, als die Andern, auch dicker, dabei aber sehr träge. Sie fliegen selten aus, nur bei heißem Wetter zur Mittagsstunde entfernen sie sich zuweilen eine kurze Zeit. Ihre vornehmste Bestimmung ist, die Mutterbiene zu befruchten.

Endlich sieht man auch noch in einem Stock eine Menge kleiner Bienen, wovon eine halb so schwer ist, als eine Drohne, aber verhältnißmäßig längere Flügel und einen Stachel hat. Man nennt sie Werk- oder Arbeitsbienen, weil sie allein alle Arbeit verrichten. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, und schaffen zu dem Ende allen Unrath, todte Bienen, Würmer und andere faulende Sachen hinaus. Ist ihnen ein Körper zu schwer, so überziehen sie ihn mit Wachs, damit er durch seine Verwesung die Luft nicht verunreinige. Ihres eigenen Kothes entledigen sie sich außerhalb des Stockes. Andere halten an dem Flugloche Wache, um gemeinschaftliche Feinde abzuhalten; wieder andere füttern die Jungen u. s. w.

Zu einem vollkommenen Schwarm gehören nun ungefähr zwanzigtausend Arbeitsbienen, anderthalbtausend Drohnen und eine Königin. Wenn diese beisammen sind, so fangen sie an, sich in irgend einer bequemen Höhle — die zahmen in den für sie bestimmten Stöcken oder Körben — eine zweckmäßige Wohnung anzulegen, und zwar übernehmen, wie schon gesagt, bloß die Arbeitsbienen dieß Geschäft. Zuerst sammeln sie eine Art Kitt (Vorwachs) von den klebrigen und harzigen Knospen einiger Bäume, indem sie es mit den Zähnen abkneipen, und sich dasselbe sodann an die Füße kleben. Hiemit beladen, fliegen sie nach Hause, wo es ihnen sogleich von andern Bienen abgenommen, und von diesen zum Ueberzug der innern Wände und zum verschmieren der Ritzen gebraucht wird.

Nachdem Alles, bis auf das Flugloch, sorgfältig verklebt und verwahrt ist, so machen sie sich an den überaus künstlichen Bau der Zellen, wozu sie aber nicht die vorhergenannte harzige Materie, sondern wirkliches Wachs nehmen. Zur Verfertigung des Wachses dienet ihnen der Samenstaub in den Blüthen und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als daß sie ihn bequem aufladen nnd fortbringen könnten, so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und des Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüthe ein, und der Samenstaub bleibt wie Puder an dem haarigen Körper hangen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen, und bringen diese mit den mittleren Füßen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter, und kneten es durch einander. Der so durchknetete Samenstaub heißt nun Wachsmehl, und wird von den Bienen verzehrt, und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer aber schwitzt durch die sechs Ringe am Hinterleibe hervor, und setzt sich da in Gestalt zarter Blättchen an, welche die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dieß ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch nach Beschaffenheit des Samenstaubes in der Farbe und Güte ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weiß aus, es wird aber mit der Zeit im Stock immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Von diesem Wachse bauen sie ihre Zellen. Sie bauen nämlich von der Decke des Stockes senkrecht herunter Wachskuchen, gemeiniglich sechs bis sieben, nicht völlig einen Zoll dick, und in denselben legen sie auf beiden Seiten Zellen an, die folglich ungefähr so tief sind, als der halbe Wachskuchen dick ist. Ein Wachskuchen steht von dem andern so weit ab, daß zwei Bienen neben einander in den Zwischenräumen gehen können. Auch sind in jedem Wachskuchen Oeffnungen und Durchgänge, damit sie von einem zum andern ohne

vielen Zeitverlust kommen können. Wegen der Menge der Arbeiter und bei ihrer ausnehmenden Emsigkeit geht das Werk sehr geschwind von Statten. Ein etwas starker Schwarm bauet einen Wachskuchen, acht bis neun Zoll lang und halb so breit, in einem Tage ganz fertig. Die Zellen selbst sind sechseckige Röhrchen, so geschickt und mit so ökonomischer Ersparung des Raums angelegt, daß sie nach der genauesten mathematischen Berechnung und Ausmessung unverbesserlich befunden worden sind. Auf einem Wachskuchen, der 15 Zoll lang und 10 Zoll breit ist, zählt man über 9000 Zellen. Die Wände der Zellen sind dünner, als feines Papier, und dennoch fest genug; aber den Rand des ganzen Wachskuchens umgeben sie mit einer stärkern Einfassung.

Die Zellen werden nicht von den Bienen bewohnt, — denn diese halten sich zwischen den Wachskuchen auf, — sondern sie haben eine doppelte Bestimmung: einige dienen zur Aufbewahrung des Honigs, und andere zu Nestern für die junge Brut. In einem Stock, der 50,000 Zellen enthält, rechnet man 30,000 für den Honig, die übrigen für die Brut.

Der Stoff des Honigs ist der süße Saft (Nektar), der sich in den allermeisten Blüthen findet, auch der süße Schweiß auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüsseln ab, schlucken ihn hinunter, und bereiten ihn in einem besondern Behältniß in ihrem Leibe, das deßhalb der Honigmagen heißt, durch Gährung oder Beimischung anderer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich, und speien ihn in die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchen die Säfte genommen wurden, verschieden.

Funke.

14.

Der junge Einsiedler.

In dem Ardennerwalde lebte vor Zeiten ein Einsiedler mit seinem Sohne, den er als einen Knaben von etwa sechs Jahren mit sich

in die Klause genommen, und, abgeschieden von der übrigen Welt, zu eben der Lebensart erzogen hatte, die er selbst führte. Der alte Gotthard — so hieß der Klausner — war ein Mann von überaus viel Herzensgüte, aber von desto weniger Einsicht. Mehrere widrige Schicksale, die er erlebt hatte, waren Schuld daran, daß er die Einsiedeley zu seinem Aufenthalt wählte. Er war daher nie gesprächiger, als wenn er auf die unbegreifliche Vertheilung der menschlichen Schicksale zu reden kam, und nichts lag ihm so sehr am Herzen, als der Wunsch, seinem Sohne Franz die Welt, in der es so zuging recht verhaßt zu machen. Um aber in diesem auch nicht einen Funken von Weltliebe aufklimmen zu lassen, nahm er ihn nie mit sich, wenn er in der Nachbarschaft umherterminirte [194]. So lernte denn Franz die Welt größtentheils nur aus den Erzählungen seines Vaters kennen, und was er auch zuweilen mit eigenen Augen sah, das sah er doch durch die gefärbte Brille des Vorurtheils. An der väterlichen Klausnerey stand eine kleine Capelle, die sie gemeinschaftlich besorgten, und neben dieser ging eine gangbare Fahrstraße vorüber. Diese war denn der Schauplatz, auf welchem der junge Franz die Welt studirte. Natürlicherweise fehlte es ihm auch hier nicht an allerley Bemerkungen, welche die Klagen seines Vaters bestätigten. Ein Lahmer hinkte jämmerlich an seinen Krücken vorüber, und ein andrer mit gesunden Füßen und Kräften kam zu Pferde oder zu Wagen; der eine erstickte fast in Fußsäcken und Pelzwerk, und dem andern wehte der kalte Nordwind durch die Lumpen eines leinenen Kittels; hinter einem Betrunkenen, der vor Schwindel nicht mehr gehen konnte, kam ein Lechzender her, der Jahre lang vor Armuth keinen Wein über die Zunge gebracht hatte, und hob den Zecher vom Boden auf. Froh über Theurung und Noth jauchzte der Wucherer vom Markte heim, und eine arme Wittwe sammelte indeß dürres Holz im Walde, ohne noch zu wissen, wo sie den Bissen Brod zur Suppe hernehmen sollte, die sie an der Flamme des Holzes ihren hungrigen Kindern zu bereiten gedachte.

Oft zerbrach sich Franz über dem Anschauen dieser Ungleichheit menschlicher Schicksale den Kopf, und Vater Gotthard benützte jede solche Gelegenheit, seinem Sohne die Welt, in welcher es den Gottlosen zuweilen so wohl, und den Tugendhaften so übel geht, noch mehr zu verleiden; doch aber vergaß er nicht, daneben immer

zu predigen, daß Gott die Welt regiere, und daß dieser Gott das weiseste und gerechteste Wesen sey. Das Gegentheil von dieser Versicherung schien indeß die Erfahrung zu beweisen, und Franz wurde täglich ungewisser, wie er den Widerspruch reimen sollte. Sein Vater konnte ihm über das alles keinen Aufschluß geben, und begnügte sich damit, ihm die alte Formel vorzusagen: „Hier, mein Sohn, müssen wir die Hand auf das Herz legen, und schweigen!" Dieser gute Rath war jedoch dem jungen Franz nicht genug, der sich kaum enthalten konnte, an Gottes Fürsehung überhaupt zu zweifeln.

Eben da er über diesen Punkt mit sich selbst am unschlüssigsten war, starb Vater Gotthard, und Franz war nunmehr, als ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, sein eigener Herr. Je mehr ihm sein Vater die Einsamkeit eingepredigt, und je ängstlicher er ihn an die stille Zelle gefesselt hatte, desto größer war nun sein Drang, die ihm so übel geschilderte Welt näher kennen zu lernen und mit eigenen Augen ein Zeuge von Gottes Weltregierung zu seyn.

Einige Tage nach des Vaters Beerdigung ergriff er, nach vielem Kampfe mit sich selbst, den Wanderstab, fest entschlossen, sich in das größte Getümmel der Welt zu wagen, und sich in demselben, wo möglich, aus der zweifelhaften Verwirrung seines Gemüthes herauszuwickeln. Zwar kannte er nichts von der Welt als eine Strecke des Waldes und die gesundesten Kräuter, die er da für eine Apotheke bisher gesammelt hatte; auch die nächsten Dörfer hatte er in seinem Leben nie gesehen, aber er verließ sich auf das gute Glück, und hoffte um so eher einen Reisegefährten zu finden, da ihm jeder Weg recht war, den dieser gehen würde.

Kaum hatte er eine halbe Tagreise auf offener Landstraße zurückgelegt, als sich ein junger wohlgebildeter Mann von gleichem Alter zu ihm gesellte. Franz wurde durch die freundlichen Gespräche des Fremdlings in kurzer Zeit so eingenommen, daß er sich fest entschloß, die Wallfahrt in seiner Gesellschaft zu machen und allezeit mit ihm unter einem Dache zu schlafen. Der Fremdling war es zufrieden, und Franz gerieth in Entzücken, als er vernahm, daß auch dieser in eben der Absicht, um deren willen er sich auf den Weg gemacht hatte, das Land durchreise.

Etliche Tage waren verflossen, ehe Franz etwas wichtiges beobachtete; wenigstens lernte er die Wege der göttlichen Vorsehung um keine Spur näher kennen, als auf der Landstraße unweit seiner Klause. Für seinen Reisegefährten aber wurde er von Tag zu Tag mehr eingenommen. Alles was dieser redete und that, das zeugte von den richtigsten Einsichten und von dem liebevollsten Herzen.

Wie erstaunte daher der junge Einsiedler, als er eines Morgens eine Entdeckung machte, die ihn zwang, an der Rechtschaffenheit seines Gefährten zu zweifeln.

Sie hatten nämlich im Hause eines reichen Landpfarrers übernachtet, der sie beide, besonders um des Einsiedlers willen, sehr liebreich aufnahm, weil er ein Freund der Mönche war. Herrlich gespeis't und getränkt, wurden sie in ein treffliches Bett gebracht und am Morgen mit einem Frühstücke bewirthet, wie an der Tafel eines Prälaten. Der gastfreie Pfarrer hatte eben einen vergoldeten Becher zum Geschenke erhalten und ihn des Abends den Fremdlingen gezeigt. — Man denke nun, wie der Eremit erstaunen mußte, als er nach seinem dankbaren Abschiede von dem ehrlichen Pfarrer, diesen Becher in der Hand seines Reisegefährten erblickte, der ihn mit der größten Dreistigkeit aus seiner Tasche zog, und auf dem Wege genauer betrachtete! Franz wußte nicht, ob er es wagen sollte, einen so gefährlichen Menschen, der fähig war, seinen Wohlthäter zu berauben, zur Rede zu stellen. Er gab also bloß seine Verwunderung darüber zu erkennen; sein Gefährte aber behandelte es wie eine alltägliche Sache, ohne sich nur im geringsten zu entschuldigen.

Der junge Einsiedler verfiel darüber in allerlei qualvolle Betrachtungen. Seinem Gewissen nach sollte er den Diebstahl anzeigen, und doch war ihm der Gedanke zu schrecklich, seinen Reisegefährten dem Gerichte zu überliefern. Er nahm sich daher vor, dießmal ihn nicht zu verrathen; unter der Hand aber einen Versuch zu machen, ihn von der Schändlichkeit seines Benehmens zu überzeugen, und zur Zurückgabe seines Bechers zu bewegen.

Unterdeß setzten sie ihren Wanderstab fort, bis sie bei einbrechender Nacht vor dem Hofe eines königlichen Pächters stille standen, und gezwungen waren, wegen der Finsterniß, in einer ihnen ganz unbekannten Gegend, sich hier ein Nachtlager zu erbitten. Lange wollte der unfreundliche Wirth ihnen den Hof nicht öffnen. Er

rief allerlei Schmähungen über umherziehendes Gesindel aus dem Fenster und hieß die Wanderer im nächsten Dorfe Quartier suchen. Franz wurde verdrießlich und wollte weiter gehen. Sein Gefährte aber drang mit so vielen Bitten und Vorstellungen in den hartherzigen Pächter, bis er endlich ihnen erlaubte, in einer Wagenschippe auf einem Bunde Stroh zu übernachten. Dem Einsiedler war die Nacht unerträglich lange. Wenn gleich eines harten Lagers seit lange gewohnt: so konnte er doch vor lauter Betrachtungen, zu denen ihn die Unmenschlichkeit des Pächters veranlaßte, etliche Stunden nicht einschlafen. Er bezeigte ganz leise seinem Schlaf-Kumpan sein Erstaunen und Mißfallen; dieser aber zog den Schlaf allen Gesprächen vor, und schien auch nicht im mindesten entrüstet. Franz begriff nicht, wie ein Mann, der erst vor so wenigen Stunden gegen einen Wohlthäter so undankbar war, sich gegen einen Geizhals und Gefühllosen, der sie hungrig und durstig in einer offenen Schippe liegen ließ, so gleichgültig seyn konnte. Noch mehr erstaunte er, als am kommenden Morgen sein Reisegefährte nicht eher den Hof verlassen wollte, als bis er dem Herbergsvater mündlich würde gedankt haben. Der Pächter erlaubte ihnen endlich den Zutritt, und der allzudankbare Gast setzte ganz heimlich den vergoldeten Becher beim Abschiede auf einen Seitentisch, und ging mit der größten Freundlichkeit, aber ohne Frühstück zu erhalten, seines Weges.

Franz, der es bemerkt hatte, was sein Gefährte beim Weggehen that, war über die Handlungsweise desselben ganz verwirrt. Er sah nun, daß es nicht Habsucht war, die seinen Freund zum Wegnehmen des Bechers veranlaßt hatte; warum aber, dachte er bei sich selbst, beraubt er einen so gastfreundlichen Wirth, um den gottlosen und hartherzigen Pächter mit dem Raube zu beschenken?

Er bezeigte sein Erstaunen darüber. Sein Reisegefährte aber schien so leichtsinnig, daß er auch nicht einmal eine Ursache anzugeben für nöthig fand. Franz glaubte am Ende, daß er die geheime Absicht müsse gehabt haben, durch das zurückgelassene Geschenk den Geizhals zu beschämen und zu bessern, denn in dieser einzigen Rücksicht konnte er die Handlung noch vernünftig finden.

Gegen Abend gelangten sie vor ein reitzend gelegenes Bergschloß. Der Einsiedler und sein sonderbarer Gefährte stiegen hinauf,

um die schöne Gegend von der Anhöhe zu überschauen und der kühlenden Bergluft zu genießen; dann aber in einem am Fuße des Berges gelegenen Wirthshause zu übernachten. Der Eigenthümer des Schlosses ging eben in den schönen Anlagen, die er rings um den Rittersitz gemacht hatte, spazieren. Er ließ sich mit den beiden Reisenden in ein Gespräch ein, führte sie allenthalben herum, behielt sie am Ende beim Abendtische und wies ihnen, nach einem fröhlichen Abend, den sie im Kreise der liebenswürdigen Familie genossen hatten, ein Quartier an, das recht zur Erholung von einem so harten Lager, wie sie es in der vorigen Nacht gehabt hatten, gemacht war. Aber nach ein paar Stunden wurden sie von wehklagenden Tönen zunächst an ihrem Schlafzimmer erweckt. Der Gutsbesitzer hatte einen Sohn von etwa drei Jahren. Das Kind war plötzlich in der Nacht erkrankt, und in heftige Gichter verfallen. Der Jammer war um so größer, da es nicht nur ein sehr liebenswürdiges, sondern auch das einzige Kind seiner Eltern war, das ihnen der Tod von sechsen übrig gelassen hatte. Der Klausner wußte, daß die Kinderstube hart an sein Schlafgemach stieß, und vermuthete daher, daß dem guten Kinde irgend ein Zufall müsse begegnet seyn. Die Theilnahme ließ ihn nicht rasten. Er stand auf und ging in das Zimmer, wo er den kleinen Liebling in schrecklichen Zuckungen fand. Sein Reisegefährte lag indeß sorglos im Bette. Franz lief, mit hellen Thränen im Auge, zu ihm zurück, um ihn von dem kläglichen Zustande des Kindes zu benachrichtigen. Dieser aber vernahm alles ohne die geringste Rührung, wendete sich auf die andere Seite und schlief fort. Verdrießlich über die Gleichgültigkeit des Mannes, ging Franz wieder in das Krankenzimmer, und erwartete da den anbrechenden Morgen. Jetzt kam auch sein Reisegefährte aus den Federn, und beide nahmen von dem gastfreundlichen Ritter dankbaren Abschied. Franz küßte noch einmal mit Thränen das sterbende Kind, und so schieden sie aus der Wohnung des Jammers.

Sie waren wohl eine Stunde weit gegangen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich unterbrach Franzens Begleiter das Stillschweigen. Wahrscheinlich, sagte er, hat nun das Kind überwunden. Alle Arzneyen, die man gebraucht hat, waren aber auch so verkehrt! Mit einem ganz geringen Hausmittel hätt' ich ihm helfen können. — „Und das hast du nicht gethan, du Undankbarer?" fuhr der Klausner in größter Hastigkeit auf. Der Begleiter lächelte. Diese Un-

empfindlichkeit brachte den Einsiedler ganz außer Fassung. Er drang mit ungestümmen Bitten in seinen unbarmherzigen Freund, doch jetzt noch umzukehren, und einen Versuch zu machen, im Falle das Kind noch leben sollte. Aber umsonst. Er bat, doch wenigstens ihm das Mittel zu entdecken, damit er allein zurückkehren und es anwenden könnte; aber auch dazu war der grausame Mann nicht zu bewegen, ohne jedoch nur das Geringste zu seiner Entschuldigung anzuführen. So gesprächig er sonst war, so sparsam ging er allezeit mit den Worten um, wenn Franz ihm Vorwürfe machte. Endlich tröstete sich dieser mit dem Gedanken, daß es ohne Zweifel mit dem angepriesenen Hausmittel so ganz richtig nicht seyn müsse; daß sein Begleiter eben deßwillen nichts im Schlosse des Gutsherrn gesagt habe, und auch dahin nicht zurück wolle, weil er nichts wisse, oder selbst kein Vertrauen auf sein Hausmittel setze. Indem er also seinen Gefährten für einen eitlen Großsprecher hielt, söhnte er sich einigermassen wieder mit ihm aus.

Sie kamen des Abends, ohne etwas auffallendes bemerkt oder erfahren zu haben, in eine Herberge, deren Wirth sie ebenfalls mit vieler Freundlichkeit, obgleich nicht so ganz unentgeltlich, wie der eben erwähnte Ritter, aufnahm. Aber sie wurden um den billigsten Preis trefflich bewirthet, und da ihr Weg durch einen Wald ging, in welchem man leicht irren konnte: so gab ihnen der menschenfreundliche Wirth beim Abschiede seinen Hausknecht mit, auf dessen Treue und Führung sie sich, wie der Hausherr versicherte, vollkommen verlassen durften. Kaum aber waren sie auf eine kleine Brücke gelangt, die über einen reißenden Waldstrom führte, als unser Klausner Augenzeuge einer schrecklichen That werden mußte. Sein Freund stürzte nämlich den dienstfertigen Führer mit vorsätzlicher Gewalt hinab, und ließ ihn ohne Mitleid ertrinken.

Franz gerieth in ein Entsetzen, über welchem er fast selbst dem Unglücklichen nachstürzte. Er brach in die bittersten Vorwürfe aus, und beschloß, seinem Begleiter nur noch bis zur nächsten Herberge zu folgen, und ihn da von den Gerichten arretiren zu lassen.

Dieser aber sah ihm mit heitrer Miene in's Auge, legte die Hand ihm auf die Schulter und sagte mit einer Stimme voll Ernstes und unbeschreiblicher Würde: Freund, was ich that, ist dir so dunkel als die Wege der Vorsehung Gottes sind, die du kennen zu lernen ausgereifet bist; aber höre den Aufschluß!

Der vergoldete Becher, den ich unserm gastfreundlichen Landpfarrer wegnahm, war das Geschenk eines habsüchtigen Verwandten, war vergiftet, um den redlichen Mann aus dem Wege zu räumen, ehe er seinen Vorsatz ausführen könnte, sein Vermögen größtentheils milden Stiftungen zu weihen.

Ich nahm den tödtlichen Becher und gab ihn dem königlichen Pächter, der durch Frohn und Wucher und durch Hartherzigkeit aller Art eine Pest der Gegend und eine Geissel für seine Untergebenen ist, und seinen Reichthum einer schrecklichen Schandthat, der heimlichen Ermordung seines ältern Bruders, verdankt.

Das hoffnungsvolle Kind, dem ich meine Hülfe versagte, würde nicht geworden seyn, was du dir von ihm versprachst. Der mildthätige und gerechte Vater war in der größten Gefahr, um dieses Kindes willen seine Tugend zu verlieren, ein Bedrücker der Unterthanen und ein Geizhals zu werden; das Kind aber würde durch die Macht der Verführung ein schädlicher Verschwender, ein unbrauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und das Herzeleid seiner Eltern geworden seyn. Es hat nun das Ziel seines Lebens erreicht, ohne nur die Gefahren und Versuchungen desselben gekannt zu haben.

Der ersäufte Knecht war endlich keineswegs der treue Diener, für den ihn sein Herr hielt, sondern ein Heuchler, der einer Räuber- und Mörderbande das Versprechen gethan hatte, noch in dieser Nacht ihnen das Haus zu öffnen, es ausplündern und die etwa erwachende Familie ermorden zu helfen.

Sage nun, Franz, war ich gerecht? . . . .

Der Klausner stutzte eine Minute lang über die Rechtfertigung. „Aber woher weißt du das alles in einer ganz fremden Gegend, und wer lehrt dich in die Zukunft sehen?" fragte er dann.

Sein Begleiter schwieg; aber in dem Augenblicke wurde sein Gesicht wie eine Flamme erleuchtet; ein heller Glanz verbreitete sich über sein ganzes Wesen und er verschwand, als Luftgestalt, vor des Klausners Augen.

Franz taumelte vor Schrecken zurück. Er wußte nicht, sollte er alles, was ihm widerfuhr, für Traum oder Wahrheit halten. Da ihm die Besinnungskraft wieder kam, warf er sich in tiefer Rührung auf die Kniee. Ja, Gott! rief er aus, du bist gerecht

und weise in allen deinen Wegen; aber wir Sterbliche erkennen die Tiefen deiner Weisheit nicht und sehen nur in dunkler Mitternacht einige Spuren deines Pfades. Dank dir, du ewiges Wesen, für den Geleitsmann, den du mir gabst! Der Endzweck meiner Reise ist durch ihn vollkommen erreicht. Ich kehre, belehrt über deine Weltregierung, zurück, und ich verehre deine Weisheit und Güte auch in deinen verborgensten Wegen.

Er eilte zurück in seine Klause; aber nicht, um in derselben zu leben und zu sterben, nein, sondern nur seine wenigen Habseligkeiten zusammen zu packen, und dann, zufrieden mit Gottes Regierung und voll Vertrauen auf ihn, in die menschliche Gesellschaft zurückzukehren, welcher ihn sein Vater aus frommer Einfalt entrissen hatte.

Schez.

15.

Geschichte eines Auswanderers.

In einer Zeit, wo die Auswanderungssucht so viele ergriffen und so viele unglücklich gemacht hat, kann es nicht anders, als lehrreich und warnend seyn, die Geschichte so manches Auswanderers kennen zu lernen, und sich dadurch zur Beherzigung des biblischen Zurufs: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! aufgefordert zu fühlen. Nachfolgende, in öffentlichen Blättern mitgetheilte Erzählung hat übrigens schon an sich so viel Anziehendes, daß sie wohl Niemand ohne Theilnahme lesen dürfte, weshalb sie auch hier eine Stelle verdient. Die Hauptperson derselben mag nun selbst sprechen.

Ich, Johann Jakob Butsch, bin geboren den 16. November 1776 zu Malmsheim, einem Pfarrorte im Königreiche Würtemberg, Oberamts Leonberg. Mein seliger Vater, Johann Michael Butsch, war Bürger in eben diesem Dorfe, von Profession ein Schneider, und ich unter seinen drei Kindern der Geburt nach das zweite.

Bei einer kleinen Familie und einem ordentlichen Vermögen war es ihm möglich, für das gute Fortkommen seiner drei Söhne sorgen zu können. Mich ließ er die Profession eines Strumpfwebers erlernen.

Noch nicht ganz ein und zwanzig Jahre alt, trat ich in die Ehe. Sie wurde nach drei Jahren durch den Tod meines Eheweibes wieder aufgelöst; mir blieben ein Sohn und eine Tochter.

Anderthalb Jahre nachher trat ich, sechs und zwanzig Jahre alt in die zweite Ehe mit Margaretha Mück von Ruthesheim, meinem noch lebenden Eheweibe.

Meine Familie hatte sich bis zum Jahre 1817 mit noch sechs Kindern vermehrt. Meine älteste Tochter war seit dem Tode ihrer Mutter von einem Verwandten aufgenommen. Wir bestanden also noch aus neun Personen. Bei einer so zahlreichen Familie war ich noch leichtsinnig genug gewesen, ein neues Haus zu bauen. Mein Vermögen war kleiner geworden.

Der Jahrgang 1816 war bekanntlich für den Landmann ungünstig. Die Ernte war mißrathen, und das folgende Jahr bot keine bessern Hoffnungen. Es schien mir klar, daß ich auf meinem bisherigen Wege allmählig gänzlich um mein Vermögen kommen würde; was hätte ich dann mit Weib und sieben Kindern versuchen sollen?

In meinem Dorfe war damals viel die Rede von dem Glücke, das dem Landmanne in den vereinigten Staaten Nordamerika's blühe. Bereits waren seit etlichen Jahren mehrere Familien des Dorfs dahin ausgewandert. Auch mir schien dieß das sicherste Mittel, für das Wohl der Meinigen zu sorgen. Aus den Gedanken, in welchen die Einbildungskraft so gern goldene Träume webt, wurde der Entschluß, und da gerade einer meiner Mitbürger, Johann Michael Zipperlen, mit Weib und Kindern nach Nordamerika zog, so schloß ich mich an, und am ersten May 1817 war es, als wir vom Dorfe Abschied nahmen.

Meine älteste Tochter allein wollte unser Schicksal nicht mit uns theilen; sie blieb bei dem Verwandten, der sie zu sich genommen, und seither bei sich behalten hatte. Ich zog mithin aus mit meinem Weibe, mit meinem Sohne, Johann Jakob, achtzehn ein halb Jahr alt (er hatte das Wagnerhandwerk gelernt), mit einem Sohne, Johannes, zwölf Jahr und zehn Monate alt, mit einer Tochter, Katharina Barbara, von zehn Jahren zwei Monaten, mit Zwillingen, Margaretha und Georg Friedrich, neun Jahr neun Monat alt, mit einem andern Zwillingskinde, Gottlieb, von sieben Jahren eilf Monaten, und einem Töchterchen, Blandine von fünf Jahren eilf Monaten.

Meine Baarschaft betrug 500 Gulden.

So viel konnte ich selbst voraus berechnen, daß von einem so kleinen Vermögen, bei einer solchen Reise, für eine so zahlreiche Familie, wenig übrig bleiben werde. Allein ich hoffte (so träumt der Mensch gern goldne Hoffnungen), dort würde mir der Stern des Glückes günstiger leuchten, als in der alten Heimath; ich hoffte, wäre ich erst nur in Amerika angekommen, dort mit Wenigem reich zu seyn; ich hoffte, dort zu bekannten Landsleuten zu kommen, und ich durfte mich auf meine kräftigen, der Anstrengung gewachsenen Arme verlassen.

Was konnte mich noch an die Heimath fesseln? Mein Handwerk konnte ich nicht treiben, denn es fand keinen lohnenden Absatz; auf bessere Zeiten im Vaterlande glaubte ich nicht hoffen zu dürfen; viele Gäste saßen mir um den Tisch und wollten Brod; ich glaubte meinen Vaterpflichten nicht besser genügen zu können, als dadurch, daß ich Würtemberg verlasse, und die Meinen in ein Land führe, wo Raum genug für fleißige Hände wäre, und wo, nach unsern Wünschen, Milch und Honig flösse, in das gelobte Land der neuen Welt.

Allein ich habe es nicht gefunden. Ich sollte es nicht betreten, sollte noch hülfloser werden, ich sollte aus meinen glänzenden Träumen schrecklich geweckt, wir sollten, am Ziele unserer sehnlichen Wünsche, grausam zurück geschleudert, den schrecklichsten Leiden Preis gegeben werden. Man wird aus der weitern Erzählung sehen, wie traurig wahr dieß Alles geworden ist.

Unsre Reise richtete sich zuerst gegen Mannheim. Dort sollten sich noch mehrere Auswanderer aus Würtemberg und Baden anschließen. Wir glaubten dort am wohlfeilsten zu Schiffe auf dem Rhein nach Amsterdam kommen zu können.

Allein schon hierin betrog uns unsre Rechnung. Denn die Fahrt auf dem Rhein ging so langsam, das Fahrzeug mußte so oft anlegen, daß wir den Weg von Manheim nach Amsterdam erst nach drei Wochen zurücklegten, während wir zu Fuß weniger Zeit und Geld würden gebraucht haben. Das eben ist häufig der traurige Fall bei Auswanderern, daß sie durch ungeschickte Maßregeln sich unnöthige Kosten und Zeitverlust verursachen. Sie haben die Reise noch nie, vielleicht überhaupt noch nie eine Reise von Bedeutung gemacht, und für ihre kühnen Einbildungen, für ihre ungeduldigen Erwartungen ist selbst fremder Schaden keine Lehre.

Den 8. Mai fuhren wir von Mannheim ab. Schon auf diesem Wege begegnete uns der Schrecken, daß in unserm Schiffe in der Nähe von Wesel, während eines stürmischen Ungewitters, Feuer ausging. Schnelle und geschickte Hülfe wußte es noch glücklich zu unterdrücken. Von preußischer Seite machte man uns während unserer Durchreise mehr als Ein Mal Vorschläge, uns in Preußen unterzubringen. Wir fuhren in zwei Schiffen. Bereits waren wir im Kanal (Zuider-See). Jedes unsrer Schiffe wurde am Ufer hin von Pferden gezogen. Unvermuthet bricht das Seil, an welchem ein Pferd das vordere Schiff zieht. Das zweite Schiff im raschen Zuge vorwärts, ist schon im Begriff, auf das erste zu stoßen; ohne eine schnelle glückliche Wendung hätten sie beide zerschmettert werden können.

Den 1. Juni 1817 kamen wir bei Amsterdam an, und schon dieser Zug hatte unsre Kasse angegriffen; aber es war nur das Vorspiel zu noch größern Opfern.

Es mußte uns nun Alles daran gelegen seyn, die Seereise bald antreten zu können. Es wurde daher mit einem englischen Schiffskapitain, Namens Blankmann, ein Vertrag wegen der Ueberfahrt abgeschlossen, und schriftlich in deutscher Sprache abgefaßt. Blankman versprach uns, die Person für 170 fl. nach Philadelphia in die vereinigten Staaten zu führen, und dabei das Schiff mit allen nöthigen Bedürfnissen und Lebensmitteln versehen zu lassen. Diesem Contracte vertrauend, bezahlte ich auf Abschlag 200 fl. Der Kapitain hatte diesen Vertrag mit so vielen Familien geschlossen, daß es ihm unmöglich war, sie alle in dem Schiffe unterzubringen, uns aber hatte er davon klüglich nicht in Kenntniß gesetzt. Ein Theil derselben wurde bereits eingeschifft. Mich und noch viele andere, wies er mit dem Vorwande zur Geduld zurück: „Die Einschiffung dürfe nicht übereilt werden; die aufgenommenen Reisenden müßten sich erst eingerichtet haben, ehe wieder andere aufgenommen werden könnten."

Unversehens aber hatte der Kapitain die Anker aufgehoben, und war mit einem Theil der Auswanderer ab- und dem Texel [195] zugesegelt. Uns aber gab man die Versicherung, daß man uns binnen acht Tagen dahin abholen werde; eine Hoffnung, die sich bald

als eine Lüge zeigte. Wir waren im Stiche gelassen, unser Schiff und unser Geld war abgesegelt.

So waren gegen vierhundert Menschen getäuscht, und, was das Schlimmste war, sie waren um ihre Baarschaft gebracht.

Sollten wir nun als Bettler, mit Nichts, in das Vaterland, in welchem mir kein Unterthanen-Recht, in unsern Geburtsort zurückkehren, in welchem wir kein Bürger-Recht mehr hatten, und aus welchem wir doch immer noch als vermögliche Leute ausgezogen waren? Sollten wir uns die Sorgen und Mühen unserer Reise mit dem bittersten Spotte unserer Mitbürger bezahlen lassen, die uns den Wegzug entweder mißrathen, oder seine Endschaft spöttelnd geweissagt hatten, und gerade jetzt (1817), in einer Zeit des Mißwachses und der Theuerung? einer Theurung, wie sie das Vaterland in hundert Jahren nicht erfahren hatte? — Woher die Kosten zur Rückreise nehmen; und wie mit neun Personen ohne Geld einen Weg machen, der uns bei minderer Theurung so viel gekostet hatte?

Und doch — wären wir damals znrückgekehrt, wie viele Sorgen, welcher bittere Hunger und Kummer, welche tödtende Angst, wie viele Thränen wären mir und den Meinigen erspart worden! Nicht mehr aber wollten wir umwenden, obwohl ein Tag, eine Woche nach der andern verstrich ohne Erfolg. Indeß sollten wir leben, und hätte uns nicht ein theilnehmender, edler Landsmann, aus Hirsau bei Calw, im Königreiche Würtemberg, und eine Bäckerei nahe bei Amsterdam (in Muyden) mit Glück betreibend, hätte er uns nicht unentgeltlich beherbergt, wir hätten auch noch Hausmiethe bezahlen müssen.

Zwar war damals in Holland die Milch nicht theuer, aber Brod und Mehl waren es, und viel theurer, als zu andern Zeiten. Das Bedürfniß aber für den Hunger von neun Personen war, wie man sich denken wird, täglich von Bedeutung. So bereitwillig ich mich auch sammt den Meinigen zu jeder Arbeit gebrauchen ließ und sie aufsuchte, so gern ich in der Heuernte, so gern ich bei dem Ein- und Ausladen oder Abbrechen der Schiffe half, so reichte doch unser Erwerb nicht hin, uns durchzubringen. Oft hatten wir, hatten meine Kinder kein Brod, und ich mußte zuletzt Betten und Kleider verkaufen, um sie nicht hungern zu lassen.

Die Zeit verfloß, sie wurde immer ungünstiger für die Seereise, und wer sollte uns endlich hinüberführen in das Land unserer Wünsche, uns, die wir nichts hatten, daß wir für die Fracht und Wegzehrung hätten anbieten können, als unsre abgezehrten, unverbürgten Leiber? —

Schon waren fünf Wochen verflossen, die wir bei Amsterdam so kummervoll und fast hoffnungslos zugebracht hatten, als sich ein Handlungshaus, Grandstüber, entschloß, ein Schiff zu unserer Reise auszurüsten. Auf die Person sollten hiefür 180 Fl. berechnet werden. Die Zahl der Aufzunehmenden betrug vierhundert. Hatten wir kein Geld, so behielt sich der Schiffer ohne Zweifel vor, uns und unsre Kinder in Amerika zu Geld zu machen. Wir aber mußten uns darein ergeben.

Der Schiffskapitain hieß Lunt, ein Mann von etwa 45 Jahren. Er hatte ungefähr achtzehn Matrosen, worunter der Ober-Steuermann, der Unter-Steuermann, der Lootsmann [196], der Bootsmann und ein Chirurg.

Den 4ten Juli 1817 konnten wir das Schiff besteigen; und wie freuten wir uns, daß es einmal so weit war! Die Freude sollte nicht lange dauern.

Das Schiff, ein Dreimaster, führte sechs Kanonen, und hatte, außer dem Zimmer des Kapitains, zwei Stuben und ein kleines Stübchen für die Matrosen. Dieser Raum war für die Zahl der Reisenden so wenig zureichend, daß einer Familie nur ein Platz von vier Schuh lang und eben so breit zum Nachtlager angewiesen werden konnte. Doch wir bückten und schickten uns gerne, glücklich genug, nur einmal vom Flecke zu kommen.

Das Schiff fuhr Anfangs Juli von Amsterdam ab. Bei Helder mußte es sich visitiren lassen. Wir ahneten keine Gefahr, und sie stand schon vor uns. Bei der Untersuchung zeigte es sich nämlich, daß es dem Proviant um einige Immi [197] Branntwein fehlte. Das Schiff wurde zu drei Wochen langem Arreste und der Kapitain zu 2000 Gulden Strafe verurtheilt, wenigstens wurden wir so berichtet. Der Kapitain, äußerst betroffen, segelt mit einem Boote nach Amsterdam zurück zu Grandstüber, und kommt mit der Frage an uns zurück: „Ob wir lieber drei Wochen hier verweilen, oder statt 180 Fl. 200 Gulden Frachtkosten auf die Person übernehmen

wollten, um sogleich absegeln zu können?" Wir, gleich Verzweifelnden, welche die Größe ihrer Versprechungen nicht mehr bedenken, willigen ohne Weiteres ein. Das Schiff segelt des andern Tages weiter.

Damit der Leser sich eine Vorstellung von unsrer jetzigen Lage machen könne, ist es nöthig, einige Bemerkungen einzuschalten, ehe wir unsere Seereise zu erzählen anfangen.

Unser Schiff hatte, wie bereits erwähnt wurde, außer einem kleinen Zimmer, worin meine Familie mit drei andern war, nur noch eine, ungefähr vierzig Fuß lange und zehn bis zwölf Fuß breite Stube. In diesen beiden Gemächern befanden sich gegen vierhundert Menschen, unter denselben viele Kinder. Ich bildete eine Familie von neun Köpfen. Aber auch ich hatte für diese zur Lagerstatt einen mit Brettern eingefaßten Raum von nicht mehr als sechs Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Die Kinder kamen daher in die Länge und in die Quere zu liegen, und mit Mühe konnte ich Raum genug erhalten, auf dem Rücken liegen zu können. Innerhalb dieses Raums mußte die Familie auch des Tags bleiben, wenn das Schiff stark schwankte, und man sich nur liegend vor dem Hinstürzen halten konnte; in diesen Raum mußte die Familie sich zusammenzwängen, auch wenn Eins oder Mehrere erkrankten, was, schon durch die gewöhnliche Seekrankheit, bald geschah.

Dieß war jedoch nicht die einzige Beschwerde unserer Lagerstätten. Sie waren auch nur vier Fuß hoch, und über ihnen waren wieder eben solche angebracht. Die Einen mußten daher in ihre Bettstellen hineinkriechen, Andere hinaufsteigen. Die Erstern hatten zwar den Vortheil, daß sie bei heftigen Bewegungen des Schiffs, während eines Sturms, nicht hinabgeworfen werden konnten, während die auf den obern Bettstellen, obgleich mit Stricken verpallisadirt, doch manchmal, besonders in Krankheiten, herausgeworfen wurden und hinabfielen. Aber es war dagegen für die Untenliegenden in warmer Witterung sehr unangenehm, überall wie eingemauert zu seyn; noch schlimmer, wenn, wie es manchmal geschah, bei heftigen Stößen, die Breter borsten, und die Obenliegenden, klein und groß, auf die untern plötzlich herabfielen; am schrecklichsten, wenn sich oben oder unten Kranke oder Sterbende befanden.

Man bedenke noch, daß in den Stuben kein Fenster war. Ueber denselben war das Verdeck, und eine Treppe mit Fallthüren

führte hinauf. Diese Fallthüre bildet die einzige Oeffnung, durch welche des Tages Helle in das Zimmer fiel; sie wurde aber nicht bloß des Nachts, sondern auch bei Tage, so lange Sturm war, möglichst geschlossen gehalten. Dann herrschte Tag und Nacht dicke Finsterniß in dem Aufenthaltsorte der Reisenden; dann ward auch die Luft bei warmem Wetter, von der Menge der Menschen, schwül und ungesund, um so mehr, je größer die Zahl der Kranken war. Uebrigens hatten die Stuben keinen Ofen, und konnten nicht geheizt werden.

Auf Federbetten durfte man nicht schlafen, damit die Plage des Ungeziefers nicht zu sehr überhand nehme. Unsere Polster waren mit Stroh gefüllt, und ein Teppich galt für die Decke. Welcher würtembergische Bettler hätte uns wohl um unser Nachtlager beneidet? Die Hoffnung aber, daß sich unser Zustand nach wenigen Wochen bessern werde, der Gedanke an Amerika — vermochte diesen Beschwerden das Lästige zu nehmen, und Muth, ja selbst Freudigkeit zu erhalten.

Die Küche war auf dem Verdecke angebracht, mein ältester Sohn wurde als Handlanger dabei angestellt. Unter den Stuben befand sich der Vorrathskeller. Die Matrosen hielten sich größtentheils auf dem Verdecke auf, sie hatten auch ein eignes Stübchen. Speise und Trank wurden von dem Tage des Eintritts an, aus der Schiffsküche gereicht. Die Person erhielt des Tages ein halbes Pfund Brod und einen Vierling Butter. Das Brod bestand aus sehr schwarzem Zwiebacke. Mittags wurde, wenn der Sturm das Kochen erlaubte, gegessen, und zwar entweder Erbsen und eingesalzenes Fleisch, oder Gerste und Fleisch, beides sparsam; die Gerste war wenig gerissen und hatte noch die meisten Hülsen. Anfangs bekam jede Person täglich einen Schoppen Trinkwasser. Dieß Wasser, in welches Schießpulver geworfen war, sah schwarz aus, und schmeckte anfangs eckelhaft. Da aber die meisten Speisen stark gesalzen waren, so brachte es der Durst bald dahin, daß jenes Wasser herrlich mundete.

Das Schlimmste bei unsrer Fahrt war wohl der Umstand, daß sie in eine ungeschickte Jahreszeit fiel. Auf unsrer ganzen langen Reise wurden wir wenigstens nur zwei andere Schiffe ansichtig. Das Jahr 1817 hat sich auch bekanntlich durch schwere Gewitter ausgezeichnet.

Die Fahrt war anfangs glücklich. Wir waren sehr freudig. Die Schiffleute machten uns jedoch aufmerksam, daß wir noch nicht auf der hohen See seyen, und dann erst sich zeigen werde, wie vielen Muth wir besäßen.

Nach vierzehn Tagen, ungefähr den 8. August wurde der Wind heftiger, und zuletzt zu einem neunstündigen Sturme. Er trieb uns zu weit rechts; wir sahen England links. Der Wind wurde ruhiger. Das Schiff lief schnell.

Wir aber, von dem Sturme schrecklich aufgerüttelt, lagen größtentheils an der Schiffkrankheit darnieder. Die kleinen Kinder waren in Kurzem bis auf wenige dahin gestorben. Man vergesse nicht, daß wir schon entkräftet, ausgehungert, von Sorgen und Kummer beladen das Schiff betreten, daß wir uns mit nichts Erfrischendem versehen hatten, daß die groben Lebensmittel nur sparsam gereicht wurden, daß wir zu dicht beisammen wohnten, und bald keine Arzneimittel hatten. Man konnte es, bei der Unsicherheit des Ersatzes der Frachtkosten, dem Schiffspatron nicht einmal verübeln, wenn er auf diese Ueberfahrt nur das Nothdürftigste zu verwenden geneigt war.

Um die Mitte des August standen wir, bei dem eingetretenen günstigen Winde, dem Ziele unsrer Wünsche sehr nah, als die Luft unruhiger und endlich wieder zu einem Sturme wurde. Nicht umsonst, und gleich, als ob ihnen nichts Gutes geahnet hätte, hatten die Matrosen unsre vorschnelle Fröhlichkeit mit den Worten zu mäßigen gesucht: Wir seyen noch nicht auf der hohen See, und es werde sich dann erst zeigen, welchen Muth wir besäßen. Seit drei Wochen befanden wir uns auf dem offnen Meere, und schon hatten wir gesehen, was ein Sturm von neun Stunden sey. Der jetzige tobte acht Tage lang. Er trieb uns wieder gerade rückwärts, wir sahen England wieder. Wie wenn der Wanderer im Schneegestöber, des Abends, nicht weit vom Ziel der Ruhe, sich noch verirrt, die ganze Nacht auf unwegsamen Orten sich durcharbeitet, und beim Anbruch der ersehnten Dämmerung bemerkt, daß er nicht weit von der Stelle gekommen: so war es uns gegangen.

Jedoch kein Sturm dauert ewig. Mit dem 22. August trat günstigere Witterung ein. Der Wind trieb uns Amerika zu. Mit großer Freude verkündeten uns endlich die Schiffleute: Wir seyen

in der Nähe des Landes; denn es habe sich schon ein Vogel auf dem Schiffe niedergelassen. Wie groß unsre Freude war, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß unser Zustand auf dem Schiffe überhaupt nicht beneidenswerth war, und jetzt die Lebensmittel sparsamer gereicht zu werden anfingen. Wir saßen nun sieben Wochen im Schiffe. Wie sehnten sich besonders unsre Kleinen nach dem Augenblick, an's Land steigen zu dürfen! Und jetzt schien dieser heiße Wunsch seiner Erfüllung nahe zu seyn. In einem Tage, so hieß es, würden wir Amerika sehen.

In dieser Nacht, um zwölf Uhr, kommt der Kapitain zu uns herab, und macht uns mit bedeutungsvollen Winken auf einen nahenden, gefahrdrohenden Sturm aufmerksam. Man denke sich unsre Lage, unsre so schnell getäuschte Hoffnung, unsre gegründete Furcht zum zweiten Male zurückgeworfen zu werden, und zu allem diesem den Umstand, daß wir mehrere Kranke hatten, und daß begreiflich die Lebensmittel und das Trinkwasser immer mehr zusammen gingen. Was sollte aus uns werden, wenn der Sturm die Zeit des Landens um mehrere Wochen hinausschöbe? Uns blieb jedoch nichts übrig, als — uns in das unwandelbare Schicksal zu ergeben.

Schon hörten wir — und es stand noch einige Stunden an bis er uns erreichte — das schreckliche Sausen und Toben des Sturmes. Es wurde bald so heftig, daß wir einander auch bei verstärkter Stimme nicht sprechen hörten. Der Kapitain befehligte die Matrosen mit dem Sprachrohre und hielt sie in angestrengter, oft sehr gefährlichen Arbeit. Das Schiff ging jetzt noch viel unruhiger, als während der vorigen Stürme. Oft stürzte es so stark auf die Seite, daß die Segeltücher in's Wasser schlugen. Man warf alles Entbehrliche in das Meer, um das Schiff zu erleichtern. Wir konnten uns nimmer aufrecht halten. Manche banden sich mit Stricken an die Bettstellen, um nicht herausgeschleudert zu werden. Der Stehende wurde plötzlich an eine Wand geworfen, und kam nicht ohne Beulen, oft nicht ohne schwere Verletzungen davon. Wer will das Klagen der Kranken, das Schreien der geängsteten Kinder, die anklagenden Thränen der Eltern beschreiben!

Die Kraft der Segel konnte dem Sturme nicht die Wage halten, die Kunst der Schiffer mußte der Gewalt der empörten Natur

weichen. Nur durch kleine Abschnitte unterbrochen, welche sich gern Abends einstellten, dauerte der Sturm gegen drei lange Wochen. Oft wenn man die Schüssel vor sich hatte, wurde sie umgestürzt, und die kärgliche Portion siedend über den Körper gegossen. Oft konnte wegen der heftigen Bewegung des Schiffes gar nicht gekocht werden. Es geschah mehrere Male, daß wir einige Tage gar nichts zu essen bekamen.

Wohin uns der Sturm treibe, wußten wir nicht. Von seinem Anfange an wurden die Mundportionen und das Trinkwasser auf die Hälfte des bisherigen Maßes herabgesetzt. Jetzt fing eine Hungersnoth, und, was noch schrecklicher ist, Wassermangel an. Ein kleiner Bissen schwarzes und rauhes Brod galt für eine Portion. Wenige waren, die nicht entweder der Mangel oder der Kummer krank machte. Der letztere ergriff selbst unsern Kapitain so niederschlagend, daß er erkrankte. So groß die Gewalt der Elemente war, so weit waren auf unsrer Seite die Kräfte der Mannschaft herabgesunken, ihm zu widerstehen. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt sich jetzt der Meisten. Es gibt Kranke, die, wie in beständigem dumpfen Schlummer liegend, keine Klage mehr von sich hören lassen. Es gibt Andere, selbst Männer, die zu mir kommen, und mich oder mein Weib flehentlich bittend, „um nur einen Bissen Brods oder einen Trunk Wassers" angehen; wir geben, so lange wir haben; in einer Stunde hören wir, sie seyen gestorben, ohne eigentliche Krankheit, als die des Hungers und Durstes, der sie umher trieb. Ich selbst lag vierzehn Tage krank. Die Kälte wurde empfindlicher, die Tageslänge kürzer, die Kost immer sparsamer und dabei fast ungenießbar. Der Sturm tobte fort. Der Kapitain lag krank, und wir Reisende, wer noch zu den Gesunden gezählt werden konnte, waren so abgezehrt, so entkräftet, dabei zuletzt so muth- und hoffnungslos, daß man uns sämmtlich nur noch für halbe Menschen ansehen konnte. Nur Ein Matrose verlor auch in den schrecklichsten Lagen die Freudigkeit nicht. „Das Meer ist doch ein Kerl!" rief er einmal aus, als der Sturm gerade am fürchterlichsten tobte, und sprang dabei auf dem Verdeck freudig in die Höhe.

Endlich fing das Ungestümm an, sich zu legen. In dunkeln Nebel gehüllt, stand Land vor uns. Welches Land war es? wo waren wir? Niemand konnte Antwort geben. So viel sahen wir,

daß hier nicht zu landen sey, weil wir nichts als hohe Felsen vor uns hatten. Die Luft war kalt, aber jetzt nur allzu ruhig, denn es herrschte nun Windstille. Dabei trieb das Schiff vom Zuge des Wassers fort und fort in einem ziemlich großen Zirkel herum, und keine Kunst konnte es wieder auf die hohe See bringen.

Es half nichts; so krank der Kapitain war, so sehr er sich weigerte, man ließ ihm keine Ruhe, er mußte auf das Verdeck, um die Gegend anzusehen und seine Meinung zu sagen. Wir trugen den Schwerkranken in die kalte Luft herauf, und das war seine Aussage: „Leute," sprach er, „dieses Land vor uns ist kein anderes, als Grönland. Hätten wir es von einer andern Seite vor uns, es wäre nicht alle Hoffnung verloren. Hier aber vermögen wir nicht zu landen, und es wird unser Grab seyn." So sprach er, und er hatte Recht; es war sein Grab. Nach acht Tagen gab er den Geist auf. War er nicht glücklicher, als wir Lebende? — So schien uns denn jeder Ausweg abgeschnitten, nur der nicht — Hungers zu sterben. Landen konnten wir nicht, aus dem magischen Kreise war das Schiff nicht hinauszubringen, und die Lebensmittel gingen ihrem Ende zu.

In dieser dumpfen Verzweiflung waren acht Tage hingegangen, als sich unvermuthet ein Wind erhob, und uns glücklich flott machte. In stiller und lauter Dankbarkeit warfen wir uns auf die Kniee, und schlürften den neuen Strahl der Hoffnung in uns. Es schien, als ob sich der Himmel doch noch unser erbarmen wolle. Ein starker Wind trieb uns mittagwärts.

Noch vierzehn Tage lang hatten wir stürmische Luft. In dieser Zeit geschah es, daß der Ober-Steuermann, der seit dem Tode des Kapitains die Leitung des Schiffes übernommen hatte, das Bein brach. Er wollte auf den vordern Theil des Schiffes springen, das Schiff stieg schnell von eben jener Seite in die Höhe, und so stark gegen den aufspringenden Fuß, daß er entzweibrach. Ein neues Unglück für uns.

Die Luft wurde wieder wärmer, die Tage länger, denn bei Grönland hatten wir nur vier Stunden Tag gehabt, und auch diese wenigen Stunden glichen einer Dämmerung.

Unsere Lebensmittel bestanden nur noch aus Erbsen, von Schimmel überzogen, und von Würmern wimmelnd. Man konnte sie, ungeachtet des großen Hungers, nur in der Dunkelheit genießen.

Ich darf eine Bemerkung nicht länger verschieben. Sie liefert einen Zug mehr zu dem Gemälde unglücklicher Seefahrer. Es war bei uns Regel, daß jeder Kranke des Tages ein oder zwei Mal auf das Verdeck gebracht werden mußte, wenn anders ein Sturm es nicht hinderte. In jedem andern Falle mußte es geschehen. Der Kranke mußte herauf, mußte sich eine Viertelstunde auf dem offenen Verdecke aufhalten, er mochte so krank seyn, wie und woran er wollte; er mochte es wünschen oder verwünschen; es mochte regnen, warm oder kalt seyn. Er wurde, so flehentlich mancher auch um die Gnade bat, ihn doch ruhig enden zu lassen, ohne weiters an dem Arm ergriffen, die Treppe hinaufgehoben, und auf dem Verdecke niedergelegt; bei regnichter Witterung warf man ein Segeltuch über ihn. Manchen brachte man kaum noch auf sein Lager zurück, ehe er starb. Man wollte die Kranken frische Luft schöpfen lassen, und so das Ueberhandnehmen des Krankheitsstoffes im Zimmer zu verhüten. Aber es war doch schmerzlich, ihnen die Ruhe auch dann nicht gönnen zu dürfen, wann ihr Ende nahte. An Arzneimitteln und einem geschickten Arzte litten wir übrigens leider einen traurigen Mangel.

Starb ein Reisender, so wurde er, sobald er den letzten Athem ausgehaucht hatte, in ein Tuch gewickelt, und in's Meer hinabgesenkt. Es war zu dem Ende oben ein kleines Thürchen und vor demselben ein Sitz angebracht. Auf diesen wurde der Todte, den Rücken auswärts gekehrt, niedergelassen, die Thüre geöffnet, und — während die Anwesenden das Gesicht abwendeten, fiel er in die Tiefe. Ach, mehr als die Hälfte meiner Gefährten hat dieses stille Thor passirt.

Auf dem weiten Meere, von drei Stürmen gejagt, empfand auch unser Schiff die gewaltsamen Schläge derselben. Man bemerkte, daß es nicht mehr wasserdicht war. Bei angestellter Untersuchung mußte der unterste Keller erbrochen werden. Fünf Fuß hoch stand hier schon das Wasser im Schiff. Hier aber konnte nicht weiter nachgesucht werden; denn dieser Schiffsraum war mit vielen tausenden von Backsteinen angefüllt. Nichts blieb übrig, als Pumpen aufzustellen, und Tag und Nacht Wasser auszuschöpfen, ungewiß, ob nicht der Zudrang größer seyn werde, als der Abfluß.

Indeß wurden wir ein Schiff ansichtig. Wie freute sich, wie jubelte Alles! Man sollte doch wieder Menschen sehen. Von diesem

Schiffe erfuhren wir, daß wir nicht sehr entfernt von Portugal wären. Den 31. October fuhren wir in den Hafen von Lissabon.

Bald erschien ein Wachtschiff, um sich nach unsern Umständen zu erkundigen. Wir baten, als Unglückliche, um Hülfe. An das Land zu gehen, wurde uns nicht gestattet; doch erhielten wir einige Lebensmittel, zugleich aber auch eine Wache, die unsre Gesundheitsumstände beobachten sollte. Unsre Aufnahme hing davon ab, ob die portugiesische Regierung auf dem Verdacht beharre, die Pest herrsche auf dem Schiffe. Freilich starben auch im Hafen von Lissabon noch mehrere von uns, aber es war nicht die Pest, sondern Hunger, Durst und Kummer, was sie verzehrte. Mit welcher Sorgsamkeit mußten wir dennoch diese Todesfälle vor der Wache zu verbergen suchen!

Acht Tage waren schon vorüber gegangen, seit wir uns im Hafen von Lissabon befanden. Jetzt kam uns der Befehl zu, uns aus dem Hafen zu entfernen. Der Ober-Steuermann erwiederte: das Schiff befinde sich, nach solchen Unglücksfällen, in einem Zustande, der jede weitere Reise unmöglich mache. Nach wenigen Tagen ward der nämliche Befehl wiederholt, mit dem Beisatze: man würde uns zwingen, abzusegeln, im Falle wir uns nicht dazu verständen. Der Ober-Steuermann stellt wieder die Hülfsdürftigkeit der Mannschaft und die Unsicherheit des Schiffes vor. Demnächst postirt sich ein Kriegsschiff in unsre Nähe. Zehn Feuerschlünde sind auf unsern friedlichen Dreimaster gerichtet. Wir erhalten die Nachricht: wofern wir uns bis morgenden Tages nicht entfert hätten, so würde jenem Kriegsschiffe der Befehl ertheilt werden, uns in Grund zu schießen. — Unser Zustand, die Farblosigkeit unsrer Gesichter, der wankende Gang der Füße, die halbnackten Leiber, die vielen Todesfälle führten auf den sehr verzeihlichen Verdacht, als ob unsre Angabe eine bloße Nothlüge, wir aber von der Pest angesteckt wären. Daher die unerwarteten Maßregeln des königlich portugiesischen Hafen-Commando's.

Wie ein dürstender Wanderer überall sich umsieht nach einer Quelle, und halb verschmachtet auf Ein Mal ihr Murmeln hört, mit den letzten Kräften vor Freude springt und hineilt, das rieselnde Bächlein sieht, und ihm ist, als fühle er schon den kühlenden Trunk im lechzenden Gaumen, aber plötzlich ein feindlicher Arm ihn zurückdrückt, und er die nahe Rettung nicht benutzen, sondern ungelabt

weiter soll: so war uns zu Muthe. So soll denn unser Untergang unerbittlich beschlossen seyn, nur um so bitterer, je öfter zwischen sein verfolgendes Nahen helle Strahlen der Hoffnung gefallen waren!

Ein großer Schmerz lähmt, die vernichtete Hoffnung einer großen Freude macht stumm. Es ist ein Verstummen mit stillem Unwillen, ein verhaltner zorniger Schmerz.

Wir glaubten an keine Rettung mehr.

Unsre Gefährten priesen wir glücklich, daß sie entschlafen durften, ehe sie diese Verzweiflung sahen. Da war's, wo der Glaube geprüft, das Vertrauen auf die gewagteste Probe gestellt zu werden schien, wo die ganze Kraft des stärkenden Evangeliums die schönsten Früchte zeigen konnte. Wir aber, ich gestehe es, befanden uns größtentheils in einer dumpfen Verzweiflung, abgestumpft durch die Menge und Größe unsrer Leiden, zu kraftlos, um den Schmerz ausdrücken zu können.

Mit welcher Freude hatten wir die nahe Landung erwartet! Wie zuversichtlich unsern Kranken die Rettung verheißen! Mit welcher Anstrengung hatten diese die letzten Kräfte zusammengenommen, um gesünder zu scheinen, als sie waren! Wie sorgsam hatten wir die Sterbenden vor der Wache zu verheimlichen, mit welcher tödtlichen Angst sie unbemerkt in die stille Tiefe zu versenken gesucht, um nicht unverdient für solche gehalten zu werden, die mit der Pest behaftet seyen!

Und wir wurden dafür gehalten.

Es war Abends. Der Ober-Steuermann hatte uns die trostlose Nachricht von dem, was jenes Kriegsschiff bedeute, eröffnet. „Wir haben," fuhr er fort, „noch einen Rest Branntwein; auf, laßt uns ihn verzehren, vielleicht sendet Gott noch Rettung!" Dazu hatten einige der Reisenden einen Brief an deutsche Kaufleute in Lissabon und einen an den holländischen Gesandten geschrieben, und um Rettung gebeten.

Schiffsmannschaft und Passagiere, so viel deren noch übrig waren, mußten alsbald auf das Verdeck. Wir tranken den Trunk, der uns schon lange eine Seltenheit geworden war, zehrten am letzten Pfennige. Die matten Herzen wurden erquickt. Es mußte Musik gemacht, es mußte getanzt werden; so wollte es der Steurer

und befahl es und bat darum. Eine stille helle Nacht sah uns in dieser verzweifelnden Fröhlichkeit.

Gegen eilf Uhr Nachts kehrten die Fischernachen aus dem Meere in den Hafen zurück. Die Fischer hören unser Spiel. Magnetisch angezogen nähern sie sich uns, und fangen auch an zu tanzen.

Gegen sechzig Boote sammelten sich um uns, und wollen endlich auch die Ursache unsrer Freude hören. Unsre Steuerleute schilderten ihnen unsre Lage. Mit zürnendem Mitleiden ziehen sie sich schnell an das Ufer, und verbreiten dort, wie ein loderndes Feuer, unsre Geschichte, und das Loos, mit welchem sie morgen endigen soll. Wir hörten das Gemurmel vom Strande her. Unsre Noth hatte Herzen gefunden, unsere Aussagen — Glauben.

Der Tag, der Todestag bricht an. Wir sehen unsre Flagge am Ufer aufstecken. Ein Wachtschiff segelt eilig auf uns zu, und fragt nochmals genau nach unsern Umständen. Nach einer Stunde erscheint ein anderes. Es nähert sich; wir hören uns zum ersten Male wieder von deutschen Zungen begrüßt. Landsleute waren es, deutsche Kaufleute, in Lissabon Handelsgeschäfte treibend, die unsre Noth und Gefahr erfahren, die sich, von edlem Mitleid getrieben, selbst erkundigen wollten; die uns beßre Hoffnungen, und gleich zur Beglaubigung Lebensmittel und Wein brachten — Engel der Rettung am Rande des Unterganges. Gleich darauf schickten sie einige Aerzte, ebenfalls Deutsche, um unsern Zustand genau zu untersuchen. Wie ergossen sich die Thränen dieser Männer, als sie unsern jammervollen Zustand mit Augen sahen, und ein halbes Faß verdorbener Erbsen als unsern einzigen Rest von Lebensmitteln fanden; wie theilnehmend flößten sie neue Hoffnungen ein!

Nach wenigen Stunden zog sich jenes Kriegsschiff zurück; wir durften bleiben, wurden aber zu einer Quarantaine[198] von nicht weniger als hundert Tagen verbunden. Es war der 8. November 1817. Von dieser Zeit an wurden wir mit allem Nöthigen versorgt.

Für mich sollten auch jene hundert Tage nicht ohne bittern Schmerz bleiben. Mein ältester Sohn Jakob, zwanzig Jahre alt, bei der Schiffsküche angestellt, (er hatte in den Zeiten des Hungers oft seinen Bissen mit uns getheilt), war nicht auf dem Verdeck, als wir zu Mittag aßen. Er wollte Wasser in einem Eimer heraufziehen, glitscht aus, und stürzt in's Wasser. Ein Weib, die es sieht,

ruft; wir eilen, man schickt ein Boot, die Ebbe reißt ihn gegen das Meer, wir sehen ihn die Hände noch emporstrecken; ehe das Boot ihn erreicht, verschwindet er unsern Blicken, und wir haben ihn nicht mehr gefunden.

Später erkrankten mir zwei andere meiner Kinder, Katharina Barbara und Georg Friedrich; sie starben, und wurden todt an das Land gebracht, auf dessen Betreten sie sich so gefreut hatten. Ich hatte jetzt noch vier Kinder bei mir.

Den 7. Februar 1818 waren die hundert Tage vollendet. Zu 400 waren wir in das Schiff getreten; 136 waren noch übrig. Ein Theil der Mannschaft wurde an das Land gebracht. Nach vierzehn Tagen kam die Reihe auch an uns. Wir wurden zuerst auf jene Insel bei Lissabon gebracht, die von dem schrecklichen Erdbeben noch einen Theil der Stadt erhalten hat. Nach einigen Wochen führte man uns in die Letztere. Unser Schicksal hatte große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Eine große Menge Menschen kam uns entgegen; von allen Seiten wurden wir freudig begrüßt. Eben die Kaufleute, die sich unser auf dem Gipfel der Noth so zu rechter Zeit angenommen hatten, waren unter den ersten, die uns mit der ungeheucheltesten Theilnahme empfingen. Sie waren es, die uns überhaupt so viel Gutes erzeigten. Vor allen Hr. Adolph Friedrich Lindenberg, hanseatischer [199] und k. k. österreichischer General-Consul. Er begrüßte uns mit der Versicherung, Vater und Versorger für uns zu seyn, eine Versicherung, welche er sehr großmüthig erfüllt hat. Nimmer werden wir so viele Liebe vergelten können, die Wohlthäter vielleicht auf dieser Welt nie wieder sehen, um ihnen zu danken!

Wir wohnten beisammen in einigen Zimmern, reichlich versehen mit Lebensmitteln, die wir selbst kochten, und mit Kleidungsbedürfnissen, welche wir uns selbst zurechte machten, mit der Erlaubniß, frei ausgehen zu dürfen, wenn wir wollten. Wie oft besuchten uns nicht Menschenfreunde, Portugiesen und Landsleute, wie oft Herr von Lindenberg, und selten, ohne uns neue Wohlthaten mitzubringen.

So durfte es jedoch in die Länge nicht dauern. Für uns wäre dieses müßige gute Leben nicht zuträglich gewesen, und warum sollte die Regierung auf unsre Bedürfnisse so viel wenden, ohne daß wir

nützen konnten; hatte sie doch dieß nicht nur während der hundert-tägigen Quarantaine, sondern auch seit drei Monaten in Lissabon gethan. Betrübend war es nur, daß sich unter uns Wittwen befanden, die ihre Männer auf der traurigen Fahrt verloren, und Kinder, welche ganz elternlos geworden waren.

Dem Herrn General-Consul war dieß nicht entgangen. Er hatte sich daher die Mühe gegeben, jede Person auf die tauglichste Weise in ein Geschäft zu bringen; die erwachsenen Ledigen als Hausknechte oder Handwerksgesellen, die Wittwen als Dienstfrauen, ganze Familen als Gutspächter. Für die Kinder hatte er Plätze in reichen Familien ausgemittelt.

Ich weiß nicht, ob uns der Himmel für die ausgestandenen, unerhörten Leiden entschädigen wollte, oder ob überhaupt die Bewohner Lissabons so große Kinderfreunde sind, oder ob ihnen nur unsre Kinder so wohl gefielen? Daß sie ihnen gefielen, das weiß ich. Eines Tages kam Herr Lindenberg zu uns, und mit ihm fuhren noch mehrere schöne Kutschen an. Wir mußten uns mit unsern Kindern aufstellen. Die Fremden durchliefen die Reihen, und jeder wählte sich seine Pfleglinge mit sichtbarer Freude. Unter den Gewählten war auch mein Töchterchen Blandine. Ehe sie in den Wagen gehoben wurde, mußte sie ihre Kleidchen gegen viel schönere vertauschen. Wer hätte, auch bei den phantasiereichsten Hoffnungen, vor einem halben Jahre vermuthet, daß wir unsre Kinder, deren Hunger wir damals nicht mehr stillen, deren zarte Glieder nicht mehr bedecken konnten, nach wenigen Monaten in seidne Stoffe gekleidet sehen würden?

Mir, mit meiner übrigen Familie, hatte der General-Consul den Pacht eines schönen Landguts, Cazada, bei dem Dorfe Bucellas, vier Stunden von Lissabon entfernt, ausgemittelt. Es war das Eigenthum eines reichen Edelmanns, Namens Franzisco Jozé da Gama Machado, und bestand aus den erforderlichen Gebäuden, Ackerland und Weinbergen. Ich bezog den Pacht zu Pfingsten 1818. Ach, was ist das nicht für ein herrliches Land; wie wenig Plage und doch wie köstliche, reichliche Früchte! welche Feigen, Pomeranzen, Citronen, Trauben! Feigen und Pomeranzen, wie honig- und zuckerreich! Sie tragen in Wahrheit zugleich Früchte und Blüthen; die Trauben, dicht mit den größten Beeren besetzt, und der Wein,

wie süß und lieblich! Was könnte der Fleiß einem solchen Lande nicht abzwingen! Um Johannis war die Weizen-Ernte vorüber, mit Anfang Augusts fing die Weinlese an. Herr Lindenberg besuchte uns mehrere Male. So sehr er und unser Edelmann mit unserm Fleiße zufrieden waren, so sehr hatten wir Ursache, es mit unserm Loose zu seyn.

Unser Stern sollte uns jedoch nicht lange lächeln. Unvermuthet berief Herr von Lindenberg mich und andere von uns zu sich, und erklärte uns, daß er es für äußerst rathsam hielte, wenn wir in unser Vaterland zurückzögen. Für Pässe und Reisegeld wolle er möglichst sorgen. Wir kannten das freundliche Wohlwollen unsers Wohlthäters, und fügten uns. Ob wir Blandinen zurücklassen wollten, blieb unserm Gutdünken überlassen. Man bot uns zuletzt Geld, und eine nicht geringe Summe an, wenn wir sie ganz abträten. Allein wir wollten, so arm wir waren, nicht durch eine Art von Verkauf unsers Kindes reich werden. Das Aergste war, daß es der Kleinen selbst so gut in den neuen Verhältnissen gefiel, daß sie ihre Muttersprache so schnell vergaß, und als wir zu ihr kamen, sie auf viele unsrer Fragen die Antwort gab: non comprendo [200]. Es ging uns durch die Seele. Ich glaube, wenn sie nicht ihre andern Geschwister gesehen hätte, sie wäre nicht mit uns gegangen. Gott vergelte der menschenfreundlichen Familie, die unserm Kinde so viel Gutes gethan, und uns noch drei schwere Thaler auf die Reise geschenkt hat!

Gegen Ende Juli bekam ich einen Paß und Briefe von Herrn Lindenberg nach Aldea Gallegas und Elvas. Lindenberg gab mir 31 schwere Thaler auf die Reise. Wir erhielten die Erlaubniß, uns durch Portugal führen zu lassen, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Der Paß lautete auf Elvas, Madrid, Bayonne, Bordeaux, Angouleme, Chartres, Trois, Brienne, Nancy, Straßburg. Durch die Briefe des Herrn Lindenberg erhielt ich in Aldea Gallegas und Elvas neue Reisegelder, die von den Gebern noch durch eigene Geschenke vermehrt wurden. Durch Frankreich erhielten wir die menschenfreundlichste Unterstützung. Diese Unterstützungen verdanken wir ohne Zweifel der thätigen Verwendung des Herrn Lindenberg, und ich durfte daher oben mit Recht sagen, er habe sein Versprechen, Vater und Versorger für uns zu seyn, redlich erfüllt. Welche Ver-

dienste hat sich derselbe nicht um mich und meine Gefährten erworben! Alle, die noch am Leben sind, so weit sie auch zerstreut seyn mögen, werden dankbar davon Zeugniß geben.

So trat ich denn die Rückreise mit meinem Eheweibe und vier Kindern, Johannes, damals vierzehn Jahr, Margaretha, zehn Jahr, Gottlieb, neun Jahr, und Blandine, sieben Jahr alt, an, und nahm Abschied von einem Lande, wohin uns Gott aus so schrecklichen Leiden gerettet, und wo er uns so viel Gutes hatte finden, so viele Menschenfreunde kennen lernen lassen. War es nun nichts Geringes, mehr als 700 Stunden zu Fuß mit Kindern zu machen, die wir gar oft auf dem Rücken tragen mußten, durch drei Länder von verschiedenen fremden Sprachen, Länder, die uns gänzlich unbekannt waren; war es nichts Geringes, besonders durch Spanien zu wandern, das damals nicht leicht jemand ohne militairische Bedeckung durchreiste, und in welchem eine Art Schlangen es sehr unsicher machte, unter freiem Himmel zu übernachten; trug es sich nicht nur einmal zu, daß wir bei der geringen Bevölkerung Spaniens des Abends kein Dorf erreichten, und ein niedriges Gebüsch zum nächtlichen Obdache wählen mußten; trug es sich zu, daß uns dabei noch ein Ungewitter mit Regen überfiel — war es überhaupt nichts Geringes, eine solche Reise zu machen: so müssen wir doch zum Preise Gottes rühmen, daß keines von uns erkrankte, daß wir viele Theilnahme fanden, viel Gutes empfingen. Den 1. November 1818 waren wir in Madrid. Am 30. Januar 1819 waren wir in Pforzheim, auf deutschem Boden.

Jetzt waren wir noch vier Stunden von der Heimath entfernt. Häufig kamen Bürger von Malmsheim in das badische Städtchen Pforzheim auf die Märkte. So muß die erste Nachricht von uns in unsern Geburtsort gekommen seyn. Denn noch hatte daselbst seit unserer Abreise niemand auch nur das Geringste von unserm Schicksale erfahren. Sie vermutheten uns längst in Amerika, und siehe da, nach fast zwei Jahren erschienen wir wieder auf dem alten Punkte. Ehe wir noch das Dorf mit seinen wohlbekannten Häusern erreichten, strömte Alt und Jung uns entgegen.

Das Wiedersehen nach fast zwei Jahren war zwar auf einer Seite erfreulich, denn es war doch in der nie vergeßnen, oft so sehnlich zurückgewünschten Heimath, und konnte einmal der ruhe-

losen Wallfahrt ein Ziel setzen. Aber es war, von einer andern Seite betrachtet, auch herzzerschneidend. Weggezogen seyn, weil es im Dorfe nicht gut genug war; mit 500 Gulden weggezogen seyn, unnennbare Angst, Noth und Strapazen erlitten haben, und jetzt wiederkommen, kommen müssen mit dem Gewinne, all das Seinige und zudem drei Kinder verloren zu haben, für die Zukunft erst noch kein Mittel zum ordentlichen Fortkommen vor sich zu sehen — welch ein Wiedersehen! Es war der 31. Januar 1819. — Was hatten wir seit dem Auszuge im Jahre 1817 bis jetzt nicht erfahren, nicht geduldet, nicht gesehen! Wie viel Gutes aus menschenfreundlichen Händen empfangen!

Ich trat in das heimische Dorf mit dem Entschlusse, alle meine Kräfte aufzubieten, um die fehlgeschlagene Auswanderung durch desto größern Fleiß im Vaterlande wieder gut zu machen und mir genügen zu lassen.

Ich bin mit Gottes Hülfe meinem Vorsatze treu geblieben, und wir ernten bereits wieder einige Früchte unsers Fleißes. Keines meiner Kinder habe ich je betteln lassen. Sie mußten, wie ihre Eltern, arbeiten und sich begnügen. Der älteste Sohn hat seitdem ein Handwerk erlernt, und ist gegenwärtig auf der Wanderschaft. Der jüngste lernt seit einem Vierteljahr die Weberprofession. Ich habe einen Platz rauhes Feld gekauft. Seit einem Jahre gewährt uns eine Kuh Milch und Butter. Freilich muß ich mich und die Meinigen in Speisen und Kleidern nur auf das Unentbehrlichste beschränken, und jede Gelegenheit, etwas auf erlaubtem Wege zu verdienen, benutzen. Obgleich es nicht Sitte, nehme ich in freien Stunden die Spindel, der Mutter im Spinnen an die Hand gehend, ja ich muß selbst mein Leben noch oft genug auf das Spiel setzen. Man wird mir das nicht glauben, und doch ist es nicht anders. Wie sollte unsre Kuh erhalten werden, da ich keine Wiese, kein Stroh und Heu bisher hatte, und Weidgang nicht üblich ist? Ich mußte hauptsächlich sie mit sogenannten Misteln von den Tannen nähren. So vortrefflich dieselben das Vieh füttern, so schwer sind sie zu erhalten. Sie wachsen auf hohen, schlanken Tannen, entweder auf der Krone oder den äußersten Aesten derselben. Man muß erst fünfzig bis siebzig Fuß in die Höhe klettern, um eine Handvoll zu erobern. Saust noch der Wind, ist der Baum mit

Schnee bedeckt, der Fuß glitschig, die Hand von Kälte starr: so wird das Geschäft noch gefährlicher, am gefährlichsten, wenn ein schneller Windstoß die Krone des hohen Baumes um so leichter abzuschnellen droht, als noch die Last des Steigers an ihr hängt. Was muß der Mensch nicht wagen, wenn er nicht betteln, noch stehlen will, und arm ist! Ich schaudre oft selbst, wenn ich die hohen Bäume ansehe, deren ich wohl zu hunderten schon erstieg, oder die großen und mannigfaltigen Gefahren überdenke, denen mein Leben schon ausgesetzt war und noch so oft ausgesetzt wird. Der Allmächtige hat mich bisher beschützt. Das Eine tröstet mich dabei, daß mich nicht Verwegenheit oder Uebermuth dazu verleitete.

Vor wenigen Tagen habe ich es endlich, Gott sey dafür gepriesen! so weit gebracht, wieder unter eigenem Dache wohnen zu können. Ist gleich das Haus klein und alt, so ist es doch mein Eigenthum. Bezahlt ist freilich der Kauf noch nicht. Er soll aber meinen Kräften einen neuen Sporn zur Arbeit geben. Kommt Zeit kommt Rath! Habe ich meine Kinder durch meine Auswanderung um Hof und Gut gebracht, obwohl ich es dabei nicht böse meinte, so könnte es für mich keine größere Freude geben, als ihnen wieder so viel erwerben zu können, daß sie doch wenigstens Etwas ihr Eigenthum nennen dürfen.

Glatz.

17.

Der Tod des griechischen Helden Markos Bozzaris.

Markos Bozzaris, Anführer der Griechen in Missolunghi [201], hatte die Seinen nach Italien gesandt, fest entschlossen, für die große Sache der Befreiung Griechenlands von dem eisernen Joche der Türkenherrschaft sein Leben zu opfern. Am 6. November des Jahres 1822 waren sein Weib und seine Kinder abgesegelt, und schon am 7. war Missolunghi zu Lande und zu Wasser von dem Türkenheere umzingelt.

Siegreich stand er jetzt in vielen Vorpostengefechten und Ueberfällen den weit überlegenen Feinden gegenüber, und nachdem die aus dem Peloponnes [202] zum Entsatze heranrückende Hülfe die Belagerer am 6. Januar 1823 zu einem entscheidenden Sturme be-

stimmte, der zu einer gänzlichen Niederlage des Pascha's Omer Vrione ausgeschlagen war, fiel der Suliotenheld[203] bei den akarnanischen[204] Seen am Achelous den Nachtrab der geschlagenen Belagerer wüthend an, und hieb alles nieder, was sich nicht ergeben wollte. Ein großer Theil des Gepäckes wurde hier den Siegern zur Beute.

Bald nach diesem Gefecht ernannte der Griechenfürst Maurokordato den M. Bozzaris zum Stratarchen[205] des westlichen Griechenlands, und der Kongreß zu Astros bestätigte ihn in dieser Würde.

Die zerstreuten Horden Omer Vrione's sammelten sich indessen allmählig wieder, und neue Werbungen um hohen Sold ersetzten den bei Missolunghi erlittenen Verlust. Bozzaris benachrichtigte den Kongreß von diesen Rüstungen, und befestigte mit der höchsten Anstrengung und Sorgfalt Missolunghi und Anatoliko, eine Insel in dem Meerbusen nordwärts der Stadt, damit die wehrlose Bevölkerung von Aetolien eine sichere Zuflucht finden möchte, wenn das Türkenheer noch einmal diese Provinz überschwemmen sollte. Sehr bald bestätigte sich die Richtigkeit seiner Voraussicht und die Weisheit seiner Maßregeln, denn Omer Vrione und Jussuf Pascha drangen im Mai gegen Missolunghi vor, und indem Bozzaris die zwischen diesen beiden Heerführern herrschende Eifersucht listig benutzte, schlug er einen Theil der Truppen des Jusuff Pascha bei Olpe, am Berge Sparton Oros, und führte dadurch einen Aufstand der Albaneser[206] im Heere der Türken herbei.

Mit jedem Tage stieg der Kriegsruhm und die Verehrung Bozzaris höher, und die Seinigen nannten ihn nicht anders als den Adler von Suli. Alles, was die Waffen tragen konnte, drängte sich zu seiner Fahne, und wie durch seinen Muth und seine Begeisterung, so zog er auch durch sein Saitenspiel die Herzen zu sich hin, wenn er Lieder von Suli, dem Vaterlande der Tapferkeit, und von den Thaten der Väter unter Leonidas[207] sang.

Noch ein drittes Türkenheer drang im Juli mit großer Macht von Norden her an den Ufern des Achelous herunter in Aetolien ein. Schon hatte es sich unter Mustai Pascha der Berge von Agrapha bemeistert, und rückte gegen Vrachori vor, wo ein kleiner Haufen, unter dem Hauptmann Sturnaris, ihnen keinen langen Widerstand zu leisten im Stande gewesen wäre. Bozzaris aber

eilte herbei, und nicht achtend der Uebermacht des Feindes, beschloß er, ihn mit seinen Tapfern anzugreifen, und zu siegen oder zu sterben. Daher schrieb er vor seinem Aufbruche einen Abschiedsbrief an seine Familie, und einen anderen an den Erzbischof Ignazios, welcher sich damals in Pisa aufhielt. Er schilderte diesem die gefährliche Lage Griechenlands, und endigte mit den Worten: „die göttliche Vorsehung gebe Kraft, dem Feinde zu widerstehen, und würdige uns ihrer gnädigen Hülfe!"

Bei Karpenitzi traf die Heldenschaar Bozzaris mit dem türkischen Heere zusammen. Mit 450 Sulioten kam er selbst am 19. August in den Engpässen des Berges Kalidromos an. Ihm folgten 300 Jünglinge, die er im ätolischen Gebirge geworben hatte. Diese, vereinigt mit den wenigen Truppen, welche die Hauptleute Makrys und Zongos den Türken entgegengeführt hatten, erhielten nun den Auftrag, den Bewegungen des Feindes zu folgen, und ihn unaufhörlich zu beunruhigen; mit dem Anbruche der Nacht aber jeden Angriff einzustellen, bis ein verabredetes Zeichen sie zu einem gemeinschaftlichen Ueberfall aufrufen werde. Alle gehorchten, und wie Adler, bereit, auf ihre Beute herabzustürzen, standen 2500 Griechen in der folgenden Nacht auf ihrem Posten, des Zeichens ungeduldig harrend, um auf ein Heer von 20,000 Türken loszuschießen. Der Seraskier[208] war mit 8000 Mann als Vortrab dem Hauptheere vorangerückt, und Bozzaris beschloß, diese Abtheilung zuerst anzugreifen.

Nach der Sitte der Väter bereitete sich der Held durch ein festliches Mahl mit seinen Waffengefährten zu dem Kampfe vor, und goß dabei der gekrönten Jungfrau, der Beschützerin von Suli, heilige Trankopfer aus. Hierauf badeten sich die Krieger in dem Flusse Kambysos, welcher hier von dem Berge in den Achelous strömt, und mit Kränzen und Sträußen geschmückt, in ihrem besten Waffengeschmeide, erschienen sie vor dem geliebten Anführer, seine Befehle zu vernehmen.

Bozzaris, angethan mit der blauen Feldherrnchlamys[209], redete sie mit folgenden Worten an: „Meine lieben Brüder und Waffengefährten! wer an Jesum Christum glaubt, dessen heilige Fahne vor uns weht, der bereite sich vor, zu siegen oder zu sterben. Wenn wir unsere Macht mit der unserer Feinde, der Barbaren,

vergleichen, so erscheinen wir freilich als die Schwächeren an Zahl, aber ihr mögt aus den Maßregeln, welche ich ergriffen habe, schließen, daß, wenn es auch unmöglich ist, ihnen im Ganzen die Spitze zu bieten, wir doch im Stande seyn werden, sie theilweise anzugreifen und zu schlagen. So war mein Plan. Jetzt sind wir umringt, und es bleibt uns nichts übrig, als einen entscheidenden Schlag auszuführen. Gott hat uns hieher geführt, das Vaterland und die Nachwelt erwarten von uns ein großes Beispiel. Diese Nacht meine Brüder, im Schutze der Dunkelheit, habe ich beschlossen, in das Lager der Feinde einzubrechen, ohne einen Schuß zu thun. Der Säbel und der Dolch sollen unsere einzigen Waffen seyn, um Tod und Schrecken zu verbreiten. Das Wagestück ist kühn, ich fühle es mit Stolz. Jeder von Euch erwäge die Gefahr, und entscheide frei, denn ich will zu diesem schönen Kampfe nur Männer, die seiner würdig sind."

So sprach M. Bozzaris, und 240 Helden traten hervor, und riefen mit Einer Stimme: „Wir gehen mit Dir! Gott steht uns bei!" Er segnete und umarmte die Tapferen, und wandte dann seine Blicke auf die Sulioten, welche geschwiegen hatten, und jetzt erst hervortraten. „Nein, meine Brüder," sprach er zu ihnen, „Gott hat jedem von uns seinen Platz angewiesen, er rechnet auf Euch, daß Ihr ein unbezwinglicher Rückhalt für uns seyn sollt. Ich übergebe Euch die Wache bei der Fahne des Kreuzes, und mein Bruder Konstantin wird Euch führen."

Jetzt nahm er das Diplom, durch welches die griechische Regierung ihn zum Stratarchen ernannt hatte, küßte es ehrfurchtsvoll, und zerriß es. „Wir wollen uns Diplome mit unserem Blute schreiben!" rief er aus. „Freunde, unser gemeinsames Vaterland ist im Schooße des Sieges, oder dort oben, in der Wohnung des Ewigen, dessen Sache wir vertheidigen."

Der türkische Vortrab hatte sich des Fleckens Karpenitzi bemächtigt, und unter demselben sein Lager aufgeschlagen. Das Terrain [210] war eine Ebene, welche rings von Weinbergen und Gräben umschlossen wurde. Bozzaris stand einige Stunden von diesem Lager entfernt, und setzte sich nach Sonnenuntergang in Bewegung. Er hatte den übrigen Anführern, den Hauptleuten, ihre Stellung angewiesen, welche sie unverrückt behaupten sollten, bis die Trompete

das Zeichen geben würde. Sternari (Flintenstein) hieß das Losungswort. Bozzaris mit seinen Auserwählten stand allein, und gegen 10 Uhr rief er aus: „Gott sieht und führt uns!" Leise murmelten seine Tapferen es nach, und rückten im tiefsten Schweigen gegen den Feind. Es war Mitternacht, als Bozzaris sich über die schlafenden Vorposten der Feinde stürzte, und in einer Stunde deckten mehr als 500 Leichen der Barbaren das Feld. Jetzt wurde es laut im Türkenlager, und halb schlaftrunken griffen die Bestürzten zu den Waffen. In der ersten Verwirrung glaubten die Osmanen, daß die Albaneser in ihrem eigenen Heere sie verrathen hätten, und es entspann sich ein Kampf in ihrem Lager, noch ehe die Griechen es betreten hatten. Als Bozzaris das Feuern der Türken vernahm, rief er seinen Gefährten zu: „Ihr hört es, meine Brüder! Gott liefert die Ungläubigen in unsere Hände! Auf! folgt mir!" Und zugleich dringt er vorwärts, und ruft mit lauter Stimme: „wo sind die Pascha's?" So gelangt er in das Zelt des grausamen Hago Bessiaris, des Unterfeldherrn des Seraskiers. „Henker der Sulioten!" schreit er ihn an, „du sollst mir nicht entwischen!" Und mit diesen Worten ergreift er ihn beim Barte, und durchbohrt ihn mit seinem Dolche. Neben diesem Zelte lagerte der Pascha Sepher, und schlief ruhig, während das Blut seines Nachbars floß. Bozzaris reißt ihn aus seinem Schlafe, und übergiebt ihn seinen Soldaten als Gefangenen, mit dem Befehle, ihn beim ersten Worte, das er laut werden ließe, zu tödten. „Wo sind die Pascha's?" so rief Bozzaris noch immer durch das Lager, und schon war er bis zu dem Zelte des Mustai Pascha vorgedrungen, und hatte dessen Waffenträger mit eigner Hand niedergehauen; schon lagen sieben Bey's vor der Schwelle des Feldherrn hingestreckt, als eine Kugel den Suliotenhelden am Gürtel traf. Ein Neger, mit dessen Blute er sein Schwert nicht hatte besudeln wollen, war es, der auf ihn schoß. Bozzaris ging zur Seite, um seine Wunde zu verbinden, welche zwar nur leicht war, aber doch seinen Gefährten verborgen bleiben sollte. Unterdessen hörte er, wie die feindlichen Anführer den Ihrigen Muth einsprachen, und ihnen versicherten, der ganze Lärm beruhe auf einem Irrthum, und noch habe kein Grieche das Lager betreten. Da sprang Bozzaris augenblicklich hervor, und rief mit lauter Stimme: „stoßt in die Trompeten!

nein, Ungläubige, es ist kein Irrthum, Markos Bozzaris ist in eurem Lager, und keiner von Euch wird ihm lebend entrinnen!" Da schmetterten die Trompeten, und in Masse stürzten jetzt die Türken, die Gefahr erkennend, nach der Seite hin, woher das Kampfzeichen erscholl; da traf eine tödtliche Kugel das Haupt des Helden, und er sank ohne Besinnung zu Boden.

Der Tag fing an zu dämmern, da suchten die Griechen in trostloser Trauer ihren geliebten Feldherrn, und Sepher Pascha, der ihn zuerst unter den Leichen erkannte, rief jubelnd aus: „Markos Bozzaris ist todt!" Doch augenblicklich büßte er diese Freude mit dem Tode, und nun erhob sich ein wüthender Kampf, wie zwischen Löwen und Tigern, bei dem Körper des Suliotenhelden. Die Sulioten deckten mit ihren Leibern den Rückzug des Touzas, welcher den Leib Bozzaris als ein Heiligthum aus dem Schlachtgetümmel trug. Siegesgeschrei ertönte jetzt von allen Seiten her, und gewaltig drangen die von der Trompete gerufenen Schaaren aus ihren Hinterhalten auf die Barbaren ein, und vollendeten ihre Niederlage. Aber Bozzaris war gefallen, und die Lorbeeren überschatteten sich mit dunklen Cypressen auf den Häuptern seiner Sulioten. Die Sonne ging auf, und beleuchtete die Trophäen[211] der Griechen, die so theuer errungen waren. Das Lager der Türken war in den Händen der Sieger, und 1500 feindliche Leichen bedeckten den Boden, alles Gepäck ward den Griechen zur Beute, und die Geschlagenen flüchteten sich in ihrem Schrecken in die Berge von Agrapha; die Fahne des Kreuzes wehte über dem Zelte des Feldherrn der Ungläubigen.

M. Bozzaris war als ein Todter vom Schlachtfelde hinweggetragen worden, und die Seinigen beweinten ihn als einen Todten; aber er sollte das Licht des Tages noch einmal wiedersehen, an welchem das Kreuz siegte über den Halbmond[212], und in himmlischer Verklärung leuchtete. Aus dem Getümmel gerettet, lag er auf einer Trage, um ihn seine Hauptleute und Offiziere: da flog sein Bruder Konstantin herbei, sank vor der Bahre nieder, und ergriff die Hand des gefallenen Helden. Jetzt schlug der Sterbende noch einmal die Augen auf, und indem Alle erstaunt auf ihn hinblickten, sprach er mit zitternder Stimme zu den Seinigen: „Meine Brüder, ich habe dem Vaterland meine Schuld bezahlt; Euch em-

pfehle ich mein Weib und meine Kinder. Seyd einig, treu dem Vaterlande, demüthig vor Gott. Laßt mich hier, geht dem Feinde entgegen, vollbringt das Werk, das ich begonnen habe." Mit diesen Worten schloß der Held seine Augen und Lippen, und Konstantin, sein Bruder, zog sein Schwert, und rief: „Warum weinen, ihr Brüder? Indem wir ihn rächen, wollen wir ihn ehren. Laßt uns ihm Hekatomben [213] von Feinden opfern, oder, wie er, für das Vaterland sterben!" Den muthigen Worten folgte die muthige That, und Konstantin, mit seinen Sulioten, opferte an diesem Tage 500 Türken den Manen seines Bruders.

Die Leiche des Helden wurde nach Missolunghi getragen. Der Eparch [214] Konstantin Metaras mit allen Behörden der Regierung der Stadt, und allen Truppen der Festung, ging dem Trauerzuge entgegen, und führte ihn, wie im Triumphe, in die Stadt ein. Voraus gingen türkische Gefangene in Ketten, dann die Schlachtrosse der erschlagenen Pascha's und Bey's, die Saumthiere, beladen mit Waffen und Fahnen, Turbanen und Roßschweifen. Die ältesten Krieger trugen die Bahre auf ihren Schultern, auf welcher der Held unbedeckt in seiner Chlamys ruhte, neben ihm seine Waffen. Achttausend den Feinden abgenommene Ziegen und Schafe schlossen sich dem Zuge an, gleichsam um an den Hirtenstand des Suliotenhelden zu erinnern, und hinter diesen schleppten noch viele Lastthiere und Wagen die Siegesbeute nach.

Das Haus des Eparchen nahm die Leiche des Markos Bozzaris auf, und bewahrte sie bis zu ihrer feierlichen Beisetzung. Eine Ehrenwache, mit langen schwarzen Flortüchern um die Köpfe, umgab die Bahre, und in allen Kirchen wurden Seelmessen für den großen Todten gesungen. Am Tage der Beisetzung wurden die Thüren des Leichenhauses aufgethan, und die Vorhalle, in welcher der offene Sarg des Helden stand, war mit Fahnen und Trophäen zu einem Tempel des Sieges umgestaltet. Ein Lorbeerkranz umgab die Stirn des Leonidas von Suli, und in seiner Hand ruhete das Schwert, noch gefärbt mit dem Blute der Feinde. Alle Glocken läuteten, und der Donner der Kanonen erscholl wetteifernd von den Wällen Missolunghi's, und von den Mauern Anatoliko's. Alle Straßen, durch welche der Leichenzug ging, waren mit Lorbeeren und Blumen bedeckt, und die alten Träger der heiligen Last wur-

den mit Kränzen und Zweigen überschüttet, als führten sie einen Bräutigam zum Altare.

Der Erzbischof Porphyrios, begleitet von seiner ganzen Geistlichkeit, versah das Todtenamt. Unter Gesang und Weihrauchduft zogen die Priester vor der Leiche her, an ihrer Spitze der würdige Erzbischof. Die Kirche, festlich geschmückt, empfing die irdischen Ueberreste des Helden als heilige Reliquien, und ehe der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, küßte die ganze Versammlung in feierlicher Stille die Hand und die Stirn des geliebten Todten. Der Erzbischof aber goß das heilige Oel über sein Haupt aus, ertheilte ihm den letzten Segen, und sprach ihm folgende Worte nach in die Gruft:

„Ganz Griechenland erkennt in dem Markos Bozzaris seinen zweiten Leonidas. Es nimmt seine Familie als Kinder des Vaterlandes auf, zum geringen Lohn für die großen Dienste des unsterblichen Helden. Ruhe nun in dem Schooße des Herrn, ruhmwürdige Seele, und die Erde sey dir leicht, Adler von Suli! Leb' wohl leb' wohl Bozzaris!"

Wilmsen.

18.

Das verschüttete und aufgegrabene Pompeji.

Diese seit fast zweitausend Jahren dem Erdboden gleichsam entrückte und jetzt wieder an's Licht gebrachte Stadt gehört zu den merkwürdigsten Gegenständen, welche das an Natur- und Kunstwundern so reiche Italien der Betrachtung darbietet, und wodurch es die Erwartung der Reisenden spannt und übertrifft, denn Alle werden hier ausnehmend befriedigt.

Pompeji liegt etwa zwei deutsche Meilen von Neapel, nahe am Meere, aus welchem sich der Vesuv langsam erhebt, und in gerader Richtung seinen jetzigen Gipfel doch gewiß drei Viertelmeilen von Pompeji in die Höhe hebt. Er hatte sich in den alten Zeiten so ruhig verhalten, daß keines Menschen Gedenken, und keine Tradition etwas von seiner innern Beschaffenheit wußte, und die alten Autoren, wie Strabo, sagen nur, sein Gipfel sey ganz eben, sein Boden scheine größtentheils Asche zu seyn, und die Be-

schaffenheit der Steine an vielen Orten lasse schließen, daß ehemals hier vulkanisches Feuer gewüthet haben möge. Trotz dieser vielhundertjährigen Ruhe schloß er, im Jahre 79 nach Christi Geburt, mit einem Mal sein fürchterliches Innere auf, und verbreitete meilenweit Tod und Verderben. Hier war es, wo die unermeßliche Menge kleiner Bimssteine, und lockere poröse Lavastückchen wie ein leichter Sand nebst Regen heißen Wassers die Luft verfinsterte, und in solchen Wolken und Strömen auf das unglückliche Pompeji stürzte, daß die ganze Stadt dadurch bedeckt wurde. Mehrere gefundene menschliche Gerippe beweisen, daß nicht alle Bewohner dieser Stadt Zeit zu ihrer Rettung gewinnen konnten. Jene verheerende Masse war so groß, daß man durchaus nichts von der verschütteten Stadt sah, und noch heute stehen über derselben, da sie nur etwa zum sechsten Theil aufgedeckt ist, Gartenhäuser, und es gedeihet Wein, Obst und Korn über den alten Tempeln und Gebäuden. Dieß ist jedoch weniger auffallend, wenn ich die schon einmal gemachte Bemerkung widerhole, daß die Häuser der Alten höchst selten höher, als das Erdgeschoß waren, und sie von hohen Thürmen in einer Stadt nichts wußten. Die Vertilgung dieser großen Stadt von der Oberfläche der Erde war so gräulich, daß man in späteren Jahren, trotz Plinius des jüngeren Nachrichten, gar nicht wußte, wo sie eigentlich gestanden hatte.

Winzer, welche in die Erde gruben, waren die ersten Entdecker von Spuren alter Gebäude, deren Nachgrabung zu dem verschütteten Pompeji führte.

Pompeji ist eine Stadt von großem Umfange und in länglicher Form. Dieß ist jetzt sehr deutlich zu sehen, da Mürat die Stadtmauern ausgraben ließ, um doch eine richtige Idee von der Größe und Länge der alten Stadt zu erhalten. Was aber die Straßen und freien Plätze betrifft, so ist im Ganzen gewiß noch fünf Sechstel überdeckt! Es gehören auch in der That große Kosten dazu, eine ganze Stadt von solchem Umfange, von 24, 28, 30 und mehr Fuß hohem Schutt, der bis in alle Keller gedrungen ist, zu säubern; doch wird heute noch immer mit Nachgraben und Reinigen der verschütteten Strassen und Gebäude fortgefahren.

Von den meisten Häusern sind die Terassen [215] eingestürzt; doch mehrere haben heute noch ihre alten Decken, und Pompeji hat

nach Neapel zu eine Vorstadt, und zwar gleich vorn ein großes, und eins der schönsten Häuser. Einen höchst überraschenden und tiefen Eindruck macht es, wenn man um die Ecke eines der vielen hohen Wälle, die vom Aufschütten der ausgegrabenen Asche entstanden sind, herumkommt, und auf einmal in die Straßen dieser alten Römerstadt tritt.

Das Haus, das man hier zuerst sieht, gehörte dem wahrscheinlich sehr reichen Freigelassenen Arrius. Unter dem porticus[215], der den geräumigen Hof umgiebt, war ein großer Keller, und noch standen in diesem mehrere an die Wand gelehnte Amphorä[216], deren Wein dem verderblichen Aschenbrei hatte Platz machen müssen.

Dieß große Haus stößt an eine lange Strasse, die man heute die Gräberstrasse nennt, weil hier zu beiden Seiten eine Menge sehr schöner Grabmäler, ziemlich dicht bei einander stehen. Manche davon waren so herrlich erhalten, daß man glaubte, der Bildhauer sey nur so eben erst mit seinem Meißel davon weggegangen. Wie herrlich waren manche Simse an diesen Denkmälern verziert!

Dicht dabei, auch noch vor dem Thore, war eine, jedoch noch nicht ganz ausgegrabene Villa[217], die dem Cicero gehört haben soll. Ob sie wirklich ihm gehörte, weiß ich nicht; aber der gute Herr hatte in ganz Italien fast auf jedem hübschen Fleck eine Villa. Ebenso zeigte man in der Stadt ein Haus Sallust's, gab aber die Gründe nicht an, welche für diesen Besitzer sprechen.

Dicht am Thore ist ein Haus, welches eine Soldatenwache gewesen seyn soll, wie man aus der Lage, und aus den darin gefundenen Waffen geschlossen hat.

Das Thor ist nicht groß, und alle Strassen sind so schmal, daß durchaus zwei Wagen einander nicht ausweichen konnten, und doch muß schon damals viel gefahren worden seyn, da man in allen Strassen, auf den eisenfesten schwarzen Basalt-Lavaquadern, sehr deutlich die ausgehöhlte Spur von Wagenrädern sieht. Zu beiden Seiten der Strasse waren nun Häuser und Tempel, denn letztere standen nicht immer, wie der schöne Tempel der Isis[218], auf großen oder freien Plätzen, sondern waren oft mitten in der Reihe der Bürgerhäuser erbaut. So z. B. ein Tempel des Aesculap[219], welcher dicht neben der Werkstätte eines Bildhauers steht, in welcher man eine Menge fertiger, halbfertiger, und kaum angefangener

Bilderwerke von weißem Marmor fand. Der Tempel der Vesta [220] ist ziemlich groß, und es gehören viele Gemächer und Nebengebäude zu ihm; in manchen waren so winzig kleine Räume, daß sie wohl nur, wie bei uns die Wandschränke, haben können gebraucht werden. An den Wänden waren oft sehr schöne Frescomalereien [221] befindlich; alle jedoch von bedeutenderem Werthe hatte man behutsam herausgesägt, und in das große Museum nach Portici [222] gebracht. Die Farbe, mit welcher fast durchgängig die Zimmer und Wände decorirt waren, war gelb, dunkelroth, und selten war grün angebracht. Ein großer Hof hatte wahrscheinlich einem Fuhrmanne gehört, denn man fand in den Ställen noch viel Pferdgerippe. Man nennt es jetzt la Posta.

Im Hause eines Chirurgen hatte man eine große Menge sehr saubere chirurgische Werkzeuge gefunden. Auch die Ausbeute an marmornen Bildwerken war sehr bedeutend. Vor einiger Zeit fand man eine rechte schöne, etwa drei Fuß hohe weibliche Figur mit einem Gewande. Dieses war am Saume etwa einen halben Zoll breit schön roth gefärbt, und hin und wieder vergoldet. Diese Verzierungen der alten Statuen sind ziemlich selten, gefallen mir aber eben so wenig, als die oft aus recht schönen edlen Steinen bestehenden Augen, welche die Alten zuweilen den Büsten einsetzten. Manchmal sah letzteres wirklich gräßlich aus.

Der Platz, wo die Basilika oder der Gerichtshof steht, ist recht groß, und mit mehren schönen Häusern und Tempeln umgeben. Der Isistempel ist viereckig, und eine kleine Treppe führt zu ihm hinauf; diese hat aber weder sieben noch neun, sondern acht Stufen.

Die beiden Theater, sowohl das Tragicum als Comicum, sind so schön erhalten, besonders letzteres, daß man durchaus keine Beschädigung wahrnimmt.

Ganz am anderen Ende der Stadt liegt das Amphitheater, welches völlig ausgegraben, und so gut erhalten ist, als ob es erst 50 Jahre alt wäre. Es ist lange nicht so groß, als das zu Verona, und mochte wohl 25 bis 30,000 Menschen gefaßt haben. Die innere runde Wand der Arena war al fresco, mit Kämpfen wilder Thiere und der Gladiatoren bemalt. Beim Ausgraben war sie noch ganz frisch, jetzt sind sie aber, da sie der Witterung ausgesetzt gewesen waren, größtentheils verdorben. In den unteren Gallerien

waren die Käfige der zu den Kämpfen bestimmten wilden Thiere; in einigen hatte man vollständige Gerippe von Löwen gefunden.

Wilmsen.

19.

Das Erdbeben von Caracas.

Caracas ist die Hauptstadt von der Provinz Caracas oder, Venezuela, die ehemals zu dem spanischen Süd-Amerika gehörte nunmehr aber eine Republick bildet. Was die Stadt Caracas betrifft, so war sie eine lebhafte, schöne Stadt, die 40—45000 Einwohner hatte, bis sie im Jahre 1812 durch ein Erdbeben in weniger als einer halben Minute in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Dieses schreckliche Naturereigniß begrub einen großen Theil ihrer Einwohner; auch fanden über 20,000 Menschen in der Provinz Venezuela beinahe in demselben Augenblicke den Tod, viele wurden verstümmelt und verwundet, und die Uebergebliebenen waren theils dem Schmerz und der Trauer um die Ihrigen preisgegeben.

Bereits im December 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinahe drei volle Monate vergingen, ohne daß die geringste Erderschütterung erfolgt wäre. Endlich ging die Sonne am 26. März 1812 über Caracas auf; es sollte aber den Untergang nicht mehr sehen. Der Tag kündigte sich sehr heiß an, die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Es war der grüne Donnerstag, das Volk strömte haufenweis zu den Gotteshäusern. Nichts schien den Betern ihr nahes Ende zu verkünden. Es war 4 Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die Glocken; es war Gottes-, nicht Menschenhand, die sie zum Grabgeläute zwang. Eine 10 bis 12 Sekunden lange Erschütterung schreckte das Volk; die Erde schien flüssig und kochend. Man glaubte, die Gefahr sey vorüber, als sich plötzlich der heftigste unterirdische Donner hören ließ, aber stärker und anhaltender als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit. Unmittelbar auf dieses Gewitter folgte eine senkrechte, drei bis vier Sekunden anhaltende Bewegung; welche zu gleicher Zeit von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet war. Diese Stöße erfolgten in zwei sich durch-

kreuzenden Richtungen von Norden gegen Süden und von Osten nach Westen. Diesen gleichzeitigen Bewegungen von unten nach oben, und sich durchkreuzend, konnte nichts mehr wiederstehen, in einer Viertelminute war Caracas ein Schutthaufen, der neun bis zehntausend seiner Einwohner begraben hatte. Noch hatte die Prozession den Umgang nicht eröffnet, aber das Hinzuströmen zur Kirche war so groß, daß gegen drei bis viertausend Einwohner unter dem Einsturze ihrer Gewölbe begraben wurden. Die Explosion war in der Nordseite der Stadt am heftigsten gewesen. Die Kirche der Dreifaltigkeit und der Alta Gratia, die mehr als hundert uud fünfzig Fuß Höhe hatten und deren Schiff durch zwölf bis fünfzehn Fuß dicke Pfeiler getragen ward, lagen in einem Trümmerhaufen verwandelt, der nicht höher als fünf bis sechs Fuß war, und die Zermalmung des Schuttes war so beträchtlich, daß von den Pfeilern und Säulen auch keine Spur mehr kenntlich geblieben ist. Die Kaserne San Carlos war beinahe verschwunden. Es stand darin ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich eben zur Prozession begegeben sollte; von diesem retteten sich nur wenige einzelne, die andern lagen unter dem Schutte vergraben, in den sich das große Gebäude so plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der schönen Stadt Caracas waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbebens im südlichen und westlichen Theile der Stadt zwischen dem großen Platze und dem Hohlwege von Caragnata. Hier blieb die Kathedral-Kirche aufrecht stehen. Wenn man nun erzählt, daß neun bis zehntausend Menschen durch die Trümmer der Stadt Caracas erschlagen worden seyen, so scheint man damit nur den glücklichen Theil der Bewohner bezeichnet zu haben, die plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebeth begriffen, vom Tode überfallen, den Leiden entnommen wurden, welche die andern Mitbürger trafen. Man gedenke nun aber der Menge dieser Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert, noch Monate lang zum Theil die Ihrigen überleben mußten, und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen. Die Nacht vom Grünendonnerstag auf dem Charfreitage bot den Anblick eines grenzenlosen Elends dar. Beim Einsturze der Stadt

hatte sich eine finstere, dicke Staubwolke erhoben und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verfinstert. Gegen Abend schlug sich der Staub zur Erde nieder, und die Luft wurde wieder rein, die Erde war wieder fest und ruhig und die Nacht so stille und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond leuchtete, und die ruhige heitere Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde und den namenlosen Jammer der Menschen. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder ins Leben zu bringen. Jammernde Haushaltungen durchzogen die Schutthaufen, die am Morgen noch eine Stadt waren, reichblühend, belebt, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war, und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Alles Unglück, welches in den großen Jammerscenen von Lissabon, Messina, Lima und Riobamba war erlebt worden, wiederholte sich an dem Schreckenstage des **26. März 1812.**

Die unter dem Schutte begrabenen Verwundeten riefen die Vorbeigehenden laut flehend um Hülfe an, über zweitausend wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid sich rührender und erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen, welche gemacht wurden, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, zu Hülfe zu eilen. Es mangelte gänzlich an Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes, sie waren mit verschüttet, man mußte sich also der Hände zur Hervorgrabung der Unglücklichen bedienen. Die Verwundeten sowohl, als die aus den Hospitälern Geretteten, wurden ans Gestade des kleinen Guyaraflusses gelagert. Hier konnte der Schatten der Bäume allein dem Menschen Obdach gewähren. Die Betten, die Leinwand zum Verband der Wunden, chirurgische Werkzeuge, Arzneien, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren unter dem Schutte begraben. In den ersten Tagen mangelte Alles, sogar Nahrungsmittel. Auch das Wasser war im Innern der Stadt selten geworden. Die Erdstösse hatten theils die Brunnleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingestürzte Erdreich die Quellen verstopft. Um Wasser zu bekommen, mußte man an den Guyarafluß hinabsteigen, wo es wieder an Gefäßen zum Schöpfen fehlte.

Die Bestattung der Todten war sowohl durch Religion, als durch die Sorge für die Gesundheit geboten. Es war jedoch unmöglich, so viele Tausende zu bestatten, und deßhalb wurden Commissarien verordnet, die für die Verbrennung zu sorgen hatten. Mitten zwischen dem Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für die Todten errichtet, und dieses traurige Geschäft dauerte mehrere Tage. Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen sie am ehesten den Zorn des Himmels zu besänftigen hofften. Einige stellten feierliche Prozessionen an, bei welchen sie Leichengesänge ertönen ließen. Andere, von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Strasse. Es ereignete sich in Caracas, was in der Provinz Quito nach dem schrecklichen Erdbeben vom 4. Februar 1797 geschehen war. Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte; Familien, die lange in Feindseligkeit mit einander gelebt hatten, versöhnten sich im Gefühle gemeinsamen Unglückes.

Alex. von Humboldt.

20.

Heldenmuth der kindlichen Liebe.

In den furchtbaren Wüsteneien Sibiriens lebte in dem armseligen Dorfe Ischim unter den unglücklichen Verbannten, welche ihre Verbrechen durch das armseligste und geplagteste Leben abbüßen, ein Mann, Namens Lopouloff, dessen Verbrechen nur darin bestand, daß er, bei seinem lebendigen Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit, nie die Kunst gelernt hatte, gute Miene zu einem bösen Spiel zu machen, und bei irgend einer Ungerechtigkeit, die unter seinen Augen geschah, zu schweigen, auch dann nicht, wenn ein Mächtiger sich diese Ungerechtigkeit erlaubte. So hatte er sich dann mehr als einmal die Feindschaft seiner Vorgesetzten zugezogen, und der Letzte, unter welchem er als Soldat diente, war niedrig genug, nur seiner Rache zu folgen, ohne der tapfern Thaten eingedenk zu seyn, durch welche sich Lopouloff bei der Erstürmung Ismails und Otschakoffs ausgezeichnet hatte; vielmehr stieg eben dadurch, daß der brave Offizier die hohe Achtung des ganzen Corps sich errungen

hatte, seine Erbitterung nur hoch noch höher, weil er es Lopouloff nie vergeben konnte, daß er ihm mit unerschrockenem Muthe die Wahrheit gesagt hatte. Er ruhte nicht, bis er ihn gestürzt, und durch die Verbannung nach Sibirien, die er zu bewirken wußte, an ihm vollständige Rache genommen hatte.

Schon hatte der unglückliche Lopouloff 14 Jahre durchseufzet, gequält von heißer Sehnsucht, nach Freiheit und Heimath, und endlich selbst der Hoffnung des Trostes entbehrend, denn vergeblich harrte seine abgequälte Seele darauf, daß sich eine Aussicht zur Erlösung ihm eröffnen werde, als die Vorsehung Gottes ihm ganz in seiner Nähe eine Retterin aus dem gränzenlosen Elende erweckte, die er sich selbst erzogen, ja die er unbewußt mit dem Heldenmuthe der kindlichen Liebe ausgerüstet hatte; indem er sie bei seinen herzergreifenden Klagen täglich in seine zerrissene Seele blicken ließ. Sie selbst, als ein zartes Kind in dieses Elend versetzt, ertrug es am leichtesten, und obgleich ihr zart gebauter Körper den beschwerlichen Arbeiten, welchen sie sich hingeben mußte, nicht gewachsen schien, so erleichterte ihr doch die frühe Uebung alles, und unbekannt mit glücklicheren Verhältnissen, würde sie niemals ein Verlangen darnach gefühlt haben, wenn sie nicht des Vaters Klagen gehört hätte, denn ihre Mutter ertrug alle Beschwerden und Entbehrungen des traurigen Lebens, welches ein Verbannter bei einer täglichen Einnahme von 10 Kopecken führen muß, mit christlicher Geduld.

Jeder Reisende und jeder Kourrier, der von Tobolsk dem Sitze der Gouverneurs kam, erneuerte den Schmerz vereitelter Hoffnungen in Lopouloffs Seele, und die finstern Blicke des trostlosen Vaters, der einst, gegen seine Gewohnheit, diesen Schmerz selbst in der Tochter Gegenwart ausbrechen ließ; vereint mit den heißen Thränen, welche die Mutter dabei vergoß, erweckten zuerst den kühnen Gedanken in Praskofkas Seele, nach Petersburg zu wandern, und am Throne des Kaisers die Befreiung ihres Vaters zu erflehen. Besonders hatte der Ausruf des verzweifelnden: für alle Menschen ist es ein Glück, Vater zu seyn, mir aber ist es zum Fluch auferlegt, weil ich mein Kind unter harten und unwürdigen Arbeiten muß langsam dahin sterben sehen, einen schmerzlichen herzlichen Eindruck auf des Mädchens

Seele gemacht, und der Gedanke, daß ihre Liebe den Vater retten könnte, war als sie mit heißer Inbrunst betete, wie ein Blitzstrahl in ihre Seele eingedrungen. Dieser Gedanke ließ sie auch nicht wieder los, sondern verfolgte sie gleichsam bei allen Arbeiten, und besonders wenn sie sich in die Einsamkeit eines nahen Birkenwaldes zurückzog um zu beten. Sie flehte mit der vollen Glut der kindlichen Liebe, daß Gott ihr Kraft verleihen wolle, diesen Gedanken auszuführen, den sie jedoch eine Zeit lang vor ihren Eltern verbarg bis sie endlich die Unruhe ihres Herzens und das heiße Verlangen an die Ausführung ihres kühnen Entschlusses zu gehen, nicht länger ertragen konnte und muthig dem Vater ihr Vorhaben entdeckte, zu welchem sie sich seine Einwilligung mit der Beredsamkeit jugendlicher Begeisterung und kindlicher Liebe erbat. Sie hatte den Zorn des Vaters erwartet, aber als dieser das Vorhaben der zärtlich liebenden Tochter verspottete, verlor sie alle Fassung und brach in bittere Thränen aus. Auch die Mutter verletzte das kindliche Gefühl in dem sie in des Vaters Spott eingieng.

Diese Demüthigung kränkte zwar Praskofka recht empfindlich, doch konnten nur eine langwierige Krankheit der Mutter und die liebreichen Vorstellungen, welche ihr diese entgegensetzte, so oft sie ihr Vorhaben aufs neue äußerte, sie dahin bringen, daß sie drei Jahre lang schwieg, ohne die Hoffnung jemals aufzugeben, daß Gott ihr die Gnade geben werde, die Freiheit ihres Vaters von dem Kaiser selbst zu erflehen, vielmehr fieng sie nun an auf's neue an die Ausführbarkeit ihres kühnen Vorhabens den Eltern auseinander zu setzen, und ihnen die muthige Zuversicht zu dem Beistande Gottes einzuflößen, wovon sie selbst durchdrungen war. Diese setzten nun nicht mehr Spott und Drohung, wie zuvor, sondern Liebkosungen und Thränen entgegen in der Besorgniß, daß sie wohl auf den Gedanken kommen konnte, heimlich die Reise anzutreten; aber sie konnten dadurch ihren Vorsatz nicht erschüttern, vielmehr dachte sie nun ernstlich darauf, wie sie sich einen Paß verschaffen, und dadurch eine Hauptschwierigkeit aus dem Wege räumen wolle.

Sie fand einen Mann im Dorfe, welcher bereit war, ihr eine Bittschrift an den Gouverneur in Tobolsk aufzusetzen, und der Vater willigte endlich in die Absendung dieser Bittschrift, in welcher sie sich einen Paß zur Reise nach Petersburg erbat. Seit dieser

Zeit hatte Praskofka ihre natürliche Fröhlichkeit wieder, doch mußte sie sechs Monate lang auf die Antwort harren. Als sie endlich, und zwar mit dem erbetenen Paße erschien, geriethen die Eltern in eine freudige Bestürzung; sie erkannten darin den Willen der Vorsehung, welche beschlossen hatte, das heldenmüthige Unternehmen der kindlichen Zärtlichkeit unter ihren gnädigen Schutz zu nehmen und glaubten, daß sie sich einer ungerechten Härte schuldig machen würden, wenn sie die Tochter mit Gewalt zurückhalten wollten; doch gewannen sie diese Ueberzeugung erst nach einer geraumen Zeit und durch eine ganz eigene Veranlassung.

Lopouloff pflegte nämlich seiner Familie jeden Abend ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen und fügte auch wohl einige Erklärungen hinzu. Am Abend eines traurigen Tages saßen diese 3 Einsiedler an dem Tische, auf welchem die heilige Schrift lag; die Vorlesung war zu Ende und ein dumpfes Schweigen herrschte im Zimmer, als Praskofka in keiner andern Absicht, als um das Gespräch zu erneuern, zu ihrer Mutter sagte: öffne doch die Bibel und suche auf der rechten Seite die eilfte Zeile. Die Mutter nahm geschwind das Buch, öffnete es mit einer Nadel, zählte auf der rechten Seite die Zeilen bis zur eilften, und las mit lauter Stimme folgende Worte: Und ein Engel Gottes rief der Agar vom Himmel zu, und sagte ihr: was machst du da? Fürchte nichts!

Die Auslegung der heiligen Schrift war zu leicht, als daß ihre auffallende Aehnlichkeit mit der vorhabenden Reise jemand entgehen konnte. Praskofka, ausser sich vor Freude, nahm die Bibel, und küßte ihre Blätter zu wiederholten Malen. Es ist wahrhaft sonderbar! sagte die Mutter, indem sie ihren Mann anblickte. Der Vater aber, der ihre Ansichten über diesen Gegenstand nicht unterstützen wollte, erhob sich mit Nachdruck über diese lächerlichen Prophezeihungen. Glaubt ihr wohl, sagte er, man könne Gott auf solche Weise fragen, wenn man ein Buch mit einer Nadel öffnet, und er werde sich herablassen auf alle eure thörichten Gedanken zu antworten? Ohne Zweifel, fuhr er fort indem er sich an seine Tochter wandte, wird ein Engel nicht ermangeln, dich auf deiner Reise zu begleiten, und dir einen Trunk reichen wenn du Durst hast? Fühlet ihr nicht wie thöricht es sey, sich dergleichen Hoffnungen zu überlassen? Praskofka antwortete ihm: sie sey weit entfernt zu hoffen,

daß ein Engel erscheinen, and ihr in ihrer Unternehmung beistehen werde, dennoch hoffe und glaube sie fest, daß ihr Schutzengel sie nicht verlassen und daß die Reise Statt haben würde, wenn sie sich selbst derselben entgegen setzen wollte. — Lopouloff war durch diese unbeschreibliche Beharrlichkeit erschüttert, inzwischen verging ein Monat, ohne daß weiter von dieser Reise die Rede war. Praskofka wurde still und in sich selbst verschlossen; immer im Walde oder in ihrer Kammer sich aufhaltend gab sie ihren Eltern kein Zeichen der Zärtlichkeit mehr. Da sie oft gedroht hatte, ohne Paß abzureisen, so fiengen sie an ernstlich zu fürchten, sie möchte dieses Vorhaben ausführen, und wurden unruhig wenn sie länger als gewöhnlich vom Hause wegblieb. Praskofka bat nun nicht mehr, aber ihre tiefe Traurigkeit war beredter, als die dringendsten Bitten.

Als einst die Mutter ihren Mann bat, einige Kartoffeln aus dem Gärtchen zu holen, das sie hinter ihrem Hause angelegt hatten, brach er in die Worte aus: Hilf dir, und ich werde dir helfen, indem er nach dem Spaten griff; diese Veranlassung benutzte Praskofka, auf's neue in ihn zu dringen, daß er ihr den Paß geben, und in ihre Abreise einwilligen möchte. Glaube mir, fügte sie hinzu, es ist der Wille Gottes und zwinge deine Tochter nicht zu dem entsetzlichen Unglück, dir ungehorsam zu seyn. Nach einigem Wiederstreben sprach er endlich, indem er sich zur Mutter wandte: Was wollen wir machen mit diesem Kinde, wir müssen es wohl reisen lassen; aber glaubst du armes Kind, daß man mit dem Kaiser sprechen kann, wie du mit deinem Vater sprichst? Von allen Seiten ist sein Pallast mit Wachen umstellt, und du wirst nie seine Schwelle betreten. Wer wird sich herablassen, dich vorzustellen in der armseligen Kleidung einer Bettlerin? — Die nämliche Vorsehung, antwortete sie, welche mir den Gedanken, eingegeben, und das Herz des Gouverneurs gelenkt hat, daß er mir den Paß bewilligte, wird mich auch zu den Füßen des Kaisers zu geleiten wissen und die Worte in meinen Mund legen, welche ihn von deiner Unschuld überzeugen werden.

Von diesem Augenblick an war die Abreise des Mädchens entschieden, aber noch hatte man den Zeitpunkt derselben nicht bestimmt. Lopouloff hoffte von seinen Freunden einige Beihülfe zu erhalten; mehrere Gefangene besaßen baares Geld, einige hatten ihm sogar

bei andern Gelegenheiten Anerbiethungen gemacht, die er aus Zartgefühl nicht angenommen hatte, aber bei diesem Anlasse beschloß er davon Gebrauch zu machen. Auch wünschte er einen Reisenden zu finden, der ihr in den ersten Tagen als Begleiter dienen könnte; aber er wurde in seiner doppelten Erwartung getäuscht. Inzwischen drang Praskofka auf ihre Abreise; das ganze Vermögen der Familie bestand aber nur in einem Silberrubel. Als alle Versuche, diese kleine Summe zu vermehren, mißlangen, wurde der Tag der Abreise auf den 8. September, das Geburtsfest der Jungfrau Maria, festgesetzt. Sobald diese Nachricht sich in dem Dorfe verbreitete, besuchten sie alle ihre Bekannte, mehr aus Neugierde, als aus wahrer Theilnahme. Anstatt ihrem Vater beizustehn, oder ihm Muth einzusprechen, tadelte man ihn allgemein, daß er die Erlaubniß zur Abreise ertheilt habe. Diejenigen, welche im Stande gewesen wären ihn zu unterstützen, sprachen von unglücklichen Zeiten, welche oft die besten Freunde verhindern, sich im Nothfalle einen Dienst zu leisten und statt des Beistandes und Trostes, welche die Familie von Ihnen erwartete, hinterließen sie beim Abschiede nichts als unheildrohende Voraussagungen. Nur zwei der ärmsten und niedrigsten Gefangenen übernahmen die Vertheidigung des Mädchens, und erhöhten seinen Muth durch ihren Rath. Man hat schon schwerere Dinge über alle Erwartung gelingen sehen, sagten sie; wenn Praskofka auch nicht selbst vor den Kaiser kommt, so wird sie Beschützer finden, die für sie sprechen werden, sobald man sie kennen lernen wird, wie wir. Am 8. September kamen diese Männer beim Anbruch des Tages noch einmal, um Abschied zu nehmen, uud Zeuge ihrer Abreise zu seyn. Sie fanden sie vollkommen zu der langen Reise gerüstet, mit dem Bündel, das sie schon lange bereitet hatte, unter dem Arme. Der Vater gab ihr den Rubel, den er für sie aufgehoben, den sie aber nicht annehmen wollte; sie stellte ihm vor, daß diese Summe nicht bis nach St. Petersburg hinreichen könne, während sie ihm vielleicht nothwendig werde. Nur der gemessene Befehl ihres Vaters konnte sie bewegen, ihn anzunehmen. — Die beiden armen Verwiesenen wollten den kleinen Schatz vermehren, den sie auf die Reise mitnahm; der eine bot 30 Kopecken in Kupfer, der andere ein Silberstück von 20 Kopecken; es war ihr Unterhalt für mehrere Tage. Praskofka lehnte

ihr großmüthiges Opfer ab, war aber tief davon gerührt. Wenn die Vorsehung, sagte sie ihnen, meinen Eltern jemals eine Gnade erweiset, so hoffe ich, daß ihr Theil daran haben werdet.

In diesem Augenblicke fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne in das Zimmer. Die Stunde ist gekommen, rief sie, wir müssen uns trennen! Sie setzte sich; ihre Eltern und beide Freunde thaten dasselbe, wie es in Rußland bei solchen Anlässen üblich ist. Wenn ein Freund eine lange Reise antritt, so setzt sich der Reisende, indem er das letztemal Lebewohl sagt, und alle Anwesenden folgen seinem Beispiele; nach einer augenblicklichen Ruhe, während der man vom Wetter und von gleichgültigen Dingen spricht, erhebt man sich, und die Thränen und Umarmungen nehmen ihren Anfang. Diese Sitte, welche auf den ersten Blick nichts zu bedeuten scheint, hat dennoch etwas Anziehendes. Bevor man sich auf lange Zeit, vielleicht auf immer trennt, verweilt man noch einige Minuten bei einander, gleichsam als wollte man das Schicksal täuschen, und ihm diesen kurzen Genuß entwenden.

Praskofka empfieng kniend den Segen der Eltern, entriß sich dann muthig ihren Armen, und verließ die Hütte für immer, die ihr seit ihrer Kindheit zum Gefängniß gedient hatte. Die beiden Verwiesenen begleiteten sie auf der ersten Werst. Vater und Mutter standen unbeweglich auf der Schwelle ihrer Thür, und wollten ihr ein letztes Lebewohl zuwinken; aber das Mädchen blickte nicht mehr zurück, und verschwand bald in der Ferne.

Lopouloff und seine Frau kehrten darauf in ihre Wohnung zurück, welche ihnen ganz verödet schien. Die Unglücklichen lebten nun noch einsamer, als vorher; die übrigen Einwohner von Ischim beschuldigten den Vater er habe selbst seine Tochter zu dieser unklugen Unternehmung angetrieben, und machten ihn deßwegen lächerlich. Hauptsächlich spottete man der beiden Gefangenen, welche in ihrer Einfalt das Versprechen nicht geheim hielten, das ihnen Praskofka gemacht, sich für sie zu verwenden, und wünschte ihnen lachend Glück zu ihrer baldigen Befreiung.

Gleich am Anfange ihrer Wanderung machte das kühne Mädchen eine recht bittere Erfahrung von ihrer Unkunde, indem sie sich auf einmal wieder vor dem Hause erblickte, aus welchem sie am Morgen ausgegangen war, nachdem sie eine weite Strecke zurück-

gelegt hatte. Oft wurde sie ausgelacht, wenn sie den Leuten treuherzig erzählte, daß sie nach Petersburg wandern wolle und indem sie sich einbildete, daß die Stadt Kiew, von der ihre Mutter oft gesprochen hatte, auf dem Wege nach Petersburg liege, gelobte sie, dort ihre Andacht zu verrichten und den Schleier zu nehmen, wenn Gott ihr Vorhaben gelingen ließe. Oft wurde sie sehr liebreich aufgenommen; aber nachdem ihre Kleidung in einem furchtbarem nächtlichen Gewitter, das sie in einem Walde unter schrecklicher Angst hatte überstehen müssen, war zu Grunde gerichtet worden, wurde sie oft als eine Bettlerin mit großer Härte abgewiesen. Oft wurde sie dagegen von Personen, die sie anfangs zurückgewiesen hatten, wenn sie sahen, daß sie sich weinend entfernte, wieder zurückgerufen und gut behandelt. Gemeine Bettler an Abweisungen gewöhnt, scheinen sich wenig daraus zu machen; aber Praskofka wenn gleich von dem Schicksale in eine bedauerungswürdige Lage versetzt, war doch vor ihrer Reise noch nie in einem Falle gewesen, das Mitleid anzurufen, und trotz der Seelenstärke und Ergebung schmerzte sie dennoch jede Abweisung tief, besonders wenn sie von der üblen Meinung herrührte, die man von ihr faßte.

Als sie eines Tages einen weiten Weg gemacht hatte, reiste sie um 2 Uhr in der Früh ab von der Station, wo sie übernachtet hatte. Bei dem Austritte aus dem Dorfe wurde sie von einem Rudel Hunde angefallen, welche sie umringten. Sie ergriff die Flucht, indem sie sich mit ihrem Stocke vertheidigte, wodurch sie ihre Wuth noch mehr reizte. Eine dieser Bestien faßte den Saum ihres Kleides und zerriß es. Sie warf sich zur Erde nieder indem sie sich Gott empfahl. Mit Entsetzen fühlte sie, daß einer der wüthendsten Hunde ihren Hals mit seiner kalten Nase berührte, um sie zu beriechen. Sie hoffte, der, welcher sie vor Räubern und Ungewittern geschützt, werde sie auch dieser Gefahr entreißen; die Hunde fügten ihr kein Leid zu; ein vorübergehender Bauer jagte sie auseinander.

Die Jahreszeit rückte vor; Praskofka wurde durch Schnee, welcher in solcher Menge gefallen war, daß die Wege dadurch für Fußgänger unbrauchbar wurden, acht Tage lang in einem Dorfe zurückgehalten. Als die Straße durch die Schlitten wieder fester geworden, schickte sie sich muthig an, die Reise zu Fuß fortzusetzen.

Aber die Bauern, bei denen sie eingekehrt war, mießriethen es ihr als im hohen Grad gefährlich. Diese Art zu reisen wird alsdann selbst den stärksten Männern unmöglich, welche unrettbar verloren sind, wenn sie sich in diesen eisigen Einöden verirren, wo der Wind den Schnee zusammengeweht und die Wege verschwinden macht.

Ihr Glücksstern führte eine Anzahl von Schlitten in das Dorf, welche Lebensmittel zum Weihnachtsfeste nach Ekatharinenburg brachten. Die Führer gaben ihr einen Platz auf einem ihrer Schlitten. Aber obgleich diese braven Leute die größte Sorgfalt für sie trugen, so konnte sie doch, da ihre Kleidung nicht für die Jahreszeit paßte und sie bloß in eine der Matten, womit man die Waaren zudeckte, gewickelt war, die strenge Kälte des Winters nicht ertragen.

Diese Kälte war am 4 Tage auf einen solchen Grad schon gestiegen, daß die erstarrte Reisende als der Zug anhielt nicht die Kraft hatte vom Schlitten herabzusteigen. Man trug sie in das Karstma eine einzeln stehende Schenke mehr als 30 Werst von jener Wohnung entfernt, wo sich die Station der Pferdepost befand. Die Bauern bemerkten, daß eine ihrer Wangen erfroren war, rieben sie ihr mit Schnee und wandten alle mögliche Sorgfalt an, aber weigerten sich ein für allemal sie weiter mitzunehmen und stellten ihr die große Gefahr vor, welcher sie sich aussetzen würde, wenn sie bei einer solchen Kälte, die noch täglich zunahm, weiter reisen wollte. Das Mädchen fieng an bitterlich zu weinen, weil sie vorausah, daß sie keine so günstige Gelegenheit und so gute Leute mehr finden würde, um sie weiter zu führen. Auf der andern Seite schienen die Bewohner des Karstma gar nicht geeignet, sie zu behalten, und wollten durchaus, sie sollte mit denen weiter reisen, die sie hergebracht. In dieser traurigen Lage und der Hoffnung beraubt, in Sicherheit nach Ekatharinenburg zu kommen, überließ sie sich in einem Winkel der Stube der ganzen Lebhaftigkeit des Schmerzes. Die Führer wurden durch ihre Thränen gerührt; sie schossen Geld zusammen um ihr einen Schafpelz zu kaufen, welcher in diesem Lande nur 5 Rubel kostet. Unglücklicher Weise war keiner zu verkaufen; niemand von den Einwohnern dieses abgelegenen Hauses wollte den seinigen zum Opfer bringen, weil er schwer zu ersetzen war. Die Bauern boten einer Aufwärterin in der Schenke 7 Rubel, aber sie nahm sie nicht an. In dieser Verlegenheit schlug ein

junger Führer eines der sonderbarsten Auskunftsmittel vor, wodurch Praskofka in den Stand gesetzt wurde, von ihrem guten Willen Vortheil zu ziehen. Wir wollen ihr, sagte er, wechselweise unsere Pelze leihen, oder noch besser, sie nimmt ein für allemal den meinigen und wir wechseln mit den unserigen bei jeder Werst. Alle willigten mit Vergnügen ein. Man berechnete sogleich die Entfernung und wie oft die Pelze gewechselt werden müßten. Die russischen Bauern wollen ihre Rechnung wissen und lassen sich nicht leicht betrügen. Die Reisende wurde gut in ihren Pelz eingewickelt, auf einen Schlitten gesetzt. Der junge Mensch, der ihr den seinigen abgetreten, schlug die Matte, deren sie sich bedient hatte um sich, setzte sich auf seine Füße, sang aus Leibeskräften und eröffnete den Zug. Der Pelzwechsel wurde bei jedem Werstpfahle pünktlich vollzogen, und die Karavane kam glücklich und sehr geschwind nach Ekatharinenburg. Während der ganzen Reise hatte Praskofka nicht aufgehört Gott zu bitten, daß die Gesundheit ihrer Wohlthäter durch ihre liebreiche Handlung nicht leiden möchte.

Bei ihrer Ankunft in Ekatharinenburg stieg Praskofka in der nämlichen Herberge mit ihren Führern ab. Als die Wirthin von Letzteren einen Theil der Abentheuer der jungen Person erfuhr und aus der Erzählung schloß, daß sie kein Geld habe, nannte sie ihr sogleich diejenigen Einwohner der Stadt, welche für die großmüthigsten galten, und rieth ihr sich an dieselben zu wenden, um ihren Schutz, und die nöthige Unterstützung für die lange Reise, die sie noch zu machen habe, zu erhalten. Sie nannte ihr unter andern eine Dame Milim, von dem liebenswürdigsten Charakter, welche den Armen viele Wohlthaten erweise und deren Herzensgüte allgemein bekannt sey. —

Am andern Morgen ging Praskofka ziemlich früh aus, in der Absicht sich zu Madame Milim zu begeben; vorher ging sie ihrer Gewohnheit nach in die Kirche, wo sie eine größere Versammlung fand, als sie je in ihrem Leben gesehen hatte. Es war ein Sonntag. Die Andacht, womit sie ihr Gebeth verrichtete, machte sie eben so bemerkbar, als ihr Bündelchen und ihre Kleider, welche eine fremde Reisende verriethen. Beim Austritt aus der Kirche fragte sie eine Dame, wer sie wäre. Sie befriedigte ihre Neugierde mit einigen Worten, und im Begriffe sie zu verlassen gab sie ihre Ab-

ficht zu erkennen, die Gastfreundschaft der Madame Milim anzusprechen, deren Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit ihr allgemein gerühmt worden sey. Sie sprach in diesem Augenblicke mit Madame Milim selbst, welche hier ihr Lob auf eine Weise hörte, die der Schmeichelei nicht verdächtig seyn konnte. Diese gute Madame dachte, bevor sie sich der Reisenden zu erkennen gab, sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit zu belustigen; Madame Milim, sagte sie, ist nicht so wohlthätig als du dir einbildest; wenn du mir glauben und mit mir kommen willst so werde ich dir ein viel besseres Nachtlager verschaffen.

Wie angenehm war Praskofka überrascht, als sich ihr die liebe Frau beim Eintritt in das Haus, in welchem sie nun viele frohe Tage verleben sollte, zu erkennen gab. In Gemeinschaft einer Freundin nahm sich nun die gute Milim der mitleidswürdigen Reisenden mit der größten Liebe an, und beschloß, sie nicht vor dem Frühjahr von sich zu lassen.

Praskofka fühlte sich sehr glücklich bei Ihnen. Die Liebkosungen und die edelmüthige Vertraulichkeit dieser ausgezeichneten Personen hatten einen ganz neuen Reiz für sie; auch blieb die Erinnerung an diese glückselige Zeit tief in ihrem Herzen. Wenn sie in der Folge diesen Theil der Geschichte erzählte, vergoß sie bei dem geliebten Namen der Madame Milim süße Thränen der Dankbarkeit.

Sie benutzte diesen langen Aufenthalt, um ihre Gesundheit, die sehr gelitten hatte, wieder herzustellen und Lesen und Schreiben zu lernen. Ihre Eltern hatten es in der Voraussetzung, daß es ihr Loos seyn würde, in der niedrigsten Klasse der Menschen zu leben, für unnöthig und selbst bedenklich gehalten, ihr diese Kenntniß und Fertigkeit mitzutheilen. Nach einigen Monaten war sie so weit, daß sie ihr Gebethbuch verstehen konnte.

Vergeblich versuchten es die beiden wohlthätigen Frauen sie von der Reise nach Petersburg abzubringen; nichts war im Stande diesen Vorsatz zu erschüttern. Sie entschlossen sich daher endlich die Fortsetzung ihrer Reise auf alle mögliche Weise zu befördern und zu erleichtern, und bestellten ihr bei dem Eintritt des Frühlings einen Platz auf einem Transportschiffe, wobei sie sich der Fürsorge eines Mannes erfreuen konnte, der diese gefährliche Reise öfter gemacht hatte und sehr geneigt war, sie unter seinen Schutz zu nehmen. Aber unglücklicher Weise erkrankte dieser Mann, als

sie durch die Engpässe zogen, und war genöthigt, in einem kleinen Dorfe liegen zu bleiben. Nun wieder sich selbst überlassen, hatte sie bis zum Einflusse der Khama in die Wolga eine glückliche Fahrt; aber hier war sie so unglücklich, bei einem heftigen Ungewitter durch das plötzlich sich drehende Steuerruder in den Strom geschleudert zu werden. Ob man sie gleich augenblicklich herauszog, so bekam doch ihre Gesundheit durch diesen Unglücksfall einen gefährlichen Stoß, weil sie es aus Schamhaftigkeit unterließ sich sogleich umzukleiden.

Die Damen von Ekatharinenburg hatten ihrem Führer aufgetragen, die nöthigen Anordnungen für die Fortsetzung ihrer Reise von Nijeni zu treffen, und sie daher an niemand in dieser Stadt empfohlen, wo Praskofka sich gar nicht aufzuhalten gesonnen war; sie war daher bei ihrer Ankunft ohne Bekanntschaft und ohne Schutz. Die Schiffleute setzten sie am Ufer des Flußes mit ihrem Gepäcke aus, welches durch die Sorgfalt der Madame Milim an Umfang zugenommen hatte. Im Angesicht der Brücke, wo man gewöhnlich am Ufer der Wolgau aussteigt, befindet sich auf einer kleinen Anhöhe ein Nonnenkloster. Sie richtete ihre Schritte dahin, um ihr gewöhnliches Gebeth zu verrichten; und wollte dann irgend wo ein Nachtlager in der Stadt suchen. Beim Eintritt in die Kirche, welche ihr unbesucht schien, hörte sie hinter dem Gitter den Gesang der Nonnen, die ihr Abendgebeth endigten, und betrachtete diesen Umstand als eine gute Vorbedeutung.

Eines Tages sagte sie zu sich selbst: wenn Gott meine Wünsche erhört, werde auch ich, vom Schleier verhüllt, keine andere Beschäftigung mehr haben, als der Vorsehung für ihre Wohlthaten zu danken.

Als sie aus der Kirche trat, ging die Sonne unter; überrascht von der herrlichen Aussicht, die sich ihren Blicken darbot, blieb sie unter der Thür stehen. Die Stadt Nijeni an dem Zusammenflusse von zwei großen Strömen der Ocha und Wolga, gelegen, gewährt von dem Standpunkte aus, auf dem sie sich befand, eine der schönsten Aussichten, die man sich nur denken kann. Ihre Größe schien ihr unermeßlich und erregte in ihr ein banges Gefühl. Praskofka hatte bei ihrer Abreise von Tschim nur an die physischen Gefahren gedacht, in die sie gerathen könnte, und war entschlossen, dem Hunger

und der strengsten Kälte, ja selbst dem Tode zu trotzen; aber seitdem sie die Welt näher kennen lernte, erblickte sie in ihr Gefahren einer andern Art, gegen welche sie all ihren Muth nicht zu schützen vermochte. Nachdem sie der Wüste entronnen war, bekam sie ein Vorgefühl von der gräßlichen Einsamkeit großer Städte, wo der Arme allein ist mitten im Gewühl, und wo er, wie durch ein schreckliches Blendwerk, um sich herum nur Augen sieht, die ihn nicht anblicken, und Ohren, die taub sind für seine Klagen. Seit ihrer Bekanntschaft mit den Damen von Ekatharinenburg machte ein neues Gefühl von Anständigkeit und vielleicht ein wenig Stolz, ihr die Schritte schwerer, zu denen ihre Lage sie nöthigte. Ach, sagte sie, wo werde ich Freundinnen finden, wie die, welche ich verlassen habe, und von denen ich nun mehr als tausend Werste entfernt bin? Was wird aus mir bei meiner Ankunft in St. Petersburg werden, wenn ich mich dem kaiserlichen Palaste nähere, da ich jetzt schon zittere, in eine armselige Herberge zu treten?

Diese Betrachtungen wirkten so mächtig auf ihren Geist, daß sie zum erstenmal eine gänzliche Muthlosigkeit überfiel, welche ihr Thränen entlockte. Das Andenken an ihren Vater, den sie vielleicht unnützer Weise verlassen hatte, erfüllte sie mit Kummer und Schrecken. Bald aber warf sie sich ihre Schwäche und ihren Mangel an Vertrauen auf Gott vor; sie bat ihren Schutzgeist um Vergebung, „und der war es ohne Zweifel," sagte sie, wenn sie von diesem Umstande ihres Lebens sprach, „der mir den Gedanken eingab, in die Kirche zurück zu kehren, um neuen Muth von Gott zu erflehen. Wirklich ging sie sogleich in die Kirche zurück, um neuen Muth von Gott zu erflehen, und um den Beistand des Himmels zu erbitten. Eine Nonne befand sich in der Nähe der Thüre, um sie zu schließen; überrascht von der schnellen Bewegung der jungen Fremden, von der sie nicht bemerkt wurde, und von der Innigkeit, womit sie ihr Gebeth verrichtete, nahte sie sich ihr, um einige Fragen an sie zu thun, und ihr zu sagen, daß jetzt die Stunde sey, die Kirche zu schließen.

Praskofka, ein wenig verwirrt, erzählte ihr treuherzig die Ursache ihrer Rückkehr in den Tempel, sprach von dem Widerwillen, den sie habe, ein Unterkommen in einem Wirthshause zu suchen, und endigte mit der Bitte, ihr ein Plätzchen in dem Kloster

oder nur in den Gängen zu bewilligen. Die Pförtnerin erwiederte ihr, man beherberge keine Fremden in dem Kloster, aber die Frau Aebtissin könne ihr eine Unterstützung reichen. „Ich verlange keine andere, als einen Zufluchtsort für diese Nacht," versetzte Praskofka, indem sie eine Börse zeigte, in welcher sich einiges Geld befand, „gutherzige Damen haben mich mit Mitteln versehen, die mir das Almosen einige Zeit lang entbehrlich machen, und ich verlange nichts, als den Schutz des Klosters für diese Nacht, morgen setze ich dann meine Reise fort." Die Nonne führte sie dann zur Aebtissin. Die ehrwürdige Vorsteherin betete, als sie in ihr Zimmer traten. Die Pförtnerin kniete nahe an der Thür nieder; Praskofka folgte ihrem Beispiele, und bat Gott, ihr die Aebtissin geneigt zu machen. Als diese ihr Gebeth vollendet hatte, nahte sie sich der Pilgerin, welche knien blieb, und hob sie voll Güte auf. Praskofka sagte ihr ihren Namen und den Zweck ihrer Reise; dann zeigte sie ihr ihren Paß, und bat um Aufnahme für die Nacht, was ihr sogleich bewilligt wurde. Bald war sie von mehreren Nonnen umringt, welche die Neugierde in das Zimmer der Aebtissin geführt hatte; sie beantwortete die vielen Fragen, die an sie gerichtet wurden, und erzählte ihre Reiseabenteuer mit so viel Einfalt und mit einer so natürlichen Beredsamkeit, daß sie ihren Zuhörerinnen Thränen entlockte, und ihnen die lebhafteste Theilnahme einflößte. Man überhäufte sie mit Liebkosungen; die Aebtissin nahm sie in ihre eigenen Zimmer auf, und machte von dem Augenblick an den Plan, sie für ihr Kloster zurückzubehalten und unter die Zahl der Novizen aufzunehmen.

Bald verfiel sie hier in eine so gefährliche Krankheit, daß sie genöthigt war, die Schlittenzeit abzuwarten, um, ohne sich den Beschwerden der gewöhnlichen Fuhrwerke auszusetzen, nach Petersburg kommen zu können.

Als endlich die Wege fest genug waren, reiste sie mit mehreren Personen in einem gedeckten Schlitten nach Moskau. Die Aebtissin, welche sie nicht hatte vermögen können, ihre Unternehmungen aufzugeben, gab ihr ein Empfehlungsschreiben an eine ihrer Freundinnen, Fräulein von S*** in Moskau, und sagte ihr beim Abschiede, sie könne ihr Kloster immer als eine sichere Freistätte betrachten, wo sie als eine geliebte Tochter werde aufgenommen werden, welches auch immer der Erfolg ihrer Reise sey.

Praskofka langte in Moskau ohne einen unangenehmen Vorfall an. Fräulein von S*** hatte viel Aufmerksamkeit und Güte für sie, und behielt sie einige Tage bei sich, um einen Reisegefährten für sie bis St. Petersburg aufzufinden. Sie reisete mit einem Kaufmann ab, der seine eigenen Pferde hatte, und zwanzig Tage unterwegs blieb. Ausser den Empfehlungsbriefen, die ihr die Dame von Ekatharinenburg mitgegeben, empfieng sie von Fräulein von S*** einen an die Fürstin von T*, eine ehrwürdige, schon sehr alte Dame. Mit diesen Hülfsmitteln kam sie gegen die Mitte des Februars, ungefähr achtzehn Monate nach ihrer Abreise aus Sibirien mit eben soviel Muth und Hoffnung, als sie am ersten Tage ihrer Reise gehabt, in der Hauptstadt des russischen Reiches an.

Sie stieg bei ihrem Begleiter am Kanal Ekathrinsky ab, und war einige Zeit wie verwaiset in dieser großen Stadt, bevor sie wußte, was sie unternehmen, und wie sie ihre Empfehlungsbriefe abgeben sollte, wodurch eine kostbare Zeit verloren ging.

Der Kaufmann mit seinem Handel beschäftigt dachte nicht an sie; zwar hatte er ihr versprochen, die Wohnung der Fürstin von T* aufzusuchen, aber bevor er sein Wort erfüllte, war er genöthigt, nach Riga abzureisen, und er ließ Praskofka unter dem Schutze seiner Frau, welche sie gut behandelte, ihr aber für ihre Zwecke von keinem eigentlichen Nutzen war.

Der unglückselige Rath, den man ihr gab, bei dem Senate auf Revision des Prozesses ihres Vaters anzutragen, führte manche schwere Stunde des vergeblichen Harrens für die arme Praskofka herbei. Oft auf eine kränkende Weise und mit Härte abgewiesen, wenn sie sich in das Senatsgebäude wagte, trieb sie sich vierzehn Tage lang auf der Treppe desselben herum, ohne ihre Absicht zu erreichen.

Nun erst meldete sie sich bei Frau von L., an die sie einen Empfehlungsbrief hatte, und hier überzeugte man sie, daß von der Revision des Prozesses nichts zu erwarten sey, und alles nur von der Gnade des Kaisers. Sie wurde mit der herzlichsten Theilnahme aufgenommen, und faßte nun Muth, sich der Fürstin T* vorzustellen, an welche sie ebenfalls ein Empfehlungsschreiben hatte. Schon war sie seit zwei Monaten in Petersburg gewesen, und hatte in einem Kaufmannshause die liebreichste Aufnahme und Pflege ge-

funden, ohne dem ersehnten Ziele näher gekommen zu seyn. Der Kaufmann hatte Erlaubniß erhalten, sie der Fürstin T* vorzustellen, und diese war von der Begeisterung der kindlichen Liebe, welche in ihrem kühnen Unternehmen sich offenbarte, entzückt, und entließ Praskofka mit den beruhigendsten Versicherungen, ließ ihr eine Wohnung in ihrem eigenen Palaste anweisen und sie an ihrer Tafel speisen, unterredete sich aber niemals mit ihr, und schien in ihrer Angelegenheit ganz unthätig zu seyn.

Von einer ganz andern Seite sollte die Veranlassung kommen, durch welche die Harrende endlich dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurde. Durch die Theilnahme, welche ihre Geschichte erregte, wurde sie der Gattin des Kabinetsekretärs, der Kaiserin Mutter, zugeführt, und diese Dame faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem unverzagten Mädchen, welches durch Frömmigkeit und Zärtlichkeit zu einer der außerordentlichsten Unternehmungen war begeistert worden, und flößte eben diese Zuneigung ihrem gefühlvollen Gatten ein, der noch an demselben Tage der Kaiserin die Geschichte des sibirischen Mädchens vortrug, und ihr beredter Fürbitter wurde. Die Kaiserin hatte mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme seinen Vortrag angehört, und befahl, daß Praskofka ihr noch an demselben Abend um 6 Uhr vorgestellt werden sollte. Diese hörte kaum, welches Glück ihr zu Theil werden solle, als sie, von freudigem Schreck überwältigt, erblaßte und ohnmächtig hinsank. „O mein Gott," rief sie, als sie sich wieder erholt hatte, „ich habe also nicht umsonst mein Vertrauen auf dich gesetzt." Mit heißer Inbrunst ergriff und küßte sie die Hände der liebevollen Gönnerin, welcher sie dieß Glück verdankte, und bat sie, ihren Dank der gütigen Fürbitte auszusprechen.

Gegen Abend wurde, ohne ihre einfache Kleidung zu ändern, einige Sorgfalt auf ihre Toilette gewendet, und Herr V. führte sie nach Hofe. Als sie sich dem kaiserlichen Palaste näherte, dachte sie an ihren Vater, welcher ihr den Eintritt in denselben als so schwierig dargestellt hatte. „Wenn er mich jetzt sähe," sagte sie zu ihrem Begleiter," wenn er wüßte, vor wem ich erscheinen werde, welche Freude würde er empfinden! O mein Gott, mein Gott! vollende dein Werk!"

Ohne die geringste Frage über die Art und Weise, wie sie sich benehmen, oder was sie sagen sollte, trat sie getrost in das Kabinet der Kaiserin. Ihre Majestät empfieng sie mit ihrer bekannten Güte, und fragte sie über die Umstände ihres Lebens, die sie nach der kurzen Schilderung, welche ihr Herr V. davon gemacht hatte, von ihr selbst zu hören wünschte. Sie antwortete mit einer bescheidenen Zuversicht, wie eine Person, die wirkliche Weltkenntniß besitzt. Sie sprach von dem Zweck ihrer Reise; überzeugt von der Unschuld ihres Vaters, bat sie nicht um seine Begnadigung, sondern um die Durchsicht seines Prozesses. Die Kaiserin lobte ihren Muth, ihre kindliche Liebe; sie versprach ihr, sie dem Kaiser zu empfehlen, und ließ ihr zur Bestreitung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse, sogleich 300 Rubel auszahlen, indem sie ihr Hoffnungen zu neuen Wohlthaten machte.

Praskofka verließ den Palast, so durchdrungen von ihrem Glücke und der Güte der Kaiserin, daß sie der Madame V., welche sie bei ihrer Rückkunft fragte, wie sie mit ihrer Vorstellung zufrieden sey, nur mit einem Strom von Thränen antworten konnte. Während ihrer Abwesenheit befragte eine Dame vom Hause der Fürstin T*, welche sie seit Morgens früh nicht zurückkommen sah, den Bedienten, der sie begleitet hatte, und erfuhr von ihm, er habe sie in den Wagen des Herrn V. steigen sehen, um nach Hofe zu fahren; man war daher von ihrer Vorstellung unterrichtet. Als sie gegen neun Uhr Abends nach Hause kam, wurde sie sogleich, und zwar zum ersten Mal, in den Salon gerufen; die Gnade, deren sie theilhaftig geworden, hatte eine kleine Revolution in der ganzen Gesellschaft bewirkt. Ihr Glück gewährte ihren Freunden das größte Vergnügen, und schien diejenigen am meisten zu erfreuen, die ihr bisher die größte Gleichgültigkeit bewiesen hatten. Man bemerkte, daß sie gut gewachsen sey und schöne Augen habe.

Einige Tage nachher ließ ihr die Kaiserin eine Pension anweisen und hatte die Gnade, sie dem Kaiser und seiner Gemahlin selbst vorzustellen, welche sie sehr huldreich empfiengen. Sie erhielt von ihrer Großmuth ein Geschenk von 5000 Rubeln und es wurden Befehle zur Revision des Prozesses ihres Vaters ertheilt.

Die lebhafte Theilnahme, welche sie bald dem Minister des Innern, Herrn von K. und seiner ganzen Familie einflößte, ebnete al-

le Schwierigkeiten. Dieser achtungswürdige Mann besaß zwei Vorzüge, die man bei Staatsmännern selten vereinigt findet, die Macht und den Wunsch zu verflichten, und mehr als einmal eilten die Dienste, die er so gern leistete, den Bitten der Unglücklichen zuvor. Herr von K. widmete der ihm übertragenen Revision des Prozesses seinen ganzen Diensteifer, und von diesem Augenblicke an war die interessante Fürbitterin über ihr künftiges Loos vollkommen beruhigt. Vom Hofe gekannt und vom Minister begünstigt, sah Praskofka mit mehr Erstaunen als Freude die eifrige Theilnahme, welche ihr das Publikum plötzlich bezeigte. Die Gesandten der auswärtigen Höfe und die vornehmsten Personen der Stadt wollten sie sehen, und gaben ihr Beweise ihres Wohlwollens.

Die Fürstin Y ...und Madame V ... sicherten ihr jede eine Pension von 100 Rubeln zu. Diese allgemeine Auszeichnung hatte keinen Einfluß auf ihr Benehmen, und erweckte nie die geringste Eitelkeit. Sie besaß im Umgange jene Sicherheit, welche die Einfachheit gewährt, und ich möchte sagen, jene Kühnheit der Unschuld, welche nicht an die Falschheit der Menschen glaubt.

Die Zeit, welche sie in der Hauptstadt zubrachte, während sie das Zurückberufungsdekret ihres Vaters erwartete, verschaffte ihr unzählige Genüsse. Alles war neu für sie, alles zog sie an. Die Personen, mit denen sie öfters umging, bewunderten ihre sinnvollen Urtheile über die verschiedenen Gegenstände ihrer Beobachtungen. Zwei Damen vom Hofe, zu denen sie eine besondere Zuneigung gefaßt hatte, die Gräfinnen W..., erboten sich eines Tages, ihr das Innere des kaiserlichen Palastes zu zeigen, und belustigten sich sehr an der Ueberraschung, welche ihr bei jedem Schritt so viele vereinigte Reichthümer und die weiten Gemächer verursachten. Als sie in den Rittersaal des heiligen Georg trat, glaubte sie in einer Kirche zu seyn und bezeichnete sich mit dem Kreuze. Sie sah einige Salons, durch welche sie bei der Vorstellung gekommen war, wieder, ohne sie zu erkennen, so ausschließlich war sie damals mit ihrer Lage und dem wichtigen Gegenstande beschäftigt gewesen, der sie dahin geführt hatte.

Als sie in einen großen Saal trat, das Gemüth noch voll von den vielen Wunderdingen, machte sie eine der Damen auf den Thron aufmerksam. Von Ehrfurcht und Schrecken ergriffen, blieb sie plötz-

lich stehen. „Ha! hier ist also," sagte sie, „der Thron des Kaisers! hier ist also das, was ich in Sibirien so sehr fürchtete!" Die Angst, die ihr ehemals diese Vorstellung gemacht, die Erinnerung an die Wohlthaten des Kaisers und der Gedanke an ihres Vaters baldige Befreiung erfüllten ihr dankbares Herz mit einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie faltete die Hände und erblaßte: „Hier ist also," wiederholte sie mit bewegter Stimme und einer Ohnmacht nahe, „der Thron des Kaisers!" Sie bat um die Erlaubniß, sich ihm nahen zu dürfen, und schritt am Arme der beiden Begleiterinnen, die von diesem unerwarteten Auftritte selbst tief bewegt waren, zitternd voran. Praskofka fiel am Fuße des Thrones auf die Kniee, küßte die Stufen voll heiliger Scheu und benetzte sie mit ihren Thränen. „O mein Vater," rief sie, „sieh her, wohin mich die Vorsehung geführt hat! O mein Gott, segne diesen Thron, segne den, der ihn einnimmt, und laß seine Tage in der Fülle des Glücks, womit er mich überhäuft hat, dahin fließen!"

Der Befehl zur Zurückberufung ihres Vaters blieb jedoch länger aus, als sie erwartet hatte. Während ihre Freunde die Schwierigkeiten in dieser Angelegenheit zu beseitigen suchten, vergaß Praskofka die beiden Gefangenen nicht, welche, bei ihrer Abreise von Ischim, ihren kleinen Schatz mit ihr theilen wollten. Oft hatte sie von ihnen mit Personen gesprochen, welche auf ihr Schicksal Einfluß haben konnten; aber ihre Beschützer hatten einstimmig gerathen, die Angelegenheit dieser Gefangenen nicht mit der ihres Vaters zu vermischen, und die Furcht allein, der Sache ihrer Eltern zu schaden, konnte sie abhalten, ihren guten Gesinnungen zu folgen. Glücklicherweise gab ihr die Güte des Kaisers Gelegenheit, diesen Unglücklichen nützlich zu seyn. Als endlich die Befreiungs-Ukase für ihren Vater nach Sibirien abging, um ihm diese glückliche Nachricht anzukündigen, trug Se. Majestät dem Minister auf, sie zu fragen, ob sie nichts persönlich für sich zu bitten habe. Sie antwortete sogleich, daß, wenn der Kaiser, nachdem er sie durch die ihrem Vater geschenkte Freiheit schon überglücklich gemacht, ihr noch eine Gnade erweisen wolle, sie ihn bitte, die nämliche Begünstigung den beiden Unglücksgefährten ihrer Eltern zu gewähren. Der Minister erstattete dem Kaiser Bericht von dem edlen Gefühle der Dankbarkeit, das diese junge Person bestimmte, die Gnade Sr. Ma-

jestät zum Opfer zu bringen, um zwei Menschen einen Dienst zu leisten, die ihr bei ihrer Abreise aus Sibirien einige Kopeken angeboten hatten. Der Kaiser erhörte ihren Wunsch und der Befehl zur Freilassung der beiden Gefangenen ging mit der Abrufung ihres Vaters zugleich ab. So erhielten diese beiden Menschen durch das edle Anerbieten, ihre kleine Baarschaft mit der Tochter ihres Freundes bei der Abreise zu theilen, die Freiheit.

Nachdem Praskofka alles, was sie wünschte, erhalten hatte, war sie gleich darauf bedacht, ihr Gelübde zu erfüllen und reisete als Pilgerin nach Kiew. Indem sie diese fromme Pflicht erfüllte und über alles nachdachte, was die Vorsehung zu ihren Gunsten bewirkt hatte, faßte sie den unwiderruflichen Entschluß, ihre Tage Gott zu weihen. Während sie sich zu diesem Opfer vorbereitete und den Schleier in Kiew nahm, erhielt ihr Vater in Sibirien die unerwartete Nachricht seiner Befreiung. Seine Tochter war seit zwanzig Monaten abgereiset, und durch einen unerklärlichen Zusammenfluß von Umständen hatten ihre Eltern nicht die geringste Nachricht von ihr erhalten.

Inzwischen hatte Alexander den Thron bestiegen, und bei dessen glücklichem Regierungsantritt war eine Menge Verwiesener zurückgerufen worden; aber die von Ischim waren nicht unter der Zahl begriffen. Dadurch war das Loos Lopouloffs und seiner Frau noch härter geworden. Jeder Hoffnung für die Zukunft und der Gegenwart ihres geliebten Kindes, welches ihnen das Leben noch erträglich machte, beraubt, waren sie nahe daran, dem Uebermaaß ihrer Leiden zu unterliegen, als ein Courier des Gouverneurs von Tobolsk sie aus diesem Abgrunde zog. Sie empfiengen mit der Ukase ihrer Befreiung einen Paß zur Rückkehr nach Rußland und eine Summe Geldes für die Reise. Diese Begebenheit und die Ursachen, welche sie veranlaßt hatten, machten in ganz Sibirien großes Aufsehen. Die Einwohner von Ischim, welche Lopouloff kannten, so wie die übrigen Gefangenen, die sich im Dorfe befanden, kamen zu ihm, sobald sie die Nachricht davon erhielten. Diejenigen seiner alten Unglücksgefährten, welche die Unternehmung seiner Tochter bespöttelt, besonders aber jene, welche ihm ihre Unterstützung bei der Abreise verweigert hatten, wünschten nun freilich, anders gehandelt zu haben. Lopouloff empfieng die Glückwünsche von

Jedermann mit Dankbarkeit und sein Glück würde vollkommen gewesen seyn, ohne die schmerzliche Empfindung, seine beiden Freunde, deren Glück er noch nicht kannte, in der Gefangenschaft zurückzulassen.

Diese beiden schon alten Männer waren seit der Verschwörung Pugatcheffs, in die sie in ihrer Jugend unglücklicherweise verwickelt waren, in Sibirien. Lopouloff war seit der Abreise seiner Tochter noch enger mit ihnen verbunden worden; sie allein, unter allen Bekannten, hatten an dem Schicksale der Reisenden immer aufrichtigen Antheil genommen. Seit langer Zeit war nur sie und der glückliche Ausgang ihres Unternehmens, den man, je nachdem Hoffnung oder Furcht das Gemüth bewegte, abwechselnd voraussah, der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen. Lopouloff bot ihnen einen Theil der erhaltenen Reisegelder an; aber sie schlugen sie aus, und einer von ihnen sagte: „Wie brauchen sie nicht, ich habe das Silberstück noch, das ihre Tochter bei der Abreise nicht annehmen wollte."

Weder Neid noch Eifersucht war die Ursache dieser Weigerung, sondern nur tiefe Niedergeschlagenheit, in welche beide Unglückliche seit der Nachricht verfielen, die sie von ihrem einzigen Freunde trennte. Sie erinnerten sich des Versprechens, womit sie Praskofka bei ihrer Abreise getröstet, sich für sie zu verwenden; und da sie sowohl, als alle Einwohner von Ischim, nach den tausend Gerüchten, die im Umlauf waren, von den zahllosen Gunstbezeigungen, die ihr zu Theil geworden, überzeugt waren, so glaubten sie sich vergessen, und verschlossen, da sie es nicht wagten, sich bei ihrem Vater zu beklagen, den sie verzehrenden Kummer in ihrem Herzen. Den Abend vorher, als Lopouloff sie verlassen sollte, wollten sie Abschied von ihm nehmen, um sich den Schmerz zu ersparen, bei seiner Abreise zugegen zu seyn; um 9 Uhr Abends gingen sie von ihm, und kehrten, das Herz mit so viel Kummer belastet, als man ohne zu sterben ertragen kann, in ihre Wohnung zurück.

Nach ihrem Abschiede weinten Lopouloff und seine Frau lange über das Schicksal ihrer beiden Freunde. „Unsere Tochter," sagte sie, „hat sie gewiß nicht vergessen; vielleicht erwirkt sie ihnen auch noch ihre Freiheit; wir wollen ihr zusprechen, neue Schritte zu ihren

Gunsten zu thun.“ Mit diesen tröstlichen Gedanken gingen sie zu zu Bette, um Morgens früh zur Abreise bereit zu seyn.

Sie waren kaum eingeschlafen, als sie stark an ihrer Thüre klopfen hörten; der nämliche Feldjäger, welcher ihnen die frohe Nachricht gebracht hatte, kam mit der Begnadigung ihrer beiden Freunde zurück und suchte sie, da er den Kapitän Ispravnik, an den die Depesche gerichtet war, nicht angetroffen, in der Wohnung ihres Freundes auf, die ihm bekannt war. Lopouloff stand geschwind auf, um den Boten des Friedens zu ihnen zu führen.

Die beiden Unglücklichen waren in der größten Verzweiflung nach Hause gekommen. Beim Eintritt in ihre einsame Hütte setzten sie sich in der Dunkelheit auf eine Bank und beobachteten ein tiefes Schweigen. Was konnten sie einander sagen? Sie hatten alle Hoffnungen verloren, und die ewige Verbannung lastete mit doppelter Stärke auf ihnen.

So saßen sie seit zwei Stunden in ihr Unglück versunken, als der Schein einer Laterne plötzlich das kleine Fenster ihrer Hütte erleuchtet; sie hören mehrere Personen gehen und sprechen nahe an derselben. Man klopft, eine befreundete und wohlbekannte Stimme läßt sich hören: „Freunde! Oeffnet! Gnade! Gnade auch für Euch! Oeffnet!

Keine Sprache vermag es, eine solche Scene zu schildern. Während einiger Minuten hörte man nichts, als abgerissene Sätze: „Gnade! der Kaiser! Gott segne ihn! Gott sey gelobt! Er überschüttete die gute Praskofka, die uns nicht vergessen hat, — mit der Fülle seiner Gnade!“ Nie hat eine menschliche Wohnung glücklichere Menschen umschlossen, nie gab es einen schnelleren Uebergang vom höchsten Unglück zur höchsten Wonne!

Nachdem der Kapitän Ispravnik bei seiner Nachhausekunft erfahren, daß ein Feldjäger ihn suche, ging er selbst zu den beiden Freunden, und entsiegelte die Depesche, welche zwei Pässe für sie und einen Brief von Praskofka an ihren Vater enthielt. Sie schrieb ihm: Nachdem sie diese neue Gnade erhalten, habe sie sich nicht getraut, auch noch um ein Reisegeld für ihre ehemaligen Gefährten zu bitten; aber Gott habe dafür gesorgt, als Wiedervergeltung des großmüthigen Anerbiethens, das sie ihr bei ihrer Abreise gemacht hätten; sie hatte dem Briefe zweihundert Rubel in Assignationen beigefügt.

Während dessen erwartete sie in Kiew die Nachricht von der Rückkehr ihres Vaters mit der größten Ungeduld; es schien ihr, wenn sie die Zeit berechnete, er hätte schon schreiben können.

Als sie den Schleier in Kiew nahm, hatte sie nicht die Absicht, dort zu bleiben, sondern wollte sich vielmehr für immer in dem Kloster zu Nijeni *) niederlassen, wie sie es der Aebtissin versprochen hatte. Als daher ihre Andachtsübungen vollendet waren, schrieb sie an diese Letztere und reisete bald darauf zu ihr. Diese gute Vorsteherin erwartete sie mit Ungeduld, und hatte ihr nichts von der Ankunft ihrer Eltern gemeldet, um ihr eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Lopouloff und seine Frau waren seit einiger Zeit in Nijeni. Praskofka warf sich bei ihrer Ankunft der Aebtissin zu Füßen, welche ihr mit allen Nonnen bis an die Klosterpforte entgegen gegangen war, um sie zu empfangen. „Hat man keine Nachricht von meinem Vater?" war ihre erste Frage. „Komm, mein Kind," antwortete die Aebtissin, „wir haben gute, du sollst sie in meinem Zimmer erfahren." Sie führte sie durch die langen Klostergänge, ohne ein Wort hinzuzufügen. Auch die Nonnen schwiegen, und die geheimnißvolle Miene würde sie beunruhigt haben, ohne das wohlwollende Lächeln, das sie auf ihren Gesichtern bemerkte. Als sie in das Zimmer der Aebtissin trat, fand sie ihren Vater und ihre Mutter, denen man gleichfalls ihre Ankunft verborgen hatte. In dem ersten Augenblicke der Ueberraschung, die sie ergriff, als sie ihre geliebte Tochter im Nonnenkleide sahen, und zu gleicher Zeit von dem Gefühle der Dankbarkeit und des Schmerzes überwältigt, warfen sich die Eltern ihr zu Füßen; bei diesem Anblicke rief Praskofka, selbst niederknieend, schmerzlich aus: „Was machst du, mein Vater? Es ist Gott, Gott allein, der alles gethan hat! Danken wir der ewigen Vorsehung, die dieses Wunder zu unserm Glück gewirkt hat!" Die Aebtissin und ihre Nonnen, gerührt von diesem Schauspiele, knieten ebenfalls nieder und vereinigten ihre Dankgebete mit denen dieser glücklichen Familie.

Die zärtlichsten Umarmungen folgten auf diese fromme Handlung; aber die Mutter vergoß reichliche Thränen, als sie ihre Augen auf den Schleier der Tochter heftete.

*) Die Nonnen in Rußland sind durch ihr Gelübde nicht lebenslänglich gebunden.

Das Glück, dessen die Familie Lopouloff seit ihrer Wiedervereinigung genoß, konnte von keiner langen Dauer seyn. Der religiöse Stand, welchen Praskofka gewählt hatte, zwang ihre Eltern, getrennt von ihr zu leben, und diese Trennung schien ihnen noch grausamer, als die erste, weil keine Hoffnung des Wiedersehens sie milderte. Ihre Vermögensumstände erlaubten ihnen nicht, Nijeni zu ihrem Wohnorte zu wählen; die Mutter hatte Verwandte in Wladimir, die sie zu sich eingeladen hatten, die Noth zwang sie, diese Parthie zu ergreifen. So lebten sie acht Tage lang in einer beständigen Abwechselung von Freude und Traurigkeit, da ihre Glückseligkeit durch den Gedanken an die nahe Entfernung getrübt wurde, als die Eltern von ihrer Abreise an ihren Bestimmungsort sprachen. Die gute Mutter besonders war untröstlich. „Wozu hilft uns nun," sagte sie, „die so sehnlich gewünschte Freiheit, wenn alle Aufopferungen unserer geliebten Tochter, und selbst der glückliche Erfolg ihrer Unternehmung nur die Bestimmung hatten, sie unsern Armen zu entreißen? O wären wir noch in Sibirien mit ihr!" So klagte die unglückliche Mutter.

Indem die Nonnen im Chore sangen: „Glücklich sind die Gläubigen, die auf dem Wege des Herrn wandeln," wurden die von Schmerz betäubten Eltern aus der Kirche hinweggeführt und in den Reisewagen gebracht.

Mit tiefer Betrübniß verließ Praskofka das Kloster, in welchem sie sich so viele Liebe erworben hatte, weil es ihrer sehr zerrütteten Gesundheit höchst verderblich war, und fand die liebreichste Aufnahme in einem besser gelegenen Kloster zu Nowgorod, wo die Sorgfalt und Ruhe, deren sie sich erfreute, ihre Tage noch bis zum Jahre 1809 verlängerten. Am 8. December, als sie die Glocke hörte, die zur Abendandacht rief, bat sie die Nonnen, die in ihrer Zelle waren, um sie zu pflegen, in die Kirche zu gehen, und empfahl sich ihrem Gebete. „Heute," sagte sie, „werdet ihr noch für meine Gesundheit, aber in wenigen Tagen für die Ruhe meiner Seele beten." Ihre Freundin blieb allein in ihrer Halle. Praskofka bat sie, ihr das Abendgebet vorzusingen, wie sie es immer gewohnt war, und um ihre Pflicht bis ans Ende zu erfüllen. Die Nonne kniete an ihrem Bette nieder, und sang das Gebet mit leiser Stimme; aber schon nach der ersten Strophe machte sie ihr lächelnd ein Zeichen mit der Hand. Ihre Freundin näherte sich ihr und konnte sie kaum verstehen. „Meine theure Freundin," sagte sie, „singe nicht mehr, es verhindert mich am Beten; lies die Verse nur." Die Nonne kniete nieder vor das Bett, und während sie die Psalmen vorsang, machte die Sterbende mehrere Male das Zeichen des Kreuzes.

Es wurde ganz finster.

Als die Nonne mit Licht zurückgekommen, war Praskofka nicht mehr; ihre rechte Hand ruhte auf der Brust, und die Richtung ihrer Finger zeigte, daß sie gestorben war, während sie sich mit dem Kreuze bezeichnete.

Wilmsen.

Erklärungen.

1) Man glaubte früher irrig, das Krähen des Hahnes schrecke den Löwen.

2) Nicht sowohl das Grunzen des Schweines, als vielmehr dessen übler Geruch macht, daß der Elephant das Schwein flieht.

3) Vogel des Jupiter — den Göttern und Göttinen des Alterthums waren gewisse Thiere heilig; so z. B. dem Jupiter (Zeus) der Adler; dem Neptun das Pferd; der Minerva die Nachteule.

4) Columbus — bekannt durch seine Entdeckung von Amerika, im Jahre 1492 den 10. Octbr.

5) Suwarow — einer der berühmten Feldherrn des 18. Jahrhunderts. Er schlug die Türken in drei blutigen Schlachten; nahm Krakau, die Hauptstadt Polens mit Sturm; focht in Italien, in Verbindung mit den Oestreichern siegreich gegen die Franzosen, und zog von da über die Alpen und den St. Gotthard in die Schweiz.

6) Alexander — mit dem Beinamen der Große, ist in der Geschichte als ein unersättlicher Eroberer bekannt. Er ward 365 vor Christus zu Pella geboren, und starb nach einem thatenvollreichen Leben in einem Alter von 32 Jahren in Babylon.

7) Babylon — die berühmteste Hauptstadt der Landschaft Babylonien in Asien, über deren Größe und Bauart die alten Schriftsteller Beschreibungen liefern, die ans Unglaubliche gränzen.

8) Bramin — Priester der Hindus, Ureinwohner von Ostindien.

9) Helios — der griechische Name der Sonne.

10) Vezier — eine obrigkeitliche Person bei den Türken, dem Range nach einem Staatsrath bei uns gleichkommend.

11) Schach — Monarch.

12) Chálif — Statthalter. So nennen sich die Nachfolger Mohameds, des Stifters der Religion, welcher die Türken zugethan sind.

13) Kadi — Richter.

14) Krösus — der durch seinen Reichthum bekannte König von Lydien.

15) Solon — einer der sogenannten griechischen Weisen und der berühmte Gesetzgeber der Athenienser; er lebte im 6. Jahrhundert vor Christus.

16) Diogenes — ein griechischer Weiser, der im 4. Jahrhundert vor Christus lebte. Er bekannte sich zu jener philosophischen Secte, die man die cynische nannte. Die Cyniker verschmähten jeden frohen Lebensgenuß und übten sich in jeder Art der Entbehrung, was nicht selten bei ihnen Vernachlässigung des Aeußern und Schmutz zur Folge hatte.

17) Stollen — eine Art Backwerk.

18) Spuden — sich beeilen.

19) Veroneser — die Bewohner der Stadt Verona, die im obern Theile Italiens an der Etsch liegt.

20) Chiusa — dieser Paß, dessen Festungswerke nun zerstört sind, liegt an der Etsch einige Meilen von Verona, und man kann noch jetzt durch ihn die von Deutschland nach Italien führende Straße sperren.

21) Trient — eine ansehnliche Stadt in der Grafschaft Tirol.

22) Turnier — ritterliche Lustkämpfe zu Pferd oder zu Fuß, wo Mann gegen Mann in voller Rüstung mit Speer oder Schwert kämpfte.

23) Wojewode — Feldherr der Polen und Ungarn.

24) Pästum — ehemals eine blühende Stadt in Unteritalien. Von ihr sind nur noch die prächtigen Ruinen dreier Tempel und ein Theil der Stadtmauer übrig.

25) Ischia — sprich Iskia; diese bei Neapel gelegene Insel ist in neuester Zeit durch den mehrmaligen Aufenthalt König Ludwigs daselbst den Bayern interessant geworden.

26) Horenglöckchen — das Geläute, wodurch in den Klöstern das Zeichen zum Beginne der Betstunden gegeben wird.

27) Posilippo — ein Bergrücken bei Neapel, durch welchen ein Durchgang wohl tausend Schritte lang gehauen ist.

28) Sphinx — ein fabelhaftes Thier, mit einem Frauenkopfe, Flügeln und Löwenhintertheil. Die Aegypter stellten dieselben aus Porphyr gehauen vor ihre Tempel, gleichsam als Wächter.

29) Kapri — eine Insel im neapolitanischen Meerbusen.

30) Sorrentinische Küste. — Sie zieht sich von der Stadt Sorrentum, die der Insel Capri gegenüber liegt an dem Meerbusen von Puzzuoli hin.

31) Epomeo — ein sehr hoher Berg auf der Insel Ischia. Er ist ein ausgebrannter Vulkan.

32) Polypenarmen — der Polyp ist ein kleines Thier, das den Uebergang von Thier zur Pflanze bildet; daher Pflanzenthier genannt. Er hat 6—10 Arme, womit er die Insekten ergreift, die seine Nahrung ausmachen. Man fabelte ehemals von Polypen von ungeheurer Größe, die sich auf dem Meeresgrunde aufhalten und selbst große Schiffe mit ihren Armen fassen und in die Tiefe ziehen sollen.

33) Gondel — ein mit einem Häuschen versehener Kahn, deren man sich besonders häufig in Venedig bedient.

34) Nisita — eine Insel bei Neapel.

35) Baja — eine kleine Stadt unfern Puzzuola mit einem vortrefflichen Hafen. Zu den Römerzeiten wurde dieser Ort theils seiner herrlichen Gegend, theils der Bäder wegen sehr besucht.

36) Kuma — ehemals eine Stadt, durch den Aufenthalt der kumanischen Sybille (einer Wahrsagerin) berühmt; jetzt erblickt man von dieser Stadt nur die Ruinen.

37) Linternum — ein Landgut des Scipio Afrikanus.

38) Elyseische Felder — mit diesem Namen werden eigentlich die Wohnsitze der Seligen bezeichnet.

39) Avernus — ein See, von dem man erzählte, daß seine vergiftete Ausdünstung die über ihn hinfliegenden Vögel tödte.

40) Lava — geschmolzene, metallartige Materie, welche ein feuerspeiender Berg auswirft.

41) Delphin — ein Fisch, der gern in der Nähe von Menschen sich aufhält und häufig den Schiffen nachschwimmt.

42) Procida — eine kleine Insel bei Neapel.

43) Lukriner-See — unweit Neapel. Bei einem Erdbeben im Jahre 1538 stieg aus diesem See der Monte nuovo auf.

Das Wasser dieses Sees ist heut zu Tage größtentheils versumpft.

44) Casamiccia — sprich Casamitschia.

45) Aroma — gewürzhafter Geruch.

46) Madera — ein berühmter Wein, der auf der afrikanischen Insel Madera gewonnen wird.

47) Bassin — Wasserbehältniß.

48) Barriéren — alles was einen Zugang versperrt.

49) Hautrelief — sprich Hohrelief, hocherhabenes Bild oder Schnitzwerk.

50) In pontificalibus — in Priesterkleidung, hier in Amtskleidern.

51) Extremitäten — Endglieder — Finger und Zehen.

52) Symetrie — Gleich- oder Ebenmaß.

53) Ritus — Kirchengebrauch.

54) Rio Janeiro — Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums Brasilien.

55) Amphitheater — in seiner eigentlichen Bedeutung bezeichnet dieses Wort ein großes, ovalrundes Gebäude, in welchem Fechterspiele, Thiergefechte und zuweilen auch Seeschlachten von den Römern gegeben wurden; hier eine Landschaft, in deren Hintergrund sich Felsen aufthürmen.

56) Ambrosischer Duft — ein Wohlgeruch, so angenehm wie der, welcher von dem Ambrosia, der Götterspeise aufsteigt.

57) Mestizen — Abkömmlinge von Europäern oder Weißen und Indianern.

58) Canot — kleines Boot der Indianer.

59) Generalconsul — der über die andern Consuln, Handelsbeschützer, d. i. jene Männer gesetzt ist, welche in fremden Seestädten aufgestellt sind, um die Rechte ihres Volkes in Betreff der Handelsverträge zu schützen.

60) Minas — eine Statthalterschaft in Brasilien.

61) Kabinda und Benguela — Länder auf der Westküste von Südafrika.

62) Mulatte — Halbmohr, von schwarzen und weißen Eltern.

63) Colibri — Fliegenvogel, eine Gattung äußerst kleiner, wunderschöner Vögel, die man blos in Amerika findet.

64) Helena — eine brittische Insel bei Afrika, worauf Napoleon als Verbannter lebte und starb.

65) Kaffeeplantage — sprich Kaffeeplantasche; Kaffeepflanzung.

66) Brodbaum — ist für die Indianer das, was für uns das Getreide. Die Früchte desselben werden theils roh gegessen, theils wird ein Teig daraus bereitet, der zwischen Blättern in heißer Asche gebacken wird und der wie unser Weizenbrod schmecken soll.

67) Parasiten — Pflanzen, die an starken Gewächsen hinaufranken.

68) Guirlanden — sprich Ghirlanden; Blumen- oder Fruchtgehänge.

69) Grotesken — seltsam, wunderlich.

70) Athener — die Bewohner jenes weltberühmten Athens, wo vor allen griechischen Städten des Alterthums Künste und Wissenschaften blühten.

71) Die Richter ließen ihn kommen. Es war in Athen ein sehr ehrwürdiges Gericht, Areopagus genannt, dessen Geschäft es unter andern war, nachzuforschen, ob jeder Bürger auf eine rechtliche Weise seinen Lebensunterhalt sich erwerbe.

72) Morgarten — ein Berg an der Grenze des Kantons Schwyz, der durch die Niederlage bekannt ist, welche Leopold der Bruder des Kaisers Friedrich (der Schöne genannt) von Oestreich von den Schweizern erlitt; diese hielten es mit Ludwig dem Bayer, der zu der nämlichen Zeit, wie Friedrich als deutscher Kaiser erwählt wurde und mit ihm um die Krone kämpfte.

73) Herkules am Scheidewege — Als Herkules, der größte und berühmteste aller griechischen Heroen (Halbgötter) das Jünglingsalter erreicht hatte — so erzählt die Fabel — erschienen ihm zwei liebliche Gestalten, von denen die eine, die Wollust, ihn einlud, ihm auf den blumigen Pfad, den sie ihm zeigte, zu folgen; die andere aber, die Tugend, ihm zwar Mühe und Arbeit, aber am Ziele Ruhm und Unsterblichkeit verkündigte, wenn er sie zur Führerin wählte. Die Tugend siegte, und Herkules beschloß, ihr mit festem Schritte zu folgen trotz allem, was ihm begegnen würde.

74) Chronik — Jahrbuch.

75) Hogarth — ein berühmter Maler und Kupferstecher Englands. Er erwarb sich besonders einen Namen durch seine Geschicklichkeit, Scenen aus dem Leben mit höchster Wahrheit darzustellen, und wenn es ihm gefiel, ihnen einen Anstrich von Lächerlichkeit zu geben.

76) Navarra — eine Provinz der spanischen Monarchie.

77) Maure — die Saracenen und Araber, welche Spanien eroberten, hießen Mauren, weil sie aus Mauretanien, einer afrikanischen Provinz herkamen.

78) Mecca.

79) Phlegeton — bei den Alten einer von den Flüssen der Unterwelt, welche Feuerströme fortwälzten.

80) Chaos — Urgemisch — wüste Unordnung.

81) Salamander — auch Feuermolch — eine Art schwarz- und gelbgefleckter Eidechsen, die eine kurze Zeit, vermöge eines milchartigen Saftes, den sie von sich spritzen, ein schwaches Kohlenfeuer auszuhalten vermögen.

82) Bernet — ein berühmter französischer Maler, der in Seestücken alle Maler seiner Zeit übertraf.

83) Lacrimae Christi — ein berühmter Wein.

84) Anachoretenzelle — Wohnung eines Mönchs, der für sich in der Einsamkeit lebt.

85) Hackert — einer der berühmtesten Landschaftsmaler.

86) Nemi und Albano — Seen in der Umgegend vom Rom; wovon der letztere besonders durch den Ableitungskanal (Emisar) bekannt ist, welchen die Römer bei der Belagerung von Veji im Jahr 390 vor Christi, gruben.

87) Plinius — mit dem Beinamen der Aeltere, ein römischer Ritter und Gelehrter. Er ward ein Opfer seiner Wißbegierde. Da er bei dem Ausbruche des Vesuv, im Jahre 79 nach Christi, sich zu nahe an den brennenden Berg wagte, erstickte er von dem Schwefeldampfe.

88) Herkulanum, Pompeji und Stabiä — Städte, welche im Jahr 79 nach Christi von einem Lavastrom so gänzlich bedeckt wurden, daß man keine Spur mehr von ihnen finden konnte. Erst im Jahr 1711 entdeckte man bei einem Brunnengraben Herkulanum wieder und 1750 Pompeji und Stabiä.

89) Vorder-Kastell — oder Bock ist der vordere inwendige Theil des Schiffes, wo sich die Küche befindet.

90) Eingerefft — wenn man langsamer fahren will, oder der Wind stärker zu wehen anfängt, so läßt man die Segel herunter, dieß nennt man reffen oder reefen.

91) Sextanten — ein Instrument, das dazu dient, die Höhe der Sonne zu bestimmen und dadurch den Punkt der Breite anzugeben, wo sich das Schiff eben befindet.

92) Perpendikularlinie — senk- oder lothrechte Linie.
93) Raa — Segelstange.
94) Cook — sprich Kuk, ein berühmter Seefahrer und Weltumsegler.
95) Ephesus — die ehemalige berühmte Hauptstadt von Jonien in Kleinasien.
96) Dryas — eine Waldnymphe. Schutzgöttin der Bäume, namentlich der Eichen.
97) Bewindhebber — Direktor.
98) O-Tahiti — die größte unter den gesellschaftlichen- oder Societäts-Inseln, zu Australien gehörig.
99) Rief — oder Riff, eine von den Seeküsten sich lang hinausstreckende Sandbank mit verborgenen Klippen oder Untiefen.
100) Tunika — Leibrock, wie ihn die Römer zu tragen pflegten.
101) Draperien — der Faltenwurf der Kleidung.
102) Pud — russisches Handelsgewicht zu 40 Pfund.
103) Werste — russische Meile.
104) Gladiatorenkampf — Gladiatoren heißen die Fechter, welche zu Rom in dem öffentlichen Kampfspiele zum Vergnügen des römischen Volkes auf Leben und Tod mit einander kämpfen mußten.
105) Arena — der mit Sand bestreute Ort im Amphitheater, wo die Gladiatoren kämpften.
106) Legion — eine Abtheilung des römischen Heeres, deren Größe nicht immer dieselbe war.
107) Trajan — ein berühmter römischer Kaiser, der 96 Jahre nach Christus den Thron bestieg.
108) Athleten — so heißen bei den Griechen die Kämpfer in den körperlichen Uebungen.
109) Symbol — Bild.
110) Scythisch — der Name der Scythen war sehr unbestimmt. Man verstand darunter bald ein einzelnes Volk, bald alle nomadischen Völkerstämme, welche im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres bis tief ins östliche Asien wohnten.
111) Scandinavisch — Scandinavien bezeichnet die drei nordischen Reiche: Dänemark, Norwegen und Schweden.
112) Repräsentanten — Stellvertreter.
113) Silurischen — die Siluren waren ein äußerst wildes Volk in Britanien, im heutigen Wales.

114) Kaledonischen — Kaledonier hieß eine Nation in dem heutigen Schottland.

115) Stoischer — die stoische Philosophie lehrte, man müsse standhaft und gleichgültig den Schmerz und alle anderen unangenehmen Eindrücke ertragen.

116) Operation — Verfahren.

117) Callesaren — Inhaber einspänniger Fuhrwerke.

118) Molo — ein in einem See-Hafen, in das Wasser hinein aufgeführter Damm.

119) Detail — umständliche Beschreibung, genaue Auseinandersetzung.

120) Arsenal — Zeughaus.

121) Vegetation — Wachsthum.

122) Consumtion — Verbrauch.

123) Broccoli — Spargelkohl.

124) Paradoxon — seltsame Behauptung.

125) Cynischer — vergleiche Num. 16. Diogenes.

126) Campagna felice — sprich Campanja felitsche.

127) Resultate — Ergebnisse.

128) Atella — eine Stadt, die zwischen Capua und Neapel lag. Von ihr hatten die atellanischen, gewisse theatralische Stücke ihren Namen, in welchen junge Römer auftraten, und bitter scherzend die Fehler ihrer Landsleute lächerlich machten.

129) Pulzinel — eine Maske auf dem Theater der Neapolitaner, welche durch Witz und Fröhlichkeit die Zuhörer sehr ergötzt.

130) Periodisch — zu gewisser Zeit wiederkehrend, wiederholt.

131) Locagna — sprich Locanja — eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranstaltete Lustbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüste und Wein in Springbrunnen Preis gegeben werden.

132) Friggitori — sprich Frittschitori; Kuchenbäcker.

133) Dekoration — Verzierung.

134) Harpune — Wurfspieß zum Wallfischfang.

135) Antilopenjad — die Antilopen sind ein dem Hirsche und Ziegengeschlecht gleich nahe verwandte Thierart, die in dem wärmeren Asien und Afrika einheimisch ist.

136) Manövriren — gewisse Stellungen und Bewegungen ausführen.

137) Provisionen — Vorräthe.

138) Palankins und Curricles Tragsessel und Fuhrwerk.
139) Garderobe — Kleidervorrath, Kleidungsstücke.
140) Seapoys — das aus den Landeseingebornen bestehende Fußvolk.
141) Dianen-Kostüme — eine kurzgeschürzte Kleidung, wie die Jagdgöttin Diana in den Abbildungen trägt.
142) Hudah-Elephantin — solche Elephantinnen, welche Tragsessel, die mit einem Thronhimmel versehen sind, auf ihrem Rücken befestigt haben.
143) Moschee und Pagode — Tempel der Türken — Tempel der Chinesen.
144) Siesta — Mittags- oder Nachmittagsruhe, die in warmen Ländern fast allgemein ist.
145) Bajaderen — Tänzerinnen.
146) Collation — Vesperbrod, Erfrischung.
147) Cultry — öffentliche Wirthshäuser zum Obdach für Reisende.
148) Fougrito — eine Art Raketen, die man den Raubthieren entgegenwirft.
149) Hindin — das Weibchen des Dammhirsches.
150) Colonne — eine Anzahl Soldaten, die neben einander einherzieht.
151) Cingalesen — Einwohner von Ceylon.
152) Colleras — große, breite Halsbänder.
153) Jenisey — großer Fluß in Sibirien.
154) Bogsiren — oder bugsiren, Schiffe durch kleine Fahrzeuge und Taue fortschleppen.
155) Fregatte — ein schnell segelndes Schiff mit drei Mastbäumen (Dreimaster), der unter 60 Kanonen hat.
156) Rhede — eine Gegend unfern einer Küste, wo Schiffe sicher vor Anker liegen können.
157) Andes und Cordilleren.
158) Horsten — nisten.
159) Cataracten — Wasserfälle.
160) Asyl — Zufluchtsort.
161) Witterung — der Geruch, den Raubthiere von ihrer Beute oder ihren Verfolgern haben.
162) Jehova — der Unvergängliche — Gott.
163) Söller — ein plattes Dach mit einem Geländer versehen.

164) Die Juden pflegen diese Ceremonie beim Anfange und Ausgange eines Festtages, besonders des Sabbaths zu verrichten.

165) Eden — der erste glückliche Aufenthaltsort der Menschen nach ihrer Schöpfung.

166) Lepanto — Stadt in Griechenland, in der Provinz Livadia, am Golf Lepanto.

167) Famagusta — Stadt auf der Insel Cypern.

168) Galeeren — Schiffe mit Segeln und Rudern, die nur zwei Masten haben.

169) Malteser Ritter — auch Johanniter — heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfang der Kreuzzüge und bei Gelegenheit der Wallfahrten im gelobten Lande gestiftet wurde.

170) Osmanen — so nennen sich die Türken.

171) Pascha — heißt bei den Türken der Statthalter einer Provinz, der auch zugleich Befehlshaber des Heeres ist.

172) Anker lichten — die Anker aus dem Meeresgrunde wieder herausziehen, dieß geschieht vor der Abfahrt eines Schiffes.

173) Trabant — Begleiter, Leibwächter.

174) Fanatismus — Glaubenswuth, Religionsschwärmerei.

175) Enterhacken — eiserne Werkzeuge, deren man sich bedient, um ein feindliches Schiff zu entern, d. h. heranzuziehen und es an das seinige zu befestigen, um dann in jenes hinüber zu springen, und es im Kampfe Mann gegen Mann nehmen zu können.

176) Telamonide — oder Sohn des Telamon. Dieser war Ajas, der tapferste aller Griechen.

177) Janitscharen — so hieß eine nun nicht mehr bestehende Gattung türkischer Soldaten.

178) Veteranen — alte gediente Krieger; der Name stammt von den Römern.

179) Gigantisch — riesenmäßig.

180) Priseschiffe — erbeutete Schiffe.

181) Don Quixote — sprich Don Kischott.

182) Korsaren — Seeräuber.

183) Renegaten — Renegat heißt ein Christ, der seinen Glauben abgeschworen, und zur mohamedanischen Religion übergetreten ist.

184) Kommenthur — Ritter, der eine Ordenspfründ besitzt — auch Befehlshaber über Ritterorden.

185) Vicedom — auch Vitzthum, Vicedominus — oberster Schutzherr einer Kirche, eines Stiftes.

186) Reichskleinode — sind Krone, Schwert, Ring, der Reichsscepter, Wappenrock, Reichsapfel, die Knieestiefel und ein Evangeliumbuch, die bei der Krönung eines deutschen Kaisers gebraucht, und in den Städten Nürnberg und Aachen aufbewahrt wurden.

187) Obelisk — Spitzsäule, aus einem einzigen Steine bestehend.

188) Blachland — flache Gegend.

189) Reichsbanner — Reichsfahne.

190) Madscharen — Ungarn.

191) Salbuch — das Buch der Rechtsame und der Gerichtssatzungen.

192) Amphisbänen — Doppelgänger, da diese Schlangen manchmal auch rückwärts gehen.

193) Convulsivisch — krampfhaft.

194) Terminirte — terminiren nennt man das Einsammeln milder Gaben an Lebensmitteln zum Unterhalte eines armen Klosters oder auch eines Einsiedlers.

195) Texel — kleine Insel zwischen dem deutschen Meere und der Südsee zu.

196) Lootsmann — heißt ein der Gegend eines Hafens, einer Rhede, oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe leitet, daß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stossen und Schaden nehmen.

197) Immi — ein holländisches Flüssigkeitsmaaß.

198) Quarantaine — Reinigung, die ein Fremder, der aus einer, wegen Ansteckung verdächtigen Gegend kommt, aushalten muß, die auch gegen Schiffe beobachtet wird.

199) Hanseatischer — Gegen die Mitte des 13. Jahrh. schlossen die deutschen Seestädte mit einander einen Bund, sich gegenseitig gegen See- und Landräubereien zu schützen. Dieser Bund hieß hanseatischer oder Hansa, d. h. ein zur wechselseitigen Beihülfe geschlossener Bund. Dieses allgemeine Bündniß lösete sich später und es blieben nur Hamburg, Lübeck und Bremen.

200) Non comprendo — ich verstehe es nicht.

201) Missolunghi — eine kleine Stadt an dem ätolischen Gestade.

202) Peloponnesus — oder Morea.

203) Suliotenheld — dieser ist Bozzaris, Anführer der Sulio-

ten, eines sehr kriegerischen und tapfern Bergvolkes in Niederalbanien, dem ehemaligen Epirus.

204) Akarnanische Seen — Akarnania eine Landschaft in dem Theile des alten Griechenland, der jetzt Livadia heißt. Es finden sich hier beträchtliche Seen. Der Fluß Achelous, der größte in Griechenland, scheidet Akarnanien von Aetolien.

205) Stratarchen — Heeresführer.

206) Albaneser — oder Arnauten, ein Völkerstamm in Griechenland, der sich zur mohamedanischen Religion bekennt, und durch seine Söldnerdienste bei den Türken bekannt ist.

207) Leonidas — König von Sparta, berühmt durch seinen Heldentod, den er sammt 300 Spartanern im Jahre 480 vor Chr. bei Vertheidigung des Engpasses von Thermopylä gegen die Perser fand.

208) Seraskier — türkischer Oberbefehlshaber über ein ganzes Heer, bei uns Generalfeldmarschall.

209) Feldherrnchlamys — Feldherrnkleid.

210) Terrain -- Platz — hier das Schlachtfeld.

211) Trophäen — Siegeszeichen.

212) Das Kreuz über den Halbmond — die Christen über die Türken; die Griechen führen in ihren Fahnen ein Kreuz, die Türken einen Halbmond; hier das Zeichen statt des dadurch Bezeichneten.

213) Hekatomben — eigentlich feierl. Opfer von hundert Stieren; hier überhaupt Sühnungsopfer.

214) Eparch — Staathalter.

215) Terrasse — stufenförmige Erhöhung auf einem Hügel.

215) Porticus — Säulenhalle.

216) Amphorä — Weinkrüge.

217) Villa — Landgut.

218) Isis — eine weibliche ägyptische Gottheit.

219) Aeskulap — Gott der Heilkunde.

220) Vesta, altrömische jungfräuliche Göttin.

221) Freskomalereien — Gemälde auf nassen Kalk gemalt.

222) Portici — k. Lustschloß bei Neapel, bemerkenswerth durch die herkulanischen Gemälde, die dort aufgestellt sind.

In der Joseph Lindauer'schen Buchhandlnng in München sind folgende Unterrichtsbücher erschienen:

Deutsche Anthologie zum Schul- und Privatgebrauche, nebst einer Anleitung zum Declamiren, so wie auch Sach- und Wort-Erklärungen zu den enthaltenen Stücken, von J. von Hefner, k. bayer. Studienlehrer in München. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. broch. 54 kr. oder 12 ggr.

Elementarbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 1r Curs Etymologie. Von J. von Hefner, k. b. Studienlehrer in München. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 fl. 21 kr. oder 18 ggr. Desselben Werkes 2r Curs, Syntax. gr. 8. 1 fl. 21 kr. oder 18 ggr. Desselben Werkes 3r Curs gr. 8. 54 kr. oder 12 ggr.

Anleitung zu griechischen Stylübungen in Regeln und Beispielen, von K. F. Halm. Des 1sten Theiles 1r und 2r Curs, auch unter dem Titel:

Elementarbuch der griechischen Etymologie 1r Curs, das Nomen und das regelmäßige Verbum, 2r Curs, das anomale Verbum und Lehre von den Präpositionen enthaltend. gr. 8. jeder Curs 54 kr. oder 12 ggr.

Elementarbuch der griechischen Syntax, in Regeln und Uebungsaufgaben, bearbeitet v. K. F. Halm. 1r Curs, Lehre von der Syntax des Nomens. gr. 8. 54 kr. oder 12 ggr.

Lateinische Anthologie zum Gebrauch für die unteren Classen gelehrter Schulen, mit Anmerkungen und einer lateinischen Verslehre von J. B. Hutter, k. Rektor in Dillingen. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr.

M. Tulii Ciceronis CATO MAJOR seu de senectute ex recensione Gernhardi selectam lectionis varietatem subjecit, notulas puerili institutioni accommodatas nec non indicem historicum addidit J. B. Hutter, Rektor in Dillingen. gr. 8. 45 kr. oder 10 ggr.

Kurzgefaßte Geschichte des Königreichs Bayern, zum Gebrauche beim Unterricht in den königl. bayer'schen Schulen, von Dr. J. Milbiller. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage, von A. Mengein, wirkl. geistl. Rath,

Domkapitular und Direktor des k. Erziehungs-Instituts für Studierende zu München. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr.

Kurzgefaßte Geschichte der Deutschen, zum Gebrauche beim Unterricht in Gymnasien von Dr. J. Milbiller. Neue mit einem Anhang vermehrte Auflage. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr.

Deutsche Grammatik zum Gebrauche in lateinischen Schulen und Unterrichtsanstalten, für classische Bildung eingerichtet von J. G. Beilhack, k. Studienlehrer in München. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 54 kr. oder 12 ggr.

Lehrbuch der deutschen Stylistik für Studienschulen und Gymnasien bearbeitet von J. G. Beilhack. gr. 8. 1 fl. oder 14 ggr.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Gymnasien und höhere Schulen, von Joh. Nep. Uschold, königl. bayer. Professor am Gymnasium zu Straubing.

1r Theil alte Geschichte. gr. 8. 1 fl. oder 14 ggr.
2r Theil mittlere Geschichte. 1 fl. 36 kr. oder 22 ggr.
3r Theil neuere und neueste Geschichte. 1 fl. 21 kr. oder 18 ggr.

Muster-Sammlung aus deutschen Dichtern, mit dem Nibelungen-Liede im vollständigen Auszuge von Dr. Söltl, k. Professor in München. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

C. SALUSTI CRISPI OPERA. Grammatisch und historisch erklärt von Ant. Jaumann, Direktor des k. Erziehungs-Instituts und Rector des Gymnasiums in Neuburg an der Donau. gr. 8. 1 fl. 36 kr. oder 22 ggr.

Tabelle der unregelmäßigen griechischen Verba, verfaßt von A. Mengein, wirkl. geistl. Rath, Domkapitular und Direktor des k. Erziehungs-Instituts für Studirende in München. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. Fol. 12 kr. oder 3 ggr.

Novum Testamentum graece. Ad optimorum librorum fidem recensuit Ant. Jaumann. Cum selecta lectionum varietate. 8 maj. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Ferner ist in der Verlagshandlung erschienen:

Auerbacher, L., Grundlinien der Rhetorik nach einem neuen und einfachen Systeme. 8. 10 ggr. 45 kr.

— — Lehrbuch des deutschen Styls, nach einem neuen und einfachen Systeme entworfen. 1te und 2te Abtheil. 2te verb. Aufl. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

— — dessen 1te Abth. 2te Aufl., auch unter dem Titel: Grundlinien der Stylistik. 8. 12 ggr. 54 kr.

— — dessen 2te Abth. 2te Aufl., auch unter dem Titel: Grundlinien der Rhythmik der deutschen Sprache. 8. 12 ggr. 54 kr.

— — über die Methode des rhetorischen Unterrichts, zunächst als Vorrede zu den Grundlinien der Rhetorik. 8. 8 ggr. 30 kr.

Engelbrecht, A., neues allgemeines Unterrichts- und Lesebuch für Bürger- und Landschulen und häusliche Bildung. 2te Ausg. gr. 8. 12 ggr. 48 kr.

Erzählungen, rührende und lehrreiche, für die Jugend. 2te verm. Aufl. mit Kupf. 8. 16 ggr. 1 fl. 12 kr.

Fischer, vollständiges kathol. Religions-Lehrbuch für die gelehrten Schulen und Leute höherer Bildung. 2te verm. Aufl. 8. 14 ggr. 1 fl.

Hefner, Jos. v., Blüthenkränze für deutsche Mäd- chen. Eine Auswahl von Gedichten und Glückswünschen. geh. 10 ggr. 45 kr.

Hölderich, J. M., Anleitung zum Studium der allgemeinen Geographie zum öffentlichen Privatgebrauche. 9te Aufl. gr. 8. 8 ggr. 30 kr.

— — religiöse Betrachtungen nebst einigen Gedichten sinnverwandten Inhaltes, zur höhern Anregung und Stärkung des Herzens. gr. 12. geb. ord. Pap. 8 ggr. 36 kr. fein Pap. 10 ggr. 45 kr.

— — Conjugations-Tabelle der lateinischen Sprache. In einer Tabelle. gr. Fol. 2 ggr. 8 kr.

Leitfaden zum Unterrichte in der Elementaren- Mathematik; für seine Schüler entworfen von Dr. Georg Mayer, Professor am alten Gymnasium in München.

II. Abtheilung, Stereometrie und Trigonometrie. Mit einer Steintafel. gr. 8. 54 kr.

Maffei, J. v., italienisches Lesebuch für Anfänger. Zum öffentlichen und Privat-Sprach-Unterricht mit erklärenden deutschen Anmerkungen. 3te Aufl. gr. 8. 1 Rth. 4 ggr. 2 fl.

Vestner, Ant., Anfangsgründe der mathematischen Analysis und der höhern Geometrie, mit besonderer Hinsicht auf deutliche Darstellung, der in diesen Wissenschaften vorkommenden Grundbegriffen. Zum Gebrauche in Schulen. Mit 3 Steintafeln. gr. 8. 2 Rth. 3 fl. 36 kr.

Waas, J., Bayerns Geschichte für Schulen. 2te verb. und verm. Auflage. 8. 6 ggr. 24 kr.

— — nützliche und unterhaltende Kenntnisse zunächst für die Jugend und wohl auch für Erwachsene, mit 1 Kupfer. gr. 8. 12 ggr. 48 kr.

Westenrieder, L. v., Abriß der bayer. Geschichte mit 6 Kupfern. 2te Ausg. 8. 1 Rth. 8 ggr. 2 fl.

— — Abriß der deutschen Geschichte. Ein Lese- und Lehrbuch. 2te Aufl. 8. 12 ggr. 45 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hefner, Joseph <<von>>,

Deutsche Chrestomathie für den Schul- und Privatgebrauch enthaltend: Fabeln, Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen nebst Sach- und Worterklärungen

München 1834

P.o.germ. 590 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110669-4